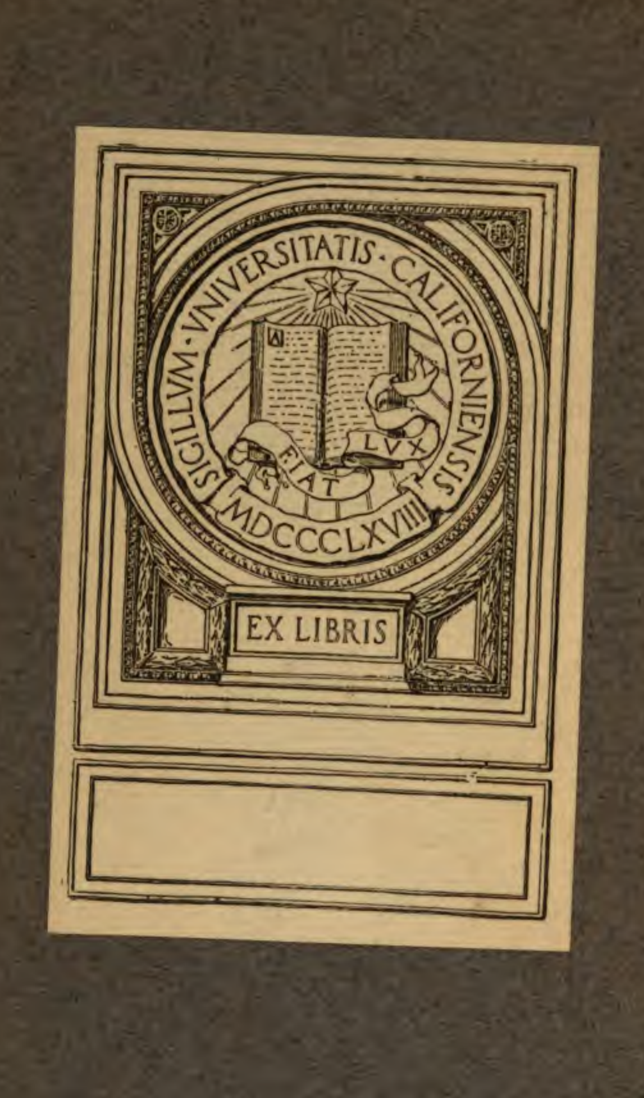
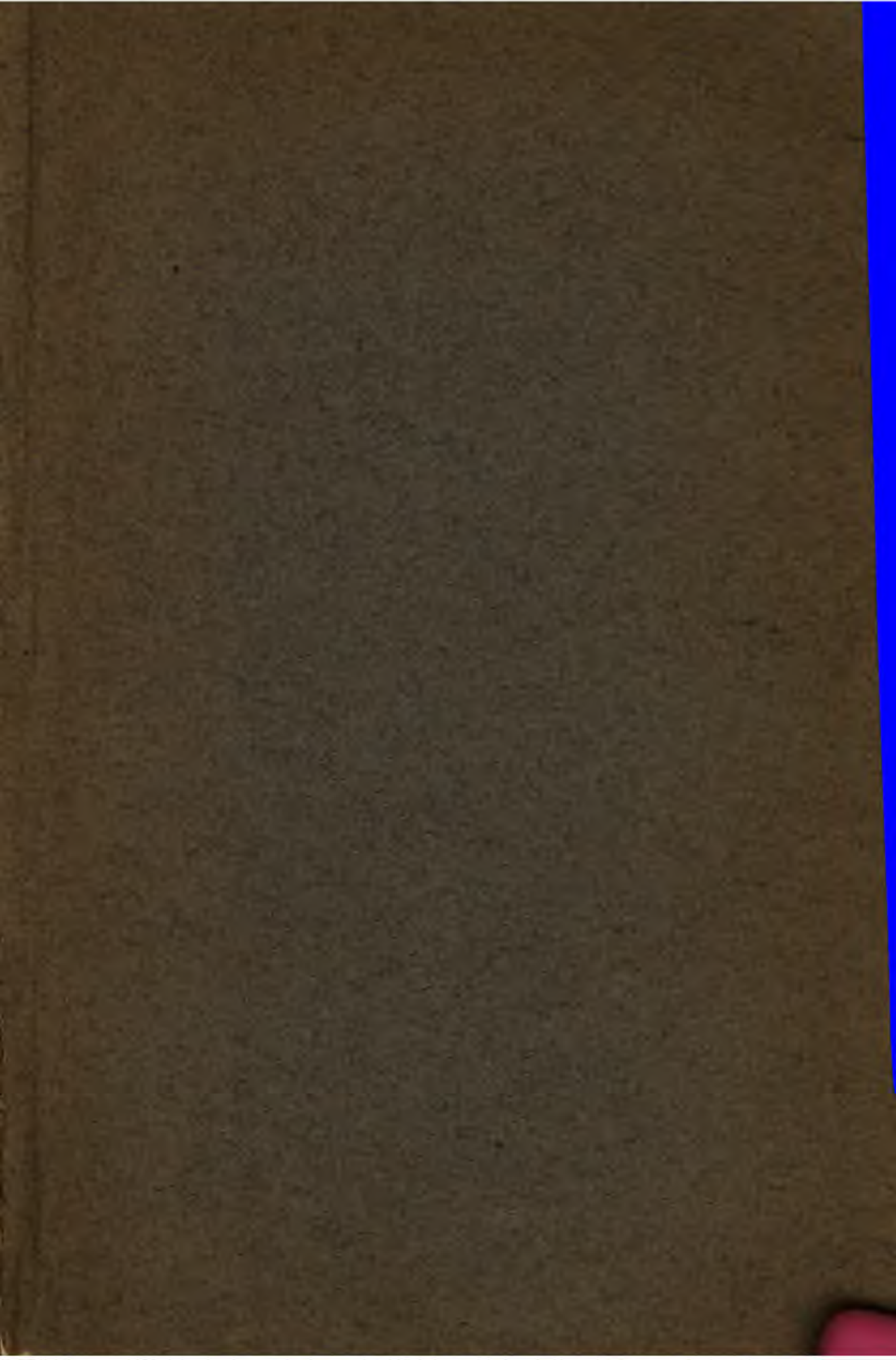


Zur Psychologie der Kultur

Briefe an die Großstadt

von A. l'Houet


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Zur Psychologie der Kultur.

Briefe an die Grossstadt

von

A. l'Houet.

Bremen 1910.
Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann.

Dem Rauhen Reiter

aus Wild West

ehrerbietigst gewidmet.

Dem Andenken

Albrecht Ritschls

des großen Romantikers.

Vorwort.

Es gibt eine Menge von Menschen in Deutschland, die seine Zukunft und Gesundheit in Luftschiffen, rauchlosem Pulver und Automobilen sehen. Wo Fabrikschornsteine rauchen, lebt man sich darin ein. Immer von neuem wird diese Weisheit in allen Städten gepredigt. Zum Schluß bringt sie in verderblichster Weise auch auf das Land hinaus! Und dem gegenüber durchzieht unser ebensolches Volk eine offensichtliche Verzweiflung an der Gegenwart. Man fühlt, daß man nicht auf rechtem Wege ist. Angesehene Zeitungen sprechen es offen aus, eine große Umkehr sei für uns nötig, aber dieselbe komme vielleicht erst nach einer großen Katastrophe.

Es ist eine deutliche Nebenabsicht der folgenden Seiten mit, von der Verkehrtheit solcher Anschauungen zu sprechen. Wir wissen, wir werden darin keine allgemeine Zustimmung haben, aber doch welche, auch welche von Bedeutung.

Wir wissen, es werden sich selbst mitten in der Hochkultur Leute finden, die die Sprache heraushören, welche Gott und Haus, Himmel und Wald zu uns reden, Leute, die von der ewigen Wahrheit sich von neuem überzeugen, die trotz allem und allem diese Sprache für Menschen und Völker bedeutet. —

Wir schrieben vor fünf Jahren eine ‚Psychologie des Bauerntums‘. Es steht dieser großen Welt der Natur gegenüber die große Welt unserer Kultur.

Das Buch ist entstanden auf eine zufällige Anregung hin von Herrn Professor Baumgarten in Kiel, von der ich nicht weiß, ob er sich ihrer noch entsinnt, und ob sie auch gerade so gemeint war. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß er einiges in ihm finden möge, das ihm zusagt.

Es wird im übrigen seinen Weg ziemlich allein suchen müssen. Unsere ganze starke jüdische Presse wird ihm wenig beistehen. Vielleicht gelingt es, ehe sie es totschlägt oder totschweigt, einer Auflage, sich durchzuarbeiten, von der ein Diaspora-Pfarrer einen Pfarrgarten erhalten soll, der bisher dort jede Kartoffel und jeden Kohlkopf kaufen muß und kein Geld dazu hat. Wenn das geschehen ist, dann mag die Mächtige den Band erwürgen.

Inhalt.

Einleitung.

A. Natur.

B. Religion.

C. Moral.

D. Übrige Lebensgebiete.

E. Ausblick.

Einleitung.

1. Kultur und Hochkultur.

Die deutsche Verfassungsgeschichte nimmt für Deutschlands Mittelalter in der Regel vier Stände an, Bauerntum, Bürgertum, Ritter und Klerus, die dem Mittelalter und seiner Art entsprechend auch ihre besonderen Wohnungen inne hatten. Das Bauerntum besaß das Land, das Bürgertum die Stadt, der Ritter die Burg, der Klerus die Klöster. Und im allgemeinen war der Zusammenhang zwischen ihnen gering. Es gab keinen Verkehr, es gab keine Übergänge. Im allgemeinen, wenn man so will, vertrat der Bauer die volle Natur des Volkes. Auch von nennenswerter Halbkultur war in weiten Schichten desselben doch damals noch nicht die Rede. Die Stadt vertrat eine Art Halbkultur. Und Klerus und Rittertum, wenn man so will, die Kultur. Natürlich nur in durchaus gemäßigter Weise. Von dem, was man heutzutage als Hochkultur bezeichnet, war in unserem Mittelalter noch nicht die Rede. Der Klerus hatte ein dahin neigendes internationales Element in sich. Aber die Klostermauern paralisierten und dämpften es wieder auf das stärkste. Und der internationale Zug im Rittertum und Fürstentum, der sie wohl die Welt auf Kreuz- und Römerzügen etwas kennen lernen ließ, war doch ebenso auch nur maßvoll. Die großen, den Gesichtskreis weitenden Künste des Lesens und Schreibens waren ihnen noch verschlossen.

Die Dinge liegen ähnlich und die Dinge haben sich verändert bei der Betrachtung der Gegenwart. Einmal ist es heutzutage erheblich schwieriger, mit der gleichen Sicherheit eine solche bestimmte Anzahl von Ständen überhaupt festzulegen. Aller

Verkehr ist so unendlich vielseitig geworden, alle Grenzen, wie man weiß, sind fließende geworden, überall finden sich Übergangsformen. Dann aber hat sich die Sache selbst verschoben. Dieses eingerechnet, wären es heutzutage vielleicht, etwas anders gruppiert, diese vier Stände, die uns zusammensetzten: Bauerntum, Stadt, Staat, Finanz. Das Bauerntum scheiden wir an dieser Stelle aus. Es wäre auch noch heute unsere Natur, soweit noch Naturströme es durchziehen, unser steter Erneuerungs- und Reservefonds. Wir haben es an anderer Stelle betrachtet. In Halbkultur, Kultur und Hochkultur würden sich die übrigen drei Stände teilen. Und zwar vielleicht in dem Schema, daß der Staat wohl von der Kultur, aber daneben bis zur Stunde in höchst wesentlicher Weise stets noch von allerhand Halbkultur bestimmt würde, die Stadt und die Finanz dagegen unsere eigentliche Kultur und Hochkultur ausmachten. Der Staat in seinen großen Tätigkeitsformen, Verwaltung, Kirche, Wissenschaft, Recht ꝛc. repräsentiert bis heute im ganzen die althergebrachte Lebensform. Auch unser moderner Staat trägt bis zur Stunde nächst dem Bauerntum die stärksten mittelalterlichen Elemente noch in sich. Der Staat hält nächst dem Bauerntum am zähesten fest an den alten Fundamenten, auf denen seit Jahrhunderten und Jahrtausenden unser Volk sich aufgebaut hat. Man weiß, wie zögernd der Staat allem Vorgehen, allen Neuerungen gegenübersteht. Nicht ganz so wie das Bauerntum. Aber man weiß, wie viel Spott auch er deshalb auszuhalten hat. Man erlebt allerdings auch Tag für Tag, daß ihm deshalb erheblich weniger Mißgriffe widerfahren, wie unsern Mächten der eigentlichen Kultur und Hochkultur oft in den vitalsten Dingen. Als an irgendwelchen Hort, an irgendwelchen Faktor, der nach Grundsätzen handelt, vor allem in erster Linie nach moralischen, kann an sie nie appelliert werden, und wird auch, wie bekannt, nie apelliert, ebensooft aber bekanntlich an den Staat. Das liegt, man kann es mit einem Wort sagen, daran, daß er immer noch auch Halbkultur und nicht wesentlich Kultur und Hochkultur pflegt.

Was ist nun aber überhaupt Kultur und Hochkultur? Wie wird man die Worte erklären?! Am einfachsten jedenfalls, vielleicht auch am zutreffendsten als die Weiterentwickelung der Halbkultur. Oder vielleicht klüger, wir versitzen uns überhaupt

nicht in das Gestrüpp einer Definition derartig verwickelten Begriffe. Wir fassen einfach kurzerhand die beiden in Rede stehenden Stände ins Auge: Die Lebensprinzipien, nach denen die sich entfalten, die kommen dem, was wir mit den Begriffen Kultur und Hochkultur bezeichnen möchten, entgegen. Es ist eine Entfaltung ja durchaus nicht in rein gutem Sinne. Es ist eine Entfaltung nur sehr bedingt im Sinne einer Entwickelung, vielmehr, wie jeder weiß, unendlich oft im Sinne einer Entartung. Bei der modernen Großstadtart kommen die vielen ungünstigen Faktoren zur Mitwirkung, die im folgenden der Inhalt der einzelnen Kapitel sein sollen, die Engigkeit des Daseins, die nie abreißenden Reizmittel, das Leben in Vollkraft und Überkraft, das Leben in einem steten Fluktuiren, das Leben in einer zunehmenden Rasselosigkeit usw. usw. Sie alle kommen zusammen und verwandeln so oft jede Entwickelung nach einigen Schritten in eine Entartung. Und bei der modernen Großfinanz, dieser ebenso mächtigen wie verkrüppelten Welt, besorgt das alles, noch mehr wahrscheinlich das Gold. Dieser Faktor, an dem schon unendlich oft die Menschen und die Völker entartet sind, bewirkt ebendasselbe bei ihr.

Die Art unserer heutigen Stände wird vielleicht am klarsten, wenn man eine Anzahl von Lebensgebieten betrachtet, die von allen vier gepflegt werden. Die Art und Weise, wie dieselben das tun, zeigt ihren verschiedenen Charakter. Man kann ja zu solchem Vergleiche nicht gut alle Lebensgebiete heranziehen, denn durchaus nicht jeder Stand pflegt jedes Lebensgebiet. Der Staat pflegt keinen Handel, keine Industrie. Die Stadt pflegt keinen Ackerbau, keine Viehzucht, auch eigentlich keine Wissenschaft. Gar die Finanz ist am allereinseitigsten, pflegt überhaupt fast nur Industrie und Handel, zuletzt überhaupt nur Geldhandel. Alles andere läßt sie die anderen Stände für sich tun. Die meisten Lebensgebiete zu einem selbständigen Ganzen abgerundet, pflegt wahrscheinlich das Bauerntum. Also wir fassen einige Gebiete ins Auge, die von allen vier Ständen bearbeitet werden.

Es braucht ja den Überschriften kaum viel hinzugefügt zu werden: Bauernreligion, Staatsreligion, Stadtreligion, Finanzreligion! Bauernkirche, Staatskirche, Stadtkirche, Finanzkirchlichkeit! Bauernmoral, Staatsmoral, Stadtmoral, Finanzmoral! Bauernkunst,

Staatskunst, Stadtkunst, Finanzkunst! Der Lebensgenuß! Beim Bauerntum, beim Beamtentum, in der Großstadt, bei der Finanz! Die Kleidung! Beim Bauern, beim Beamten, beim Großstädter, beim Finanzmann! usf. Man braucht die Überschriften fast nur zu nennen. Wir haben vier Entwickelungsstadien vor uns, die auf derselben Linie liegen und in ihren Lebensprinzipien mehr oder weniger eins aus dem anderen entstanden sind. Die Bauernmoral ist die festeste und normalste, der grüne Wald und der blaue Himmel wirken auf sie mit ein. Die Staatsmoral weist bereits allerlei Folgen einer weniger normalen Daseinsform auf. Die Stadtmoral noch mehr. Was fällt in diesen Babels alles bereits vor, wogegen man völlig hilflos ist. Und die Großfinanz behält sie mehr oder weniger nur noch als schönen Mantel, in den sie sich drapiert. Oder die Religion! Beim Bauerntum abermals so normal! Keine Orthodoxie, kein Pietismus, kein Rationalismus, nichts von all solchen Stadtgebilden, sondern eine Religion, an der wieder der Wald und der freie Himmel mitarbeiten. Sehr viel weniger naturgemäß schon beim Staate, oft so wunderlich verknöchert, mit einer Hinneigung immer zu allerhand Theologie. Ebenso, nur anders, aber meist noch mehr entartet in der Großstadt, und zum Dekorationsstück geworden bei der Großfinanz. Oder der Lebensgenuß! Beim Bauern, wie bei seinem Hunde oder seiner Katze, nicht viel anders. Sie fressen aus einer unscheinbaren Schüssel, aus einem ihnen überlassenen Holzschuh, und sind so glatte, schöne Tiere dabei. Der Lebensgenuß beim Beamten! Der Lebensgenuß so ungleich verfeinert in der Großstadt! Und der Lebensgenuß bei der Finanz! Es sind Menschen, denen das göttliche Ebenbild oft gänzlich verloren gegangen ist. Die Nahrung muß ihnen aus Edelmetall zugeführt werden. Das Gegenstück vom Holzschuh! Es geht nach und nach mit jedem Volk so, daß die unterste Naturschicht, die häuslichste, die solideste, im Laufe der Zeit überhaupt verschwindet und oben darüber statt deren eine durchaus unsolide mit den schlechtesten Grundsätzen herauswuchert. Von der Häuslichkeit ist sie über die Öffentlichkeit bis zur Internationalität gelangt. Vielleicht ist das ihre Hauptkrankheit.

Über das monatliche Haushaltsgeld, d. i. über den Menschenverbrauch, den unsere Stände in ihrer Auswirkung treiben, lohnt es

sich, noch einen Augenblick nachzudenken. Es ist leicht ersichtlich, daß auch der von unten nach oben zunimmt. Das Bauerntum arbeitet am solidesten, wahrscheinlich am besten, und dabei am sparsamsten. Bauernleben greift nicht an. Alle Väter hinterlassen gleich gesunde Söhne. Derselbe Punkt liegt auch noch gut im Staate. Es ist nicht Zufall, daß alle Familien, die Generation auf Generation sich dem Staatsdienste widmen, so oft schon Jahrhunderte alt sind. Ganz anders wird die Sache bei der Großstadt. Und noch anders bei der Finanz. Für die Großstadt geht die bekannte Rede, daß eine Familie in ihr drei bis vier Geschlechter hindurch mitarbeiten kann, dann aufhört, untertaucht. Und von den Hautefinanziers und Ringherrn hört man so oft dasselbe wieder durchsickern, daß bereits ihre Söhne völlig untauglich sind. Hier verbrennt der Mensch am schnellsten. Er reißt in seiner Wüstheit erst oft Millionen andere in den Abgrund hinein und dann sich selbst mit. Dies letzte Arbeiten eines Volkes ist das verschwenderischste und ideallosefte.

An solchen Zusammenhängen ändert natürlich nichts, daß jeder Stand zum Schluß gerade das ihm liegende Leben ein eigentliches „Leben" nennt, daß der verwilderte Mensch, wenn er mit siebenunddreißig Jahren sich aufgebraucht hat, solches siebenunddreißigjährige Sichausleben, Sichaustoben womöglich erst ein rechtes Leben nennt. Mit solchen Anschauungen läßt sich natürlich schwer diskutieren.

2. Jugend und Alter.

Man vergleiche miteinander Jugend und Alter in der Natur, einen jungen und alten Baum. Es braucht in der Natur nichts darüber gesagt zu werden, daß Wert steckt allein in aller Baumjugend, nicht im Baumalter. Allein der junge Baum, solange seine Entwickelung sich auf der Höhe hält, hat gesundes Holz, gesunde Blätter, gesunde Früchte. Allein der junge, auf seiner Höhe stehende Baum liefert gute Saat und gute Reiser für die Fortpflanzung: Die

deutschen Baumschulen richten sich danach ebenso wie der javanische Kaffeezüchter. Und alles Alter am Baum taugt nichts. Das alte Holz wird schlecht, die Früchte, die Blätter werden schlecht. Die Saat wird schlecht. Allein der Künstler findet an ihnen etwas, daß sie malerisch sind. Deutschlands alte Erinnerungseichen und Vehmlinden, die oft nur zwei bis drei nennenswerte Äste noch haben, sind ihm malerisch. Er bedauert nichts mehr, als daß jeder Bauer seine Eichen um seinen Hof her ausgerechnet gerade dann umzuschlagen pflegt, wenn sie anfangen, in solcher Weise malerisch zu werden. Nie wird ein Bauer das Interesse der Stadtleute an solchem alten hohlen Linden- oder Eichenkrüppel begreifen.

Was wir sagten, ist noch klarer, wenn man sich einen ganzen Pflanzenorganismus vorstellt, bei dem Jugend und Alter gleich hoch und gleich stark nebeneinanderstehen, irgend einen Busch. Man denke an einen Johannisbeerbusch. Wird ein solcher sich selbst überlassen, so stirbt jeder von ihnen zum Schluß an derselben Ursache, dem Überhandnehmen des Alters in ihm. Die alten Triebe werden immer stärker. Sie tragen kein Wachstum, keine Blätter, keine Früchte mehr. Aber sie nehmen allen jungen Trieben Nahrung, Licht und Luft weg. Unbarmherzig lassen sie keinen derselben hochkommen, bis der Busch doch gerade in ihnen zugrunde geht. Jeder, der Büsche hat und der von ihnen was haben will, weiß, wie es seine Aufgabe zu sein hat, immer von neuem, was der Gärtner nennt, hier zu verjüngen, altes Holz wegzuschneiden, um dem jungen, aufschießenden Platz zu machen. Nur das junge taugt etwas.

Und was von Pflanzen gilt, gilt auch von Menschen. Hier liegt die Sache ja bereits undurchsichtiger. Nicht überhaupt. Bauerntum weiß ganz genau, daß bei seinem Alter nicht sein Schwerpunkt liegt. Aber für uns in der Kultur. Wir in der Kultur haben uns die Dinge bereits zu sehr verdreht. Wir leiden in ihr an zuviel Alter. Und dieses Kulturalter ist ein anderes wie Bauernalter. Kulturalter ist nicht lebenssatt. Kulturalter wünscht nicht seiner Jugend das Regieren abzutreten. Kulturalter wünscht so lange als möglich sämtliche Zügel in den Händen zu behalten. Und eine seiner Hauptaufgaben ist es, die These von

einer wenigstens geistigen fortwährenden Zunahme des Menschen im Alter zu verbreiten. Betreffs des Körpers läßt sich dieselbe beim besten Willen nicht aufrecht halten. Betreffs des Geistes geht es zur Not. Und da wird es dann mit allen Dingen betrieben: Der Mensch bewegt sich geistig immer aufwärts bis zu seinem Tode hin!

Das ist natürlich die bare Unwahrheit! Es geht tatsächlich dem Menschen genau wie der alten Eiche, die ihren Höhepunkt überschritten hat und die der Bauer niederschlägt, weil sie ihm von da ab unnützerweise seinen Platz einnimmt. Es geht ganz ebenso mit dem Menschen. Im Alter taugt an ihm sozusagen nichts mehr etwas. Eine gewisse, oft eine recht große weltliche Routine eignet er sich mehr und mehr an. Aber ihr moralisches Niveau wird immer niedriger. Die wirklichen Körperkräfte und Geisteskräfte gehen aus dem Menschen heraus, die großen, die hochfliegenden Gedanken verschwinden, die Ideale verschwinden. Selbst die Frömmigkeit taugt im Alter nichts mehr. Das Sprichwort hat sie richtig charakterisiert nur noch als Betschwester-Frömmigkeit. So liegen die Tatsachen in Wahrheit, es sind aber zu viele Faktoren, wie gesagt, vorhanden, die ein Interesse daran haben, sie zu verschleiern.

Und mehr noch finden sich ihrer vielleicht, die daran interessiert sind, den entsprechenden selben Vorgang ins Unklare und Verworrene zu hüllen, sobald es sich um ein ganzes Volk handelt. Nehmen wir, wie das durchschnittliche Alter einer Eiche auf 200, so das eines Volkes auf etwa 1000 Jahre an, so gilt für dieses das ähnliche wie für jenes. Als ganzes genommen besitzt ein Volk in seiner Jugend Körperkraft, Geisteskraft, Ideale, Frömmigkeit. Die Bequemlichkeit des Lebens verachtet es. Jeder einzelne und die Masse des Ganzen ist wie der mittelalterliche Ritter, der überall in der Sage auszieht auf Kampf und Abenteuer hin. Und im Alter ändert sich das alles. Man schwärmt für Friedenskonferenzen. Kampf und Streit werden einem Volke schrecklich. Die letzte Kraft, die man noch hat, arbeitet nur für eins, für immer größere Bequemlichmachung des Lebens. So gilt es für das ganze Volk. Und entsprechend gelten die gleichen Gesetze für seine einzelnen Schichten. Die an der Stelle der höchsten

Hochkultur sitzenden sind die weichlichsten, die herrschsüchtigsten, die bequemsten, die ideallosesten. Und die in den Gebirgen und Heiden des Landes wohnen, wo die Giftschlangen der Kleinbahnen nicht hineindringen können, oder von ihnen zu wenig Raub zu holen ist, da hält sich eine ganze Menge mehr an jeglicher Gesundheit, Körperkraft, Geistesfrische, Sittlichkeit, an Idealen, an Frömmigkeit, mit einem Wort an Jugend. Also wo die Dinge einfach liegen, haben sie bei jedem Volke so gelegen. Jedes Volk, das hinter uns liegt, daß seine 1000 Jahre auf Erden zurückgelegt hat, hat mit solcher Jugend angefangen und ist an solchen Alterssymptomen gestorben, mochten es nun Babylonier, Ägypter, Griechen oder Römer gewesen sein. Die absolut jungen und jugendfrischen Völker der Völkerwanderung stürzten sich auf die absolut alt und greisenhaft gewordenen Römer, und die wilden Horden ohne Waffen, Taktik und Strategie zerschlugen im ersten Ansturm Roms eisengepanzerte Garderegimenter, aus denen aller faktische innere Kern gewichen war. Von den genußsüchtigen, verweichlichten, schwächlichen und kränklichen römischen Legionären, in denen nirgends mehr Jugend und Nachwuchs lag, konnte wahrscheinlich der einzelne Vandale oder Westgote es mit ihrer zwanzig oder dreißig aufnehmen. Daher der furchtbare Schrecken in Rom.

Also so liegen die Dinge überall wieder, wenn sie einfach und klar liegen. So würden sie für unser Volk liegen, wenn es auf nichts Rücksicht zu nehmen hätte, wenn es allein stünde, wenn es keine Nachbarn hätte. Der gute Volkswirt, der einsichtige Volksfreund, sie würden sich, wenn sie wünschen dürften, in solchem Falle wünschen, ihr Volk wäre noch einmal fünfhundert Jahre jünger, stünde auf dem Standpunkt, auf dem es etwa damals stand: Wie das Alter sich wünscht, es stünde noch einmal in den Dreißigern oder Vierzigern. So lägen die Dinge, wenn sie einfach und unverwickelt lägen, wenn man ohne Rücksichten leben dürfte. Aber das dürfen wir nicht.

Deutschland ist umgeben von lauter ungefähr gleichartigen Staaten, von lauter etwa gleichalterigen Völkern. Tausend Fäden reichen von ihm in sie hinein, Tausend Fäden spinnen sich von ihnen zu uns herüber. Sie arbeiten alle mit dem Handwerkszeug, mit den Instrumenten, mit den Handgriffen des Alters. Sie haben alle

ihre Ideale ziemlich aufgegeben, haben sich alle ziemlich gleichmäßig eingelebt ins Diesseits, halten das Diesseits alle ziemlich gleichmäßig für die hauptsächlichste der möglichen Welten. Da kann ein mitten drin zwischen ihnen liegender Staat nicht anders sein nicht von ihnen abweichen. Es könnte eine Sonderstellung sein, deren Luxus ihm über Nacht seine Existenz kosten könnte. Den Gedanken ausgedacht, ein mittelalterlicher Staat umgeben von modernen, mittelalterlicher, im Himmel wurzelnder Idealismus umgeben von modernem, in der Erde wurzelndem Realismus: Man hätte genau das Schicksal vor Augen, das Christo von Jerusalem, in kleinerem, das den Buren in Südafrika von den Engländern widerfuhr!

Hier ist also der große Punkt, vielleicht der einzige, aber auf jeden Fall der große gewaltige Punkt, an dem immer von neuem unweigerlich aller und jeglicher Kultur und Hochkultur, die wir in und an uns tragen, Dank gezollt werden muß. Unsere Kultur allein schafft und ist die Rüstung, die uns schützt, immer mehr schützt gegen immer skrupelloser werdende Nachbarn. Unsere eigene Altersart ist die Fähigkeit, die allein uns in den Stand setzt, erfolgreich stets der gleichen Altersart unserer Nachbarn zu begegnen, mit ihr zu verhandeln. Jugend, frischbleibenden Nachwuchs müssen wir im Volke tragen, sonst sind wir verloren, sonst haben wir keine Zukunft mehr. Aber das Alter allein ist es, das ihn sowohl zu Rate hält, damit er selbst sich nicht vergeudet, damit im eigenen Hause keine Vergeudung mit ihm getrieben wird. Das Alter allein diplomatisiert und verhandelt, daß kein Feind von außen über ihn herfällt, ihn in seiner Unerfahrenheit erstickend; wie der alternde Mensch die Überlegung des Alters benutzt, um die in ihm noch vorhandene Jugend zu regulieren, vor jeglichem Raubbau zu schützen: Der alternde Mensch, solange er noch nicht zu alt geworden ist, solange er eben selbst wieder noch Jugendart in sich hat.

Also so liegen die Verhältnisse für uns als einen komplizierten Staat, für uns als einen Staat, der nach überallhin sich richten muß. Hier ist die Stelle, wo wir jederzeit unserer Alters-, unserer Kulturart dankbar sein müssen. Wer einmal in einer einzigen echten Bauernkirche war mit ihren Kästen und Kästerchen, wo

jedes anders ist, eigensinnig und querköpfig im Kleinen, der sieht, vieles mögen diese frommen Leute können, was der kluge Mann in der Stadt nicht kann, aber einheitlich unter einen weiten Gesichtspunkt sich zusammenfassen, einheitlich sich von weiten Gesichtspunkten aus regieren, das vermögen sie nicht. Irgendwelchen Weitblick und Fernblick, den haben sie nicht. Sie verstehen ebensowenig von solchem Regieren, wie jeder homo novus, jeder Parvenu davon versteht.

Für diese Kunst alles Leitens und Führens, die somit eine der wesentlichen Künste alles Alters, aller Kultur ist, muß alle Natur, alle Jugend stets in einem Volke dankbar sein. Sie wird oft erkauft, oft teuer erkauft, oft genug über jeden Preis hinaus bezahlt und überbezahlt. Aber sie ist notwendig, sie ist unentbehrlich, sie muß da sein, koste sie zum Schluß, was sie wolle. Mit ihr ist oft schon die Geschichte eines Volkes keinen Heller, keinen Pfifferling mehr wert gewesen. Aber ohne sie wäre sie in der Regel abgeschnitten überhaupt, wie mit einem Messer, abgeschnitten, wie sie es bei den Buren war. —

Allerdings, unter allen Fragen läßt sich immer wieder dabei die aufwerfen: Ist zu solchem Regieren und Führen zum Schluß wirklich unsere Hochkultur mit nötig? Regieren denn ein Land überhaupt seine Großstädte? Regeln seine Großstädte die Beziehungen zu den Nachbarstaaten? Tut das nicht in Wahrheit, genügt dazu nicht in Wahrheit immer der Staat und seine Art? Der Staat mit seiner Dreiviertelkultur leistet doch das Regieren. Der Staat stellt die Regenten und jede Diplomatie. Auf den Menschen übertragen: Kann unter lauter Alter wirklich nur bloß der Alte sicher und normal verkehren? Immer wieder drängen sich Wenns und Abers an unsere heutige Hochkultur heran.

3. Junges Alter, alte Jugend.

Wir haben an anderem Orte den Gesamtgeist des Bauerntums ausgeführt als einen Geist der Jugend, und den entsprechenden Gesamtgeist der Kultur bezw. Hochkultur als einen

Geist des Alters. Wir führten an, die Kultur lebe als Persönlichkeit, das Bauerntum als Unpersönlichkeit, die Kultur im Schema der Vollkraft, das Bauerntum in dem der Dreiviertelkraft, die Kultur in der realen Welt der Diesseitigkeit, das Bauerntum in allerhand übersinnlichen Welten, die Kultur in einer Welt über Religion und Moral hinaus, das Bauerntum in diesen beiden Welten. Weiter, des Bauerntums Stärke sei die Praxis, die der Kultur die Theorie, des Bauerntums Art jegliches Fundament des Lebens, die der Kultur allerhand Reproduktion und Deskription, Sammelei und Vielgeschäftigkeit, des Bauerntums Art das Beherrschtwerdenwollen, die der Kultur das Herrschen, Bauernart das Schweigen, Kulturart das Reden. Das eine aber ergab sich immer wieder von neuem, daß wir hier denjenigen Unterschied vor uns hatten, der überall der Unterschied zwischen Jugend und Alter ist. Alle Jugend, auch beim einzelnen Menschen, hat einen Blick für den Einzelfall; alles Alter eine Liebe für die Theorie, die sie aus den Einzelfällen preßt, wie das Öl aus der Rose. Alle Jugend hat einen noch unverfälschten Sinn für die Fundamente des menschlichen Lebens. Man faßt es in die Worte zusammen: sie ist ideal. Alles Alter wird praktisch in dem weniger idealen Sinn, der vorwärts kommen will, der nicht mit den Idealen, sondern mit der Welt und den Menschen rechnet, nicht ohne Ansehen der Person, sondern mit Ansehen derselben. Rechte Jugend endlich ist verschwiegen, rechtes Alter plaudert aus. —

Doch es ist nicht immer alles so, die Eigenschaften sondern sich nicht immer derartig scharf nach den beiden Altersstufen. Das kommt von dem, wovon die Überschrift unseres Kapitels spricht, davon, daß, vom jeweiligen Allgemeingeist beeinflußt, nicht alle Jugend wirklich immer jung, und nicht alles Alter immer wirklich alt ist. Es ist verständlich, daß der Allgemeingeist einer Zeit den andern Teil, von dem er nicht ausgeht, mitbeeinflußt, daß eine Zeit, deren Gesamtcharakter der der Jugend ist, auch ihr Alter mit jung, eine Zeit, deren Gesamtcharakter der des Alters ist, auch ihre Jugend mit alt macht. Alte Jugend aber ist die Art der Kulturjugend, junges Alter die Art des Bauernalters.

Alte Jugend, junge Greise, Jugend, die nie in ihrem Leben eigentlich recht jung war, das ist eine Eigenschaft von uns; es braucht leider kaum viel darüber gesagt zu werden. In unserer ganzen Kultur herrschen Altersprinzipien, und die erdrücken und ersticken zum Schluß auch unsere Jugend mit, daß sie immer früher altert, immer früher von den obigen Eigenschaftspaaren die auf das Alter entfallende Hälfte sich aneignet. Wir brauchen an nichts anderes zu denken, wie an die Weltanschauung unserer gesamten Stadtjugend, die von Anfang an dem Himmel, dem Wald und der Erde entzogen ist, die auf der Etage groß wird und dann frühzeitig der Schule und der Theorie geopfert wird. Da haben wir unsere jungen Helden der Theorie vor uns, die von den Problemen des Lebens reden, die sie nicht erlebt, sondern aus Büchern sich zusammengelesen haben. Wir brauchen nur an die schmerzliche Tatsache zu denken, wie immer früher die Hauptsachen des Lebens aufhören, dem Jüngling Hauptsachen zu bleiben, wie auch ihm Ehre, Lust und Geld immer früher anfangen, die Götzen seines Lebens zu werden. Dann haben wir unsere Jugend vor uns, die noch nicht angefangen hat, zu reproduzieren, aber die schon aufgehört hat, wirkliche Lebenswerte zu produzieren, die das Volk doch von ihr erhofft. Wir brauchen an die immer frühzeitigere Ablehnung aller Autorität zu denken, die unsere Jugend in ihren Kreisen vollzieht, an die immer frühere Abneigung zu schweigen und zu hören, und wir haben die juventus loquax vor uns, welches Beiwort bis dahin nur der senectus zukam. Unser heutiges Alter ruft nach zwei Kindern unserer Jugend zu: ‚Nun aber Schluß!‘ Und die Jugend glaubt dem Alter. Das ist alte Jugend; Jugend, die das vierte Gebot so oft an einer falschen Stelle abschneidet, und dann an der richtigen nicht.

Das Bauerntum besitzt solcher alten Jugend gegenüber ein junges Alter! Darin gleicht es auch uns, daß bei ihm ebenfalls seine Gesamtstimmung den Teil in ihm mit beeinflußt, von dem dieselbe nicht ausgeht. Der Erfolg aber ist hier ein entgegengesetzter, ist hier das junge Alter. Wir erblicken es bei genauem Hinsehen überall vor uns.

Wir sehen es einmal vor uns in der Hauptsache, daß beim Bauerntum überhaupt alles Alter keine wesentliche Schicht ist

innerhalb der ganzen menschlichen Gesellschaft. Es wird geehrt. Es wird mehr geehrt als innerhalb aller Kultur. Aber es herrscht nicht. Es ist keine Schicht von Bedeutung, ja, es ist unendlich weit davon entfernt, seiner Umgebung seinen Stempel aufzudrücken. So wie innerhalb aller Kultur es zur Not ohne Jugend gehen würde, wie zur Not dort das Alter allein wirtschaften könnte, so hier die Jugend. Zur Not könnte hier das Alter entbehrt werden. Man hat den Eindruck, ohne Jugend würde dort die menschliche Gesellschaft zur Not zusammenhalten, und ohne Alter dieselbe zur Not hier. Das Bauerntum wird getragen in erster Linie von der Jugend, die ist sein Hauptfaktor, die beeinflußt auch in ihm das Alter und bringt es dahin, jung zu bleiben.

Dieses letztere aber, um auf obige Eigenschaftspaare zurückzukommen, bewährt deren Jugendhälfte für sich. Kulturjugend hält sich zu Kulturalter, und reißt von den Eigenschaften des Alters alles an sich, und Bauernalter hält sich zur Bauernjugend und nimmt von den Eigenschaften der Jugend an. Dieselben treten uns bei ihm auf Schritt und Tritt entgegen! Bauernalter bekommt nie Sinn für Theorie. Jeder richtige Bauernvater hat dieselbe Verachtung gegen die Volksschule, wie seine Jugend, dieselbe Ablehnung der landwirtschaftlichen Winterschule und ihrer angeblich besseren Bildung, wie sein Sohn. Jeder richtige Bauernvater weiß, Bauerntum und Landwirtschaft werden gelernt nur in der Praxis und nur auf dem Hofe. Dort werden sie so fest gelernt, daß sie dann zur Not den Angriff durch die graue Theorie der Winterschule aushalten. Auf solchen Schulen aber wird nur gelernt, den Hof der Väter ruinieren und verderben! Und weiter! Alles Bauernalter steht genau mit der Jugend zusammen in dem Sinne für die wirklich produktiven Werte innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Nie kommt rechtes Bauernalter dahin, nach und nach anzukentern, nach und nach über gut und böse milde zu denken, die Begriffe gut und böse zu ersetzen durch die Begriffe praktisch und unpraktisch. Ganz genau behält Bauernalter stets ein scharfes Auge dafür, was fürs Leben und Sterben von Wichtigkeit und was nicht von Wichtigkeit, was in der Welt wirklich wesentlich und was unwesentlich ist. Die faulen Kompromisse, die unser Kulturalter gerade auf diesem Gebiete

fortwährend zu schließen pflegt, und die es dann vor seiner Jugend geheim zu halten sich bemüht, die gibt es da nicht. Ruhig geht alles Bauernalter zum Schluß in den Tod hinein, weil ihm die Eisengriffe bekannt und fest sind, an denen es sich auf diesem Gange hält. Was für Szenen führt unser Kulturalter im Vergleich mit ihm bei dieser Gelegenheit auf! Schweigend vollzieht und vollbringt jenes alles sein Großes. „Was viele gewußt, zersplittert sich leicht! An Kraft und an Lust ist der Stille nur reich!“ Senectus loquax gibt's beim Bauerntum nicht! Sein Alter ist eben so schweigsam wie seine Jugend. Man könnte auch bei ihm diese Eigenschaft studieren.

Es ist ein junges Alter, ein Alter, das nie alt geworden ist, ein Alter, das jung in die Grube steigt. Der alte Witboi war alte Jugend, der mit 90 Jahren seinen Scharen voranritt, und von dem wir uns vielleicht bis heute nicht befreit hätten, hätte es nicht eine verirrte Kugel getan.

4. Regieren und Gehorchen.

Jeder Mensch, kann man sagen, geht eigentlich an einer Art Demokratie zu Grunde. Jeder Mensch ist daraufhin angelegt, daß seine idealen Triebe in ihm herrschen. Sie allein sind zum Herrschen geboren, sie allein verstehen auch zu herrschen, daß sie den Menschen dabei nicht ruinieren. Alle niederen Regungen haben zu dienen, sind dazu da, in Maß und Zügel gehalten zu werden, und in diesem Maß und Zügel zu arbeiten. Liegen die Dinge so, dann ist der Mensch gesund, ist er normal. Es wird aber, so wird es sich formulieren lassen, jeder Mensch unnormal, bis er zum Schlusse zu Grunde geht, fast in der Regel dadurch, daß jene unteren Triebe anfangen aufzubegehren, nach oben zu streben, bis ihnen das endlich in dem Augenblicke gelingt, wo die geborenen Herrscher im Menschen anfangen zu erlahmen. Dann fangen sie an zu herrschen, die die schwerste aller Künste, die Kunst, die sich weder in Jahren noch in Jahrzehnten lernt, das

Herrschen, nie gelernt haben. Und das Ende ist, daß sie den Menschen und mit ihm sich selbst zu Grunde richten. An seinen niederen Trieben, die die idealen unterjochen, an solchen Parvenus in seinem eigenen Selbst geht in der Regel der Mensch zu Grunde.

Und wie im Menschenleben, so im Völkerleben. Auch das Völkerleben ist in durchaus verwandter Weise von Anfang an konstruiert auf ein entsprechendes Regieren und Gehorchen. Wer gerade die Regierenden sind, ist verschieden. Es kann eine Oligarchie von Geschlechtern sein, es kann ein Königtum, es kann die Kirche sein. Der Name tut's nicht. Die römische Republik war durchaus in der Richtung aufgebaut, wie ein heutiges Königtum, und die heutige Republik Hamburg unterscheidet sich ebenfalls in der Beziehung von mancher Monarchie nur durch den Namen; wenngleich gerade durch die Wahl eines solchen Namens der gewahrten Sache in glücklicher Weise so manche unwesentliche aber fatale Spitze abgebrochen wird. Also der Name tut wenig zur Sache. Was hatte die alte römische Republik, was haben Hamburg und Bremen mit der heutigen französischen Republik, mit ihrer égalité und fraternité gemeinsam, in der der alte Graf ein Monsieur ist, so gut wie jeder Schuhputzer? Der Name tut nichts zur Sache. Der Hauptpunkt bleibt, daß jedes Volk mit solchen schwerköniglichen, schwerkonservativen Faktoren anfängt, die von grauer Vorzeit her unbestritten und unangezweifelt herrschen, immer dieselben Geschlechter, immer dieselbe sicher verstandene und spielend geübte Kunst, unter der sich die übrigen selbstverständlich beugen. Und später ändert sich das Bild. Die Regenten fangen an, unvolkstümlich zu werden, d. h. von dem Volke sich zu entfremden. Es verliert sich ihnen aber damit die unfehlbare Sicherheit, im gegebenen Falle sofort richtig zwischen dem Stabe Sanft und dem Stabe Wehe zu wählen. Es stellen sich Mißgriffe ein, die nur und allein aus einem aufgekommenen Bureaudasein sich herschreiben. Und der Auftrieb von unten wird durch dergleichen gemehrt und gestärkt. Bis nach und nach unter Fallen und Aufstehen die Parvenus auch hier bis nach oben hin gekommen sind, bis dritte, vierte und fünfte Stände die ersten und zweiten verdrängt haben, bis das Land über den Bemühungen jener, nun die eroberte Kunst des Herrschens auch zu lernen, in sich zusammenstürzt. Es ist

immer von neuem beachtenswert und wunderbar, wie gerade stets an diesem Punkt, daß der Geldparvenu oder der Geistes- oder was sonst für ein Parvenu sich bemüht, das Herrschen zu lernen, alles zusammenfällt. Man denkt, Mensch ist Mensch, und ob oben der alte Graf oder der allmächtige Geldmann, der Staat oder die Stadt sitzt, kann kein Unterschied sein. Er ist so groß, daß regelmäßig diese tolerante Verwechselung dem Lande das Leben kostet. Der Bauer sagt: Was nützt mir die schönste Bauerschaft, wenn kein Unterschied drin ist?! Die Bauerschaft ist ein Abbild des Landes. Und die Verwischung der Unterschiede, die naturgemäß für alle regierten, für alle gehorchenden Faktoren ein Evangelium ist, ist gemeinhin das gefährlichste und das letzte Experiment, das sich ein Staat gestattet.

Dann kommen in der Wissenschaft, solchem Ausgange vorangehend, wie Sturmvögel, Systeme wie Hegel und Darwin auf, an denen die Menschheit sich nicht erbaut, sondern betrinkt, weil sie aus dem Zeitgeiste herausgeschnitten sind. Aller Monismus hat ja etwas stark Demokratisches an sich. Kant war Aristokrat. Hinter der Welt der Erscheinungen standen ihm lauter X. Er war weit davon entfernt, irgendwie der Meinung zu sein, alles laufe da hinten nun in einen einzigen großen Wurzelstock zusammen. Herbart mit seinem Pluralismus, den er nie auf einen Monismus zurückführte, war Aristokrat. Aller Dualismus und Pluralismus hat in der Beziehung etwas Aristokratisches an sich. Also aller Monismus ebenso etwas Demokratisches! Da wird zum Schlusse da hinten alles und jedes eins, Gott und Teufel, Gut und Böse, Graf und Schuhputzer. Ob bei Hegel das letzte Prinzip zum Schluß die Idee ist, ob es bei Darwin die Zelle oder der Urkeim ist, das macht wenig dabei aus. Ideeller Monismus oder materieller Monismus, das ist nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist die Verwischung sämtlicher Unterschiede. Christus und Goethe sind dasselbe, Mensch und Affe sind dasselbe. In der Bauerschaft ist kein Unterschied mehr. Da hinten wird alles eins. Der biblische Schöpfungsbericht, wo Gott für jede Gattung extra wieder ansetzt, ist aristokratisch. Die Menge von Emanationssystemen in der spätrömischen Kultur mit ihrem demokratischen Soldatenkaisertum, in denen die ganze Welt aus einem einzigen Prinzip heraus

emanierte, war demokratisch. Aber an solchen Weltanschauungen, wenn ihre Prinzipien in der Luft liegen, betrinkt sich ein Volk.

Es kann sein und es ist beinahe nicht unwahrscheinlich, daß es auf die Art der Mischung ankommt, in der jeweilig Demokratie und Kaisertum miteinander in Verbindung treten. Jedenfalls treffen wir z. B., wie ja jeder sofort sieht, in der katholischen Kirche, in der beide Elemente sich ohne Zweifel auch wiederfinden, dieselben in wesentlich anderer Art zusammengefügt, als etwa in den landesüblichen staatlichen Verfassungen. Es wird auf die Art der Institution und die Art ihrer Besetzung ankommen, welche von beiden jedesmal aristokratisch, welche demokratisch ist. Im staatlichen Verfassungsleben, in jeder politischen Gemeinde, in jeder Kirchengemeinde wird die regierende Institution im Laufe der Zeit immer demokratischer gemacht. Neben jeden König und seine Minister wird ein Landtag, neben jeden Pfarrer und seine Kirchenältesten ein Kirchenvorstand gesetzt. Aber die Besetzung der obersten Stellen bleibt aristokratisch. Bei ihr möchte man, sich zu entschädigen, einen um so strafferen Kastengeist einführen. Kein Bauer darf Minister werden, kein krakehlender Häusler Kirchenvorsteher. Es braucht nichts darüber gesagt zu werden, daß die katholische Kirche sich entgegengesetzt aufbaut. Die Institution ist aristokratisch. Kein Landtag steht neben dem Papst, kein Kirchenvorstand neben dem Pfarrer. Aber die Besetzung ist demokratisch. Jeder Bauernjunge kann Erzbischof, kann Papst werden.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese letztere Mischung der beiden Faktoren vielleicht die günstigere ist. Einmal bleiben wirklich Leute übrig, die regiert werden wollen. Im Bereiche der Land- und Reichstage fühlt sich jeder je länger je mehr berufen einseitig zum Wähler, d. h. zum Mitregenten durch seinen Landtags- und Reichstagsabgeordneten. Schweigend regieren lassen will sich bald keiner mehr. Und dann, was vielleicht noch mehr ist: Das Aufrücken der Bauernjungen zum Erzbischof oder Papst bringt in die obersten Instanzen viel mehr und vor allem viel naturgemäßer die nie zu entbehrende Berührung mit jeglicher Wirklichkeit, wie alle Reichs- und Landtage. Wenn der Papst und seine

Kardinäle je Bauernsöhne waren, dann wußten die obersten Instanzen der katholischen Christenheit jederzeit viel besser von allem Volke Bescheid, wie wenn sie allesamt aus den Colonnas und Frascatis stammten und einen ewig krakehlenden Landtag neben sich hätten.

Wer weiß, ob Verfassung und Kastengeist, die an dieser Stelle regelmäßig von der Hochkultur herausgearbeitet werden, die beste Lösung des hier liegenden Problemes sind.

‚Gib einem Unvernünftigen die Freiheit und einem Wahnsinnigen einen Säbel!‘ ‚Als der Zigeuner Sultan wurde, ließ er zuerst seinen Vater henken!‘

Regieren ist eine Kunst, die sich nicht in hundert Jahren lernt.

5. Staat und Stadt.

Man kann den ganzen Zusammenhang auch anders formulieren.

So lange Deutschland besteht, besteht in ihm auch der alte Kampf zwischen Staat und Stadt. Und dieser Kampf hat zur Zeit zu einem derartigen noch nie dagewesenen Übergewicht von allem geführt, was Stadt heißt, daß diese selbst und das ganze Land mit ihr der Gefahr einer völligen Entartung nahegebracht wird. Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder. Gar, wenn das Leiden ein derartig hochgradriges ist!

So alt Deutschland ist, so alt ist auch in ihm der Kampf zwischen Stadt und Staat. Die Städte sind seiner Zeit wider ihren Willen vom Staate aus gegründet, ins Leben gerufen. Und sie haben diesen Zwang ihm vergolten mit ewiger Feindschaft. Bald hat in diesem Streite die Stadt gesiegt, bald der Staat. Wenn die Stadt siegte, gab es Zeiten, wie die des Hansabundes, wo sie allmächtig wurde: Man weiß, wie weit das Geld der Fugger dazu mitgeholfen hat, Amerika zu entdecken, wie abhängig oft selbst alles Kaisertum von ihm war. Es wiederholte sich immer von neuem das Bild, daß Stadt für Stadt jede ihrem Landes-

fürsten seine Burg innerhalb oder vor ihren Mauern eines Tages endgültig abkaufte und zerstörte.

Ursprünglich zum Schutz erbaut, war aus allen solchen Festen eine Bedrohung geworden, und eines Tages gelang es jeder Stadt, sie abzukaufen, oder auf Nimmerwiedergabe abzupfänden. Das Schloß auf dem Kalkberge zu Lüneburg, die Feste Lauenrode in Hannover, die Feste Balruz in Göttingen, im Braunschweigischen die Asseburg, die Homburg, die Liebenburg, Haus Vorsfelde, Haus Schladen, Haus Wolfenbüttel, sie alle brachten die betreffenden Stadtwesen in ihre Gewalt zum Niederreißen oder zur Unschädlichmachung anderweit. Eigene Verwaltung, eigene Vogtei, eigene Gerichtsbarkeit, besonders auch eigener Kriegsdienst und eigenes Befestigungsrecht, eigene Münze, eigene Zölle, eigene Mühle, eigenes Straßengeleit: alles entriß die Stadt nach und nach dem Fürstentum, mit Gewalt oder für Geld. Stadt für Stadt wurde frei, wuchs sich aus zu einer kleinen Republik mit immer vermehrtem Landgebiet innerhalb ihrer jeweiligen Monarchie, ihrem Königtum, Herzogtum od. dgl.

So lagen die Dinge in den Jahrhunderten, wo die Stadt die stärkere war. Und wenn es der Staat war, dann mußten die Städte ihre Eroberungen wieder herausgeben. Ihre Freiheit, ihre Reichsstandschaft wurde ihnen wieder abgenommen. Ihr Landerwerb wurde ihnen wieder entrissen. Der Dreißigjährige und die napoleonischen Kriege brachten sie um vieles davon. Der Reichsdeputationshauptschluß 1803 nahm ihrer 48 von 54 die Selbständigkeit. Hamburg, Lübeck, Bremen erhielten sich durch die See, wie im Dreißigjährigen Kriege Stralsund. Es waren die Zeiten des fürstlichen Absolutismus.

Eine Spannung war ewig zwischen Staat und Stadt. Der Fürst nannte seine Hauptstadt, die eine Hansastadt war, seine ‚Erb- und Landstadt', die Stadt protestierte dagegen, der Fürst protestierte gegen die Ansprüche seiner Stadt, die Stadt schlägt die Gevatterschaft bei seinem Sohne aus und läßt beim Tode seines Vaters nicht läuten oder schickt keine Abgesandten zum Begräbnis, und der Fürst belagert sie oder reist zum Kaiser, die Acht über sie auszuwirken. Man weiß, das halbe Mittelalter verläuft mit solchen Reibereien. Handel und Wandel erlahmen

unter der Acht, und zuletzt einigt man sich zum Friedensschluß auf den status quo ante.

Also wenn man die Sache so ansehen will: Nichts anderes als wie diesen uralten Streit hat man auch heute wieder vor sich! Wie sollte er auch über Nacht eingeschlafen sein?! Nur aber mit dem Unterschiede, daß die Stadt zurzeit so übermächtig ist, wie bisher nie eine Partei in dem Kampfe war. Nirgends mit der Faust, aber überall mit der drückenden Gewalt des Großkapitals und mit dem süßen Gifte seiner gesamten Einrichtungen überwältigt sie den Staat. Jüdisches und christliches Judentum schlägt das Land in Banden, das nicht wagt, das Wort Judentum überhaupt in den Mund zu nehmen. Und wie mit einem tausendfachen Köder und vergifteten Apfel zieht es alle Landkraft in sich hinein, dem Staate sie entziehend, in ihren Mauern sie erwürgend. Wie den Jungen zur Bonbondüte, so zieht es das ganze Landvolk, groß und klein, gebildet und ungebildet, zu der Stadt hin.

Das ist der eine Unterschied, der verheerend wirkt: Solche nie dagewesene Übermacht. Und der andere, der zweite, im folgenden näher zu besprechende: Die Art gerade der modernen Stadt, der Stadt seit 70, die Qualität solcher Übermacht, ihre Entartung. Ihr Reichtum, ihre Menschenpfercherei, ihre Rassenmengerei, ihre Religionslosigkeit, ihre Überarbeitung, ihre Reizmittel über Reizmittel, ihre Kinderfeindschaft. Eine Menge solcher Dinge lassen sie immer mehr entarten, daß der Mensch in ihr zum Schlusse kein Mensch mehr ist.

Die Stadt in ihrer Entartung und diese solche Stadt als unwiderstehliche Übermacht: Das ist die böse heutige Phase in diesem tausend Jahre alten sonst so ehrwürdigen Kampf zwischen liberal und konservativ, Stadtgeist und Staatsgeist, denn weiter sind diese beiden Begriffe nichts. Liberal hat mit dem lateinischen liber nichts zu tun.

Vor allem, möchte es scheinen, sollten unsere sämtlichen deutschen Dynasten an diesem Punkte nicht glauben, daß hier Friede eingetreten sei. Es ist mit die folgenschwerste Neuerung gewesen, die sie damit unternommen haben, daß sie ihren dauernden Wohnsitz in ihren Hauptstädten aufschlugen. Der Fürst mußte draußen auf seinen Burgen bleiben. Da würden ihm auch ganz

andere Gedanken kommen und ganz andere Flügel wachsen. So schenken ihm seine Städte einen Stall voll Automobile und der Fürst glaubt an diese Gabe seines Gegners: Während seine Hauptstadt gar nicht erst in ein thronfeindliches Lager überzugehen braucht, sondern als solche sich seit tausend Jahren bereits in-demselben befindet! Daß hier Friede gerufen wird, wo kein Friede ist, das verdirbt das ganze Land.

A. Natur.

6. Weite und enge Pflanzung.

Der ersichtlichste Unterschied zwischen der mittelalterlichen und der modernen Stadt ist der Größenunterschied: Es hat sich eine Null angehängt. Wichtiger aber als dieser ist vielleicht der zweite Unterschied: Der mittelalterliche Mensch war eher zu verwenden, taugte eher für die Stadt. „Geduldiger Schafe gehen viele in einen Stall!“ Zweimalhunderttausend mittelalterliche Menschen hätte man vielleicht ohne allzu große Schwierigkeit in eine Stadt zusammensperren können, ebenso wie noch heute etwa zweimalhunderttausend Bauern, denn die beiden sind geduldig. In Deutschlands Mittelalter wohnte die Geduld und in Deutschlands Bauerntum wohnt sie noch heute. Man ließ und läßt sich was gefallen. Man läßt sich zwicken und zwacken. Man war und ist schwerblütig und schwerflüssig. Man braust nicht auf. Aber Deutschlands moderne Hochkultur ist das nicht. Der moderne Deutsche ist nicht geduldig, sondern steckt tief drin in aller Ungeduld, ist wild, jähzornig, hitzig und geht bei der kleinsten Kleinigkeit in die Höhe. Unter einer dünnen Schicht von Schliff und Glätte lodern sämtliche Leidenschaften! Wie taugt solcher Mensch zum engen Zusammenleben, zum engen Zusammengepacktsein in der Millionenstadt?! Er will Individuum und Persönlichkeit sein, nach nirgends hin behindert, will sich ausarbeiten, sich ausleben? Das erfordert naturgemäß Raum und Platz. Und gerade er ist dazu verurteilt, beides zu entbehren, es mehr zu entbehren, als je seine Väter und Vorväter. Er pflanzt einige Bäume mit in seine Städte hinein, um eine Erinnerung an die Natur draußen wenigstens zu haben. Er legt sich einige Anlagen darin an, die aussehen sollen, wie kleine Wälder. Er hat das Villensystem erfunden mit drei Meter Land von dem

kostbaren Boden ringsumher. Dafür sind den Häusern wieder einige Etagen aufgesetzt. Und will man einmal in wirkliche Natur hinaus, so sieht man umsonst nach dem nahen alten Stadttor, das auch sie aufschloß! Eine Stunde Fahrt mit der Elektrischen: Und die Häuser, die man einmal los sein will, nehmen immer noch kein Ende. Man weiß zum Schlusse nicht, war die Menschenpferchereі in der mittelalterlichen mauer- und grabenumzogenen Stadt größer, in der kein Baum mit wuchs, oder in der Stadt von heute. In sie hinein sind jedenfalls die zusammengedrückt, die in keiner Weise dafür taugen. Was ist die Folge davon?

Man weiß, es gibt im Gebiete der Vegetation eine Anzahl von Pflanzenfamilien, die Zeit ihres Lebens in Massen vorkommen und so sich normal entwickeln. Man denkt an das Getreide, an die Gräser auf der Wiese, auch an die Vergißmeinnichtseinfassung den Bach entlang; der Botaniker spricht von ‚rasenartigem Vorkommen‘. Die meisten Pflanzen aber sind dem gegenüber so veranlagt, daß sie in der Jugend das massenhafte Vorkommen wohl lieben und ertragen, in der späteren Zeit aber jedes Individuum im Kampfe mit den anderen sich Luft und Licht für eine Sonderexistenz schafft. Der junge Obstbaum fühlt sich wohl in der Baumschule, wenn auch die Nebenbäume ihm Sonne und Wind beeinträchtigen. Der alte will beides haben, ohnedem geht er ein, oder trägt er nur da, wo er beides hat.

Gegenteile, Ausnahmen davon bestätigen nur die Regel. Man denke im großen an einen Kiefern- oder Eichenhochwald, in dem in enger Entfernung die Bäume hochgezogen werden. Was ist die Folge? Das beabsichtigte schlanke, vor allem gerade, wenn auch weniger kernige Holz wird erzielt. Die Eiche wird zur Pappel. Was aber ist die übrige Folge? Die Bäume als übrige Individuen sind ruiniert. Keine Krone, kein kräftiger Baum, keine Wurzel! In der wilden Jagd nach oben, in der man sich nicht beruhigt, wie der daraufhin angelegte Roggenhalm sich beruhigt, sondern in der womöglich jeder den Nachbar überflügeln und immer noch eine Handbreit höher wachsen möchte, ist alle andere Kraft verbraucht, jedes andere Ziel außer Acht gesetzt. Die Eiche am Rande, die gesund ist, gar die freistehende Eiche, auch die Kiefer oder Fichte am Rande oder gar freistehend

reißt kein Sturm um, obgleich ihre Krone, in die er hineinfassen kann, vielleicht zehn, auch zwanzigmal größer ist. Sie sind gesunde, auf alles bedachtgewesene Exemplare, die Widerstand leisten können. Aber jedermann weiß und hat es gelegentlich mit angesehen, wenn der Wind einmal in die Mitte des Waldes hinein sich verfängt, wie er unter den in die Höhe geschluchterten unnatürlichen kraftlosen Stämmen aufräumt, sie spielend entwurzelnd.

Oder man denke ganz im kleinen an irgend ein Saatbeet, in dem die jungen Pflanzen aufgezogen sind. Ein paar Hände voll sind davon genommen und jedes Pflänzchen entwickelt sich auf dem freien Beet bereits zum dicken Salatkopf. Und der Rest ist stehen geblieben, um so verbraucht zu werden. Aber was für einen Anblick zum Erbarmen geben die ebensowenig zu solchem Massendasein geschaffenen Pflanzen. Dreimal so hoch werden sie, wie je der gesunde Kopf wird, oben mit ein paar grünen Blättern, im übrigen dünn, farblos und wurzellos, daß sie nicht einmal für sich stehen können. Nicht mehr zum Wiedererkennen unähnlich, wenn man das kleine Beispiel einmal bedenkt, können nach acht Wochen zwei einstige Nachbarpflanzen geworden sein: der dicke, breite, niedrige Kopf mit dem festen Herzball und die dreimal so hohe haltlose unnatürliche Saatpflanze.

Die angezogenen Vergleiche werden beide nur zu treffend auf unsere Großstädte von heute passen. Wachsen die Pflanzen nur in Gruppen, dann hilft sich alles noch. Dann wächst der große Umkreis, der ungefähr die Hälfte von allem ausmacht, einfach schief nach außen, dadurch Luft schaffend für seine Hintermänner. Und nur der Mittelpunkt des Ganzen ist schlecht dran. Die Menschen, die an den mittelalterlichen Stadtmauern wohnten, konnten tagtäglich mit zwei Schritten noch aus ihr heraus. Und nur am Markte sah man die Sonne nicht auf- und untergehen. Muß aber alles in Massen wachsen, daß fünfzigmal mehr im Innern wächst, wie im Umkreis, daß die paar in dieser Linie kaum in Betracht kommen, dann muß auch jede Hoffnung auf Freiheit begraben werden, und es bleibt nichts anderes übrig, als wild sein Heil in der Jagd nach oben zu suchen, ohne Krone, ohne Wurzel, ohne Halt, gehalten nur durch die Masse der anderen. Geholfen und gedient wird ja mit dieser Jagd niemanden. Machten

alle zu gleicher Zeit auf halber Höhe Halt, so hätten alle ebensoviel wie in der doppelten. Der Grund des ganzen Zustandes ist die Unnatur, daß eben gewisse Arten oder gewisse Alter nicht auf solches Massendasein angelegt sind. Man wird eine Menge der Tollheiten und Widernatürlichkeiten unserer Kultur, mit denen sie uns zu Grunde richten wird, gerade auf dieses Kapitel, auf die Engigkeit des Daseins zurückführen dürfen. —

Die Großfinanz lehrt ja bekanntlich immer das Gegenteil. In immer neuen Tönen muß ihre Presse von ihr verkünden. ‚Wir sind die guten Männer, die Männer, die es gut meinen mit dem Staate, die ihm die Leute im Lande halten für das Militär! Früher hat man so viel junges Blut unverantwortlich nach außen fortziehen lassen, nach Amerika und nach Rußland. Jetzt bleibt alles im Lande!‘ Ganz recht! Ganz recht! Aber wie?!

In München liegen u. a. zwei Regimenter Infanterie, mit dem klugen Unterschiede aber, wie man sich erzählen lassen kann, daß in das eine die Bauernrekruten eingereiht werden, in das andere die Masse der stadtgepferchten Fabriker. So oft einmal Unruhen auszubrechen drohen, in Wahlzeiten od. dergl., haben sie beide zum Ausrücken fertig unters Gewehr zu treten. Benutzt wird aber stets nur das Bauernregiment.

Die Masse tut's einmal nie und nimmer! Anderswo nicht und hier bei der Bevölkerungsfrage am allerwenigsten! Ein Land kann gesunderweise nur eine bestimmte Anzahl von Menschen aufziehen; man denke an das Salatbeet! Will man's mit Übervölkerung zwingen, so wird man sich ganz gründlich dabei verrechnen. Was sich nicht machen läßt, läßt sich nicht machen! Der normale Zustand der Bevölkerungsfrage ist: Viele Kinder und eine Menge davon wieder abstoßen! Nicht: Wenige, und die Sache damit machen wollen, daß man möglichst alle zu Hause behält! Damit geht's ganz gewiß nicht. Will Deutschland durchaus mehr Volk haben, so müßte Deutschland mehr Land haben. Mit Pferchen läßt sich's nicht machen! Das ist und bleibt Widernatur! Und Widernatur bringt nie Segen, wohl aber immer Unsegen. Das Aussterben ist schon jetzt über unsere Großstädte gekommen. Sie vermehren sich nur durch Fremdenzuzug. Das sollten sie sich ganz gewiß nicht verbergen und mit allerhand maßlosem Eigenlob 2c. zudecken.

7. Rasse und Mengerei.

Der dritte und hauptsächlichste Unterschied zwischen der mittelalterlichen Stadt und der Stadt von heute dürfte sein der fortwährende Wechsel seiner Bevölkerung.

Selbst das mittelalterliche Rom war doch eine relativ konstante Größe. Nach zehn Jahren war es mehr oder weniger noch dasselbe wie vor zehn Jahren. Eine Anzahl seiner Einwohner starben weg. Eine Anzahl wurden neu hinzugeboren. Einen nennenswerten weiteren Wechsel über diesen natürlichen hinaus gab es nicht. Die wenigen, die zu Fuß aus- und einwanderten, die sich einer gefahrvollen Fahrt nach und von der Stadt unterzogen, die paar Künstler, die die Renaissance ab- und zuführte, kamen nicht in Betracht.

Das ist alles in der modernen Großstadt, wie jeder weiß, völlig anders. Jeder weiß, die Änderung liegt in den drei Worten beschlossen: Brief, Zeitung, Eisenbahn! Die mittelalterliche Stadt war von der Außenwelt mehr oder weniger abgeschlossen. Keine Menschen und keine Nachrichten drangen in sie ein. Ein gewisses Gleichgewicht war in ihr eingetreten. Jeder kannte jeden und kannte alles. Überraschungen traten nur selten, in gemessenen Zwischenräumen ein, wie das ein ungestörter Naturverlauf der Dinge mit sich brachte. Das ist alles je länger je mehr anders geworden bis zu den Städten von heute, in die hundertfach jene drei Quellen täglich Neues von Außen hineinspeien. Was war noch der Briefträger von früher, wenn er einmal des Tages sich mit einem bescheidenen Päckchen aufmachte! Allein bis er durch das ewig falsch berechnete Porto mit jedem Empfänger sich durchgerechnet hatte! Was waren die ersten paar Zeitungen, was hatten die paar Postwagenpassagiere zu unserer Väter Zeiten zu besagen!

Eine moderne Großstadt hat etwas vollständig Chamäleonartiges an sich. Kein Mensch weiß, von welchen Richtungen der Windrose morgen der Brief- und Zeitungsverkehr Tausende von fremden Gedanken in sie hineinschleudert, von woher täglich hundert von Auswärtigen, Fremden, Ausländern sich in sie festsetzen. Die

Mehrzahl der jetzigen Berliner und Leipziger sind ja bereits heute nicht mehr in Berlin und Leipzig geboren. Und dieses internationale, dieses kosmopolitische Element nimmt immer mehr zu. Und das ist nicht gut.

Die Wildheit unter Seeleuten, sobald sie an Land kommen, hat bekanntlich großenteils seinen Grund in dem ja allerdings unvermeidlichen aber auch ebenso unnatürlichen Schiffsleben an Bord, einem Leben ohne Häuslichkeit. Zum andern Teil schreibt jeder Kenner es aber der Volksmengerei zu, die einmal bei der Heuerarbeit vor sich geht.

Es sind wieder eine Anzahl Dampfer im Hafen eingelaufen. Die Leute haben gar keine Lust, sich den angebotenen Wohltaten des Seemannsheimes zu unterwerfen. Es dauert keinen halben Tag, und sie sitzen mit den Messern aneinander, daß die Hunde das Blut lecken. Einer aus der Wirtschaft läuft zum Gendarm! ‚Was soll ich dabei machen! Sie stechen mich auch nieder!‘ Er läuft zum Wachtmeister! ‚Ich kann die 40 auch nicht auseinanderkriegen!‘ Er läuft zum Bojunga, einem als ganz wild bekannten anderen Wachtmeister! ‚Wieviel sind ihrer? Wo sind die zwei anderen?‘ ‚Die haben sich verkrochen!‘ ‚Wart! Ich geh gleich mit!‘ Sie werfen mit den Messern nach ihm, aber er haut mit seiner Plempe auf sie ein, daß sie Frieden halten!

‚Das macht's,‘ sagt er gutmütig, und wischt sich seine Waffe ab, ‚daß es lauter Leute durcheinander sind, Engländer, Italiener und Spaniolen! Ja, wenn es lauter Leute nur aus unserer Gegend wären!‘

Es wiederholt sich dasselbe in unseren Fabriken! Ja, wenn es lauter Leute aus der Gegend der Fabrik wären!

Es wiederholt sich dasselbe vor allem in allen Kolonien. Das bestätigt jeder: Engländer, Hottentotten, Deutsche und Kulis sind alle allein und für sich schätzenswert und gut zu verwenden. Zusammen und durcheinander ergeben sie Gesindel.

Woran liegt es? Woher kommt das so? Es wird nicht allzuschwer zu sagen sein! Jeder bringt eine relativ andere Religion und Moral mit sich und über dem Streit, welches die richtige sei, einigt man sich dahin, sich vorläufig überhaupt an keine zu halten. In der Weise hat Gobineau mit seiner Rassentheorie ganz ungeheuer

recht! Reinhaltung der einmal vorhandenen, im Laufe der Zeiten als lebensfähig und kräftig befundenen Rassen! Im übrigen keine Mischung und noch viel weniger etwa eine wahllose Mengerei! Die liefert selten, selten einmal etwas Gutes, in der Regel führt sie zum Verderb hin! Es ist ganz dasselbe Gesetz, nur auf die Menschheit angewandt, welches jeder Tier- und Pflanzenzüchter fortwährend anwendet, wenn er um jeden Preis die einmal vorhandenen guten Rassen sich rein erhält und sich nicht wundert, wenn alle seine Kreuzungsversuche nur unendlich selten etwas Gutes liefern, sondern fast immer, immer nur Schlechteres, als die Muttersorten.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, darum sei ein solches Beispiel hergesetzt. Aus einem Apfelgarten, der etwa Gravensteiner und irgend eine Reinette enthält, könnte man jahraus jahrein sämtliche Kerne sämtlicher geernteten Früchte aussäen und heranziehen. Aber erst nach Jahrzehnten dürfte man vielleicht darauf rechnen, durch die Kreuzung eine neue Sorte zu erzielen, den beiden Muttersorten auch nur gleich oder gar überlegen. Nur Tausende von lauter halbwilden Bäumen würden das alleinige Ergebnis sein: Weshalb man eben in der Praxis auf solche Versuche sich auch gar nicht einläßt, sondern einfach alles pfropft und die Bescherung einer neuen Sorte dem Zufall überläßt, daß sie in irgend einem Pfarrgarten oder Bauernhofe einmal auftaucht.

Das aber ist Gobineaus so ungeheuer richtige und wichtige Weisheit, die von Menschen ebenso gilt wie von Tieren und Pflanzen, und die das Urteil spricht über unsere Bauernschaften und Großstädte. Allein auf seine Bauernschaften kann Deutschland stets seine Zukunft und seine Hoffnung setzen. Aus vielen anderen Gründen, zum großen Teil aber deswegen mit, weil die allein noch ziemlich, z. T. auch ziemlich bedeutend noch rasserein sind. Wir denken an Nordhannover, an Friesland, an Schleswig-Holstein, an Nieder- und Oberbayern. Und zur Inzucht sind ihrer jedesmal zu viele. Unsere paar Fürstenhäuser, ein abgelegenes Alpental unter sich verfallen in Inzucht, ein ganzer Bauernstamm noch nicht. Die Großstädte aber sind Deutschlands Ende, aus ebenso mannigfachen Gründen, zumeist aber um der dortigen Volksmengerei willen. Ihr Kosmopolitismus ist ihr und unser Tod. Daheim

im Kreise der Seinigen geblieben, hätte jeder seine festen, auf fester Tradition ruhenden Lebensgrundsätze innegehalten und weitergepflegt. Wie manche ernste und freundliche Hand hätte sich ihm da rechtzeitig mahnend auf die Schulter gelegt: ‚Jan, sowat möste nich dohn!‘ In der Metropole entscheidet man sich in der Diskussion darüber, welches von den aus dem Norden und Süden zusammengetragenen Lebensgrundsätzen die richtigen sein sollen, zu leicht dahin, vor der Hand sie alle bei Seite zu legen.

8. Einfachheit und Verwickelung.

Es sei erlaubt, einen Augenblick vom Parthenon zu sprechen.

Es ist bekannt, daß wir am Parthenon tatsächlich eine frühe und vor allem überhaupt eine fest datierbare Kunst vor uns haben; es ist bekannt, wie schwer dieses letztere, das feste datieren bei dem Wirrwarr, in den die späteren Jahrhunderte des Archaisierens die gesamte antike Kunst gestürzt haben, so oft der Mehrzahl antiker Kunst gegenüber ist. Der Skulpturenschmuck des Parthenon besteht aus drei Gruppen: den wenigen Resten der beiden Giebelfelder, deren Gegenstand umstritten ist; den Metopen oben am Außentempel, zum größten Teil Kampfszenen zwischen Zentauren und Lapithen wiedergebend; und dem oben um den Innentempel im Schatten des Säulenumganges hinlaufenden Friese, einer Darstellung der panathenäischen Prozession zur Übergabe des neuen Peplos an das Tempelbild der Athene. Von allen drei Stücken hat sich am besten erhalten das letztgenannte, der Fries, weil an seinen Ort nichts hinkam, nicht einmal Licht.

Aber alles ist die Welt einer einzigen Naturkunst gegenüber aller späteren Kulturkunst. Das Heil kommt von den Juden! wie der Bibelspruch sagt. Das Recht kam von den Römern. Die Kunst kam von den Griechen. Wir treffen hier Jugendkunst und zugleich einen Höhepunkt aller Kunst, wie später nie und nirgends wieder. Wir treffen hier Dinge, die in solcher jugendlichen Eigenart und zugleich in solcher Vollendung sich nie wiederholt haben:

Einfachheit, Naivetät, Streitbarkeit, Schwerblütigkeit, Lässigkeit, Solidität.

Sprechen wir einen Augenblick von der Einfachheit in der Parthenonkunst.

Setzen wir einige Bemerkungen aus der Geschichte der alten Kunst her, die sich auf spätere, spät-griechische und spät-römische Skulptur beziehen, um uns für unsere Behauptung der Einfachheit an früheren Arbeiten einen Hintergrund zu schaffen. „Ein Übermaß von Verwickelung und Leidenschaft stellte sich ein, eine Vorliebe für Gräßliches und Ensetzliches, für exzentrische Stoffe. Man ging auf Sensation aus, auf die émotions fortes. Die Skulptur lieferte den Massenmord der Niobiden, Dirkes Schleifung, die vielen sterbenden Amazonen, den geschundenen Marsyas, eine rote Statuette in Sparta; zur vollen Gruppe gehörte der Schleifer in Florenz! Und die Stoffe der Malerei gingen noch entsprechend weiter. Wenn auch alle Gemälde zu Grunde gegangen sind, erfahren wir doch genug von ihr durch Plinius und Pausanias. Ein Säugling, der an die Brust seiner sterbenden Mutter hinkriecht, ein Mädchen, das aus unglücklicher Liebe zu seinem Bruder auf dem Lager hinsiecht, Herkules im Nessusgewande aufbrüllend, des Prometheus Folter, die Qualen der Verdammten in der Unterwelt, Leichen, Untiere und Drachen: Das waren ihre Stoffe. Es war alles für solche, die an die Arena gewöhnt waren. Der Künstler malte Pathos statt Ethos, nicht charakteristische, sondern vorübergehende Stimmung! Dem Gesamtbilde aber entsprach die Einzelperson. Es stellte sich ein Übermaß von Kraft und Selbstgefühl beim Manne ein; der Terribile der Renaissance entstand. Der Leib fing an, von Muskeln zu strotzen, der Faustkämpfer wurde das Ideal. Die Haare bekamen eine Neigung, sich zu sträuben. Die Profile wurden immer schärfer, dazu hielt man sich, wie die Münzen lehren, mit Vorliebe rasiert. Man fing an, um die Körpergröße zu erhöhen, die Frisur durch Knoten und Schleifen zu steigern. Die Fontange des Rokoko stellte sich ein, der Friseur wurde zum wichtigen Künstler. Es steigerte sich der Faltenwurf, eingenähte Bleistückchen müssen ihn regulieren. Kurz, das wenige, was die dekadente Zeit noch an Kraft besitzt, bläht und bläst sich auf, als wollte es die Natur der Vorzeit in Schatten stellen!

Und dem Übermaß von Kraft beim Manne entspricht ein Übermaß von Weichheit und Grazie beim Jüngling und bei den Frauen. Die Geschlechter differenzieren sich immer mehr. Grazie, Niedlichkeit und Eleganz durchdringen alle Bewegungen. Nike fängt an, den Kranz mit zwei Fingern zu fassen." (Sittl.)

Wie hebt sich von diesem Bilde die Einfachheit der Parthenonkunst ab!

Man beachte die Einfachheit in der ganzen Lebenshaltung, in dem äußeren Auftreten!

Das reiche üppige Pferdematerial scheint dem auf den ersten Blick zu widersprechen. Wir denken an ähnliche Festzüge bei uns mit den wenigen Berittenen als besonderen Höhepunkten! Aber die Sache lag damals anders. Wir haben bei genauerem Hinsehen eine Bevölkerung vor uns, die erst nur noch wesentlich Reitervolk war. Das Pferd war nur erst das einzige Kommunikationsmittel. Es gab noch keine Chausseen und keine Posten. Freilich die Reiter waren auch keine Sonntagsreiter, die zum Zwecke des Zuges erst Reitstunde nahmen und froh waren, wenn sie ihre Tiere wieder hinter sich hatten. Sie konnten wahrscheinlich besser reiten wie Lesen und Schreiben. Wie ein stolzes Naturvolk kommen sie uns vor, wie eine Reiterschar aus den Pußten, Prärien oder Pampas, wenn sie ohne Decke, Sattel und Steigbügel auf ihren Tieren sitzen, wie verwachsen mit ihnen. Das Hauptstück bei der ganzen Kleidung scheinen die Beingamaschen oder die hohen Stiefel zu sein, von neuem an die wegelose Gegend erinnernd, in der man sich gegen giftiges Ungeziefer und stachliche Gräser schützen mußte. Die Parthenonskulpturen vergegenwärtigen uns wie keine zweiten eine nie wieder dagewesene Mischung von Naturvolk und Kunst. Also das Pferd war wohl ein Reichtum, aber es war auch eine Selbstverständlichkeit, damit aber Einfachheit.

Wie groß aber war diese sonst! Welche Einfachheit in der Kleidung! Ein Hemd, ein kleiner Schultermantel, ein Plaid, ein Lederwams, Chiton, Chlamys, Himation, Thorax, auf dem Kopfe ein Hut oder ein Helm und an den Beinen die genannten Gamaschen oder Stiefel, das war es, worüber man verfügte. Aber welche Figur besitzt alles? Wie manche ist reich, eins oder zwei der Stücke ihr eigen zu nennen. Von irgendwie einem besonderen Reitanzuge

der vielen Berittenen des Zuges gar ist keine Rede. Das Hemd, sonst nur in der Hüfte gegürtet, wird darunter noch einmal geschürzt, genau wie bei uns jede Waschfrau sich den Rock noch einmal unter der Hüfte schürzt. Damit ist der Chiton kurz genug und der Reiter kann sein ebensowenig gerüstetes Pferd besteigen. Und wie einfach fällt dann jede Falte an ihm! Da ist nichts von der kunstvoll drapierten Toga späterer Zeiten, nichts von dem Faltenwurfe, den eingenähtes Metall reguliert. Um seiner Einfachheit willen ist alles stets modern, d. h. klassisch. Wahrlich, nur die Natur oder nur das Bauerntum sitzt ähnlich auf seinen Pferden.

Suchen wir noch weitere Beispiele der Einfachheit! Da sind die harten lehnenlosen Stühle, auf denen die Menschen und selbst die Götter sitzen, der Prozession entgegenharrend. Nur Zeus besitzt eine Arm- und den Ansatz einer Rückenlehne. Auch die Göttinnen haben keine derartige Bequemlichkeit. Man denkt an die Zeit unserer Großmütter, die auch ohne sich anzulehnen immer auf ihren Stühlen saßen. Oder wir denken an die Geschichte der Ecke, die Geschichte des Eckplatzes. Wir denken an die wichtige Rolle, welche der Eckplatz in aller Kultur spielt, und an ihre so bedeutend geringere in der Natur! Man besuche eine halbgefüllte Stadtkirche: Sämtliche Ecken sind in ihr besetzt und manch einer geht wieder fort, weil er keinen solchen Platz mehr findet. Und man besuche eine ebensolche halbvolle Kirche unter Bauerntum. Es ist fast keine Ecke in ihr besetzt, oft genug aber kommt es vor, daß jemand eine Hand breit davon entfernt sitzt, daß er aber den ganzen Gottesdienst über nicht das Bedürfnis hat, diese Hand breit zuzurücken, um sich in der Ecke anzulehnen. Der Neuhinzukommende muß in der Stadt an dem Eckinhaber vorbeipassieren, unter Bauerntum wird zugerückt, und wer am spätesten kommt, erhält den Eckplatz, dessen eigentliche Pointe er nun nicht benutzt. Es sind bäuerliche Gegenstücke zu den lehnenlosen Götterstühlen des Parthenon: Robuste Einfachheit dort, robuste Einfachheit hier.

Die Skulpturen haben noch mehr Beispiele davon: Die primitiven Wagen im Zuge, ohne Sitz, ohne Deichselglied, ohne Federn, hinten offen! Endlich die Gabe des Peplos für die Göttin, ein einfaches Stück Zeug, vom Priester auseinander-

gefaltet, das dadurch nicht mehr wird, daß man hundert Weisen und Griffe für seine Verwendung hatte.

Und an die Einfachheit der Lebenshaltung schließt sich die Einfachheit der Motive an! Es gab alles das nicht, was wir oben nannten, keine exzentrischen Vorwürfe, keine exzentrischen Körperstellungen, keine exzentrischen Frisuren, keine undurchsichtigen Menschen, die mit verdeckten Karten spielen, die etwas anderes zu scheinen wünschen, als sie im Augenblick sind. Es ist auch ein Seelenleben der Einfachheit, das wieder unmittelbar erinnert an die Welt des Bauerntums im Gegensatz zur Welt der Hochkultur mit der Kompliziertheit seiner Verhältnisse, mit ihrem unentwirrbarem Ranken- und Blütenwerk, das jede klare Linie umzieht und verdeckt.

Vergegenwärtigen wir uns diesem allen gegenüber nochmals das obige Sittlsche Zitat. Man möchte das eine fragen: Spricht er von antiker Moderne oder von moderner Moderne? War man in der damals so verwickelt oder ist man es heute?!

9. Dreiviertelkraft und Vollkraft.

Reden wir noch einmal von dem Skulpturenschmuck des Parthenon.

Es ist schon lange von der Kunstgeschichte bemerkt, wunderbar empfunden, störend empfunden, daß unter den Festgreisen des genannten Athenezuges sich eine ziemliche Anzahl befinden, deren Körperhaltung sich durch eine ganz besondere Natürlichkeit auszeichnet. Es ist nicht jene abgezirkelte Nachlässigkeit, die uns von hundert Lebensgebieten her genugsam bekannt ist, sondern ein entschiedenes Sichgehenlassen in der Art jeder Räkelei. Nach rückwärts oder vorwärts stützen sich die Männer auf lange Alpenstöcke, wie ein rumänischer Hirte bei seiner Schafherde, in ihr langes Himation gewickelt, pflegen sie eine gemächliche Unterhaltung. Auf jeden Fall aber ergeben sie Figuren, die die Kunst nicht wiederholt hat, die unser eben an diese Kunst gewöhntes Auge rundweg unschön findet.

Denselben Eindruck aber einer uns ungewohnten Dreiviertelart, den wir an diesen Figuren haben, hat leicht in noch stärkerem Grade

der moderne Reiter an den zahllosen Berittenen des Zuges. Auch die Pferde und Reiter dort entbehren jeglicher Kunst, jeglicher Schule, sind Natur, nichts wie Natur. Wir sehen nichts von dem bekannten Überzäumen der Pferde, um den Kopf herunterzuhalten und dadurch den schöngebogenen Hals zu erzeugen, allerdings damit das Tier auch fortwährend zu quälen. Die Pferde gehen wie in der Koppel oder wie auf der Pußta, den Hals gerade, den Kopf nach vorn, in natürlich schöner Stellung, oder wie auf unseren Rennplätzen, wo man ihnen auch den möglichst geringen Zwang antut! Und nicht weniger nachlässig sitzen endlich die Reiter auf ihnen. Jeder geschulte Reiter vermißt an ihnen das Stehen in den Steigbügeln — man denke an den ‚Colleoni‘ des Verrocchio! Jeder Kavallerist vermißt das Sitzen mit durchgedrücktem Rücken, den Kopf hoch. Es mögen das alles Dinge sein, die noch so sehr unzweckmäßig und wertlos sind, aber wir haben uns an sie gewöhnt, die Kultur hat sie als schön bezeichnet, und das genügt, daß wir sie überall suchen und ihnen allein Berechtigung zugestehen möchten. Sie alle fehlen aber bei den Parthenonreitern, die unschön, sicher und lässig sitzen, nochmal, wie ein Naturvolk: Vorgebeugt, mit krummem Rücken und vorgebeugtem Kopf, Gesäß, Ober- und Unterschenkel dicht an das Tier geschmiegt, allein mit dem Knie es regierend, des faulen Knechts der Steigbügel zu nichts bedürfend. Bei uns sitzt der Reiter nur in der Karriere in natürlicher Krummheit, bei den Parthenonreitern stets, selbst bei der Prozessionsparade.

Es sind Grundsätze der Körperhaltung, die sich unmittelbar wiederfinden auch beim Bauerntum: Auch der Marschbauer, der auf dem Pferde wohl fertig zu werden versteht, muß bei der Einstellung ins Regiment bekanntlich erst ‚reiten‘ lernen. Solche Lässigkeit durchzieht aber unverkennbar in unzähligen anderen Beziehungen das ganze Bauernleben. Man denke an sein Wagenfahren, an die Art, wie nach unserer Meinung Zügel und Peitsche gehalten werden müssen, und daran, wie sie bei ihm gehalten werden. Man denke daran, wie er sich Sonntags in seinen Kirchenplatz hineinschiebt, wie er sich beim Gehen bewegt. Auch ‚gehen‘ muß er ja als Rekrut bekanntlich stets erst lernen.

Oder weiter! Wenn wir uns einen modernen Festzug vergegenwärtigen gelegentlich irgend eines Hohenzollern- oder Wettinfestes, so fällt das straff Militärische ins Auge, das denselben von Gruppe zu Gruppe durchzieht. Von Gruppe zu Gruppe wird immer von neuem Wert gelegt auf Gleichartigkeit in gewissen Kreisen, auf Symmetrie, gleichen Schritt, auf eine Anzahl völlig gleich Gekleideter. Man läßt sichs Anstrengung kosten, daß alles so wird. Alle Spalierstehenden sind verpflichtet zu gleichen Anzügen, daß einem das nächste Jahr über in der ganzen Stadt dieselben graublauen Joppen begegnen. Man muß sich gestehen, am liebsten hobelte man auch die Menschen zurecht, damit einer völlig wie der andere aussähe. Das Präzise, man kann mit einem Wort sagen das Militärische spielt stark in einen derartigen modernen Zug hinein.

Eine Anzahl von Erklärern haben, bewogen von ähnlichen Gedanken, sich nicht enthalten können, entsprechendes auch beim Parthenonzuge zu suchen; solange zu suchen, bis sie fanden, bis sie endlich auch das erwünschte athenische Militär auf ihm fanden. Der Fries enthält ein paarmal Gruppen von sechs Reitern, dann fünf, dann einigemal sieben Reiter, die ähnlich gekleidet sind und in gleichem Schritt sich etwas zusammenzuhalten scheinen. Man sah darüber weg, daß die ganze Kleidung zuweilen aus einem Hut und ein paar hohen Stiefeln bestand, daß die fünf in ziemlichem Wechsel der Tracht hintereinander herritten, daß andere sechs wohl fast gleich gekleidet waren, aber jeder von ihnen eine andere Kopfbedeckung trug. Man wollte Soldaten sehen, also man sah welche. Man sprach von Uniform und Militär, und argumentierte, alle Verschiedenheit sei eine Tat des Künstlers. In Wahrheit sei alles Regelmäßigkeit gewesen. Der Künstler aber habe sie im Kunstwerk mit Absicht vermieden!

Legen wir uns die Dinge anders zurecht: Dieselbe wird auch in Wirklichkeit nicht vorhanden gewesen sein! Das Lässige spielt im Bilde eine so große Rolle, weil es sie in der Wirklichkeit spielte. Wir haben an dieser Stelle den psychologischen Gegensatz vor uns zwischen der Uniform und der Tracht. Jene, die Uniform, bewußt erzeugt, von oben befohlen, vom Leibe getragen, von der Seele oft gering geschätzt, starr, aus sich selbst heraus unveränderlich, die Tracht, unbewußt, langsam aus den Instinkten

der Volksseele heraus entstanden, durchaus von Leib und Seele getragen, im ganzen überall gleich, im einzelnen überall durchaus Verschiedenheiten zulassend! Dasselbe schwarze Abendmahlstuch trägt jede Bauernfrau; wie breit es aber umgeschlagen werden muß, steht im Belieben der einzelnen. Dieselbe Haube, denselben Kopfputz, denselben Brusteinsatz trägt jede Frau, jedes Mädchen, trägt jeder Bursche; aber jedes Stück ist anders bestickt, wie das andere. Alle tragen dasselbe Mieder, aber der Stoff dafür, ob einfach oder kostbar, bleibt dem einzelnen überlassen. Und dieses Bild haben wir im Parthenonfries vor uns: Nicht Uniform, sondern Festtracht, nicht Militär, sondern Festgreise und Festjünglinge, die natürlich den nächsten Tag auch Athens Krieger sein konnten; das Prinzip der Dreiviertelart haben wir vor uns. Man vergleiche mit dem Parthenonmilitär den Legionär auf so manchem spätrömischen Kunstwerk: Damals war in der Wirklichkeit einer wie der andere und ebenso in der Plastik! Man möchte bei dem Parthenonsoldaten am ersten noch an Figuren denken, wie etwa die Pappenheimer, die doch auch nur auf dem modernen Theater völlig uniform sich geberden, oder an Kosakensotnien; lieber aber immer an Früheres, Freieres.

Solches ganze Dreiviertelwesen aber charakterisiert nicht bloß jene fünf, sechs oder sieben. Es überzieht nicht mehr und nicht weniger wie den ganzen Zug. Vorn reitet man bereits fort, während man hinten sich noch rüstet, Sohlen anschnallt, Mäntel umlegt, Pferde aufzäumt. Sklaven werden gerufen, der Herr redet mit ihnen, schilt, droht mit der geballten Faust. Einer der Festgreise ist damit beschäftigt, sein lose gewordenes Haar wieder unter die Hauptbinde zu schieben. Darüber fällt ihm sein gesamter Himation von den Schultern herab gleich bis auf die Hüften. Es fehlte nicht viel, daß derselbe sich vollends löste und zur Erde stürzte. Es ist eine Formlosigkeit, möchten wir uns ausdrücken, die, wie gesagt, unserer militärisch denkenden Zeit völlig fremd ist, der wir keinen Geschmack abgewinnen können, während sie aller Natur durchaus naheliegt! Man denke an irgend einen Tanzboden. Einem Mädchen ist das Haar aufgegangen. Es bleibt stehen, hält das Haarband zwischen den Lippen, daß die beiden Enden herunterhängen wie ein Janitscharenschnurrbart, und die Hände arbeiten die Flechten wieder zurecht. Ein anderes hat den Fuß auf den

Stuhl gesetzt und bringt die aufgegangenen Schuhbänder wieder in Ordnung. Weshalb kann dergleichen nicht auch dort passieren und gleich dort wieder erledigt werden?!

Wir können nichts besseres, nichts gesunderes, nichts angebrachteres tun, als alle solche Gebiete der Dreiviertelkraft uns ernstlich vorzuhalten, um den wahren Wert unserer auf allen Gebieten geübten Vollkraft richtig abzumessen. Was nützen uns ihre Augenblickserfolge? Es ist schon Jahre her, da ging durch die Zeitungen der Bericht von dem Wettfahren zweier Ozeandampfer auf offener See. Die Schiffe zweier verschiedener Gesellschaften gerieten nebeneinander und bald, ehe sie sich's versahen, in einen Wettlauf hinein. Lange fuhren sie nebeneinander her. Da kam plötzlich das Schiff voran, dem man es am wenigsten zugetraut hätte. Man hatte das Sicherheitsventil auf ihm geschlossen. Wenige Minuten darauf explodierte sein Kessel und es sank.

Der alte klassische Begriff der Vollkraft ist die Arbeit im Schweiße des Angesichts gewesen. Die moderne Vollkraft arbeitet ohne diesen. Er ist ihr nicht ästhetisch genug. Er ist ihr nicht reinlich genug. Sie nennt waschen reinlicher wie schwitzen. Aber es ist eigentümlich: Die ausdrückliche Verheißung hat nur jene Arbeit bekommen. Sie darf in einem Volke nicht zu sehr abnehmen. Es wachsen auch die besseren Gedanken in ihr.

Man kann, Ausnahmen ausgenommen, im allgemeinen sagen, die Kultur und Halbkultur, der Staat, abgesehen vielleicht vom Militär, arbeiten mit Dreiviertelkraft. Und die Erfindung unserer Hochkultur, von der man nicht weiß, ob sie mehr groß oder mehr apart ist, ist, daß sie mit Vollkraft arbeitet. Es ist im allgemeinen so, daß, wo der Staat vier Mann beistellen muß, sie dazu deren nur zwei gebraucht; weshalb der Staat, wie bekannt, eine Menge seiner Bedürfnisse, sein Schießpulver, seine Kriegsschiffe bei Aktiengesellschaften bauen läßt und nicht selbst sie baut; er baut, er arbeitet zu teuer. Er nutzt die Menschen nicht so aus. Das einzige, um die Dreiviertelkraft seiner hohen und niedrigen Arbeiter etwas zu steigern, sind Avancement und Titel und Orden. Wer das aber nicht mitmachen will, braucht nicht und bleibt deswegen unangefochten. Die Stadt, die Hochkultur zwingt durch lose Anstellung, durch eine fortwährende Entlassungsmöglichkeit ihre

Arbeiter zum äußersten. Der Staat läßt auch seinen Dienern überall innerhalb bestimmter Grenzen ein erhebliches Quantum freier Meinung. Die Hochkultur nirgends. Eine eigene Meinung hat nur der Direktor der Gesellschaft. Es liegt überhaupt gar nicht im Wesen der ihm unterstehenden Beamten oder Arbeiter, eine solche zu haben. Der Allgewaltige an der Spitze würde sie verwundert ob solcher Forderung ansehen. Also es dürften, wie gesagt, eine Menge Ausnahmen ausgenommen, zwei gänzlich verschiedene Arbeitsweisen sein.

10. Reizmittel und Nahrung.

„Beschweren Sie Vitragen, Gardinen ꝛc. mit Schrotband. Nur so erhalten Sie eleganten Faltenwurf derselben. Erhältlich ꝛc.“ Eingenähte Bleistücke, die schon die Figuren der römischen Kaiserzeit an sich trugen, oder solches jetziges Schrotband machen die Falten tiefer, die Höhen des Stoffes höher, die Falten dunkler, die Höhen heller, ordnen den gesamten Stoffwurf in wenige große eindringliche Linien, statt in viele kleine, weniger eindringliche, und der Kontrast als angebliche Seele aller Kunstwirkung bürgt für Beifall und Erfolg. Es ist ein Beispiel aus dem gesamten ungeheuren Gebiet alles modernen Gefühlslebens. Alle unsere Kultur und Hochkultur aber geht darauf hinaus, aus diesem die große Hälfte alles Angenehmen, alle Gefühle des Angenehmen und der Lust herauszusuchen und dem Menschen ihre Verstärkung, ihre Potenzierung anzubieten. Und der Mensch, der einmal so geartet ist, geht mehr oder weniger auf solchen Pakt ein, der seinen gesamten Lebensinhalt zu einem einzigen ungeheuren Gefühle macht, das in der Tat aber ihn um nichts fördert, dahingegen an unendlich vielen Stellen ruiniert. Es ist das große Kapitel „Reizmittel“, von dem wir wissen, in wie unaufhaltsamer Weise es sich aus seinem ursprünglichen Gebiet der Heilmittellehre alles überflutend verbreitet hat über sozusagen sämtliche Lebensgebiete, eine Peitsche, kein innerer, naturgemäßer Trieb, ein tausendfaches Stiptikum, keine Nahrung.

Es ist leider nicht schwer, Beispiele auch in Tausenden dafür zu finden. Mustern wir unser Dasein auf diesen dunklen Einschlag hin.

Man vergleiche frühe und moderne Kunst. Nur die Technik vor der Hand! Wie oft wird der moderne Künstler da zum Wucherer geradezu mit dem Reizmittel! Der junge Christus bekommt ein schneeweißes Kleid an, um als Mittelpunkt des Bildes herauszutreten. Neben ihn wird ein dunkelbrauner Pharisäer gestellt, damit er sich scharf von ihm abhebt, und neben den einer in hellgrünem Atlas, von dem sich erfolgreich der braune wieder abhebt, wie auf der anderen Seite ein rotsamtener. Es würde dem Künstler eine Sünde wider den heiligen Geist gewesen sein, den hellgrünen gleich neben Christus zu stellen. Hellgrün und weiß wären kein Kontrast gewesen und braun und rot dann auch nicht.

Frühere Jahrhunderte haben, wie jede Bildersammlung lehrt, nie auf derartige Kontraste hingearbeitet. Auf den ‚Kindern Karls I.‘ von van Dyk heben die Königssöhne in goldgelbem Atlas sich ab oder sollen sich vielmehr abheben von einem bräunlichgelbem Vorhange. Dergleichen ist nicht modern! Auf der ‚Löwenschlacht‘ von Rubens läuft ein bloßer braungelber Männerleib fast zusammen mit einem auf ihm liegenden gelben Löwenfell. Auf wieviel Bildern liegt bloß neben bloß, d. h. kaum voneinander zu unterscheiden! Wie oft hebt sich auf den Darstellungen des ‚Verlorenen Sohnes‘ der heruntergekommene halbnackte Sohneskörper nicht ab von den Säuen um ihn her! Wie sichtlich wenig berechnet ist auf den Porträts oft der Hintergrund, daß sich dunkel von hell oder hell von dunkel abhöbe! Wie wenig davon! In Dresden hängt ein Strohhutporträt von de Bray: Schmutziggelbes Hemd, gelblichweißes Fleisch, gelbblondes Haar, gelber Strohhut, gelblichgrüner Hintergrund! Dieses ganze unglaubliche Farbengemisch ohne Pointe auf ein und demselben Bilde: Es ist klar, dergleichen langweilt den an Reizmittel gewöhnten modernen Betrachter! Gewiß, vereinzelt kommt auch anderes vor, kommen auch Darstellungen vor, wie der Rembrandtsche ‚Ganymed‘, der wenigstens an einigen Partieen scharf kontrastiert zu dem dunklen Adlergefieder und dem schwarzen Fels! Aber wie selten sind sie, wieviel seltener als bei uns! Wie oft ist das bekannte historische blau und rot der

einzige Kontrast, den man ausfindig gemacht hat und hier und da einmal anwendet.

Es ist alles keine Arbeit auf Mache, auf Effekt hin gewesen. Es liegt absolut nichts Aufdringliches, kein Wirkenwollen um jeden Preis in den Bildern. Wen sie interessieren, der wird ihre dunklen Gestalten schon von ihren dunklen Hintergründen ablösen, und wen sie nicht interessieren, von dem beanspruchen sie das auch nicht.

Wir können zu der völlig anderen Arbeitsweise unserer Gegenwart noch an ein Beispiel denken, das kürzlich einiges Aufsehen machte. In Weimar entdeckte oder wiederentdeckte man Ende vorigen Jahres einen Goethekopf von einem Franzosen aus den dreißiger Jahren, David d'Angers. Die Zeit seines Ursprungs als die Zeit blinder, wahlloser Verehrung der Antike, die daneben Phidias nicht von einem Zeitgenossen des Horaz zu unterscheiden verstand, dazu das französische Ursprungsland der Büste hätten von vornherein zu denken geben und mißtrauisch machen sollen. Sie taten es aber nicht. Im Gegenteil, man meinte in dem Kopfe mit den tiefgegrabenen Zügen und dem heroisch aufstehenden Haar womöglich die genialste und grandioseste Verkörperung des Weimarer Großen gefunden zu haben! Es war bei etwas genauerem Hinsehen nichts weiter, als eine Kopie der zahllosen glattrasierten römischen Köpfe, als man den Bürgermeister der kleinsten Provinzstadt zum Alexanderkopf zurechtzuretouschieren verstand: „Beschweren Sie Ihre Vitragen mit Schrotband!"

Und zu den Exzessen in der Form gehen parallel in aller Hochkultur nun ähnliche im Inhalt!

Vor dem Museum in den Anlagen steht eine moderne Bronzegruppe: ‚Die Sintflut'. Der Schauplatz der Szene ist der letzte Felsen, der aus dem Wasser noch hervorragt; auf den haben sich gerettet ein Weib mit ihrem Säugling und eine Tigerin, ihr Junges im Maul. Das Bild ist noch völlig ruhig. Es fließt noch kein Tropfen Blut. Wir sind noch lange nicht so weit, wie auf den Parthenonmetopen! Aber der Zuschauer denkt natürlich an den weiteren Augenblick, wenn das Wasser noch höher steigen und der Kampf zwischen dem Weibe und der Bestie beginnen wird. Und schweratmend umstehen die Menschen die Gruppe! Derartiges

sind Reizmittel, die wieder unsere heutige Kunst anfüllen und vergiften. „Beschweren Sie Vitragen —!“

Das Kapitel „Reizmittel“ ins Grandiose entwickelt und auf die Spitze gehoben, bietet die moderne Zeitung. Es ist ja bekannt, wie gerade über sie die Meinungen so ungeheuer geteilt sind. Die Zeitung selbst hält sich und rühmt sich als den vornehmsten Volkserzieher und Volksbildner. Und Hunderte der ernsthaftesten Menschen stehen dem gegenüber und halten ebendieselbe für den schlimmsten Volksverführer, schieben unsern Verlust an Moral und Religion und damit an den besten Volksgütern wesentlich mit der Zeitung zu.

Prüfen wir die Zusammenhänge etwas näher. Was bietet die moderne Zeitung? Was ist von ihren Gaben im einzelnen zu halten?!

Sie bietet an erster Stelle Politik. Was ist von dieser Gabe zu halten? Was ist davon zu halten, daß jeder jeden Morgen den genauen weiteren Fortschritt der Japaner kennen lernt, unendlich oft heute eine Nachricht, die morgen durch das Gegenteil ersetzt wird und übermorgen durch die richtige Wahrheit?! Es sind lauter Nervenchoks. Es ist nicht viel mehr, wie wenn die stets unterrichtete alte Jungfrau zum Kaffee geht, den Strickstrumpf voller Neuigkeiten, ebenso oft solchen, die heute frappieren, morgen durch das Gegenteil ersetzt werden und übermorgen durch die richtige Wahrheit. Der politische Teil ist nichts anderes, als das alles ins Große übertragen. Ein Volk, das alt wird, schwätzt und klatscht gern und hat seine Freude am Schwätzen und Klatschen. Senectus loquax. Reizmittel!

Der zweite Teil aller Zeitungen dürfte noch schlimmer sein. Wir denken an die Sammlung von Skandalgeschichten, Ehebrüchen, Gerichtsaffären, Mordtaten, Diebstählen u. dgl. Daß dies alles, die Publikation von all solchen Sünden rein gar nichts nützt, dagegen unermeßbaren Schaden anrichtet, ist unendlich oftmals gesagt. Die Abschreckungstheorie ist eine Straftheorie, nie aber eine Erziehungstheorie. Und wenn dem Menschen dadurch auch sämtliche Wege gezeigt würden, die nicht nach Rom führten, der eine, der hinführt, wäre ihm dadurch noch nicht gewiesen. Und auf den allein kommt es doch an. Also dieses ganze Kapitel hat mit

Volkserziehung noch erheblich viel weniger zu tun, ist nichts weiter, wie Reizmittel gewöhnlichster Sorte. Es wird den Vorwurf nicht ablehnen können.

Ebenso niedrig aber steht es mit dem Stück Roman jeden Tag. Wir wollen über unsere moderne Literatur an anderer Stelle sprechen. Drei, vier Liebesgeschichten, zu einem Knäuel ineinandergewickelt, am liebsten, wenn es das Gesetz nicht verbietet (denn der Geschmack verbietet es kaum!) unter Nuditäten oder in durchsichtigen Kleidern verhandelt: Viele unserer besten Federn scheuen sich nicht, hier dazu sich zu erniedrigen, nachdem sie einst ganz anders anfingen. Was soll man dazu sagen?

Endlich der Anzeigenteil, soweit er nicht in schamlos zudringliches Reklamewesen ausartet, die Fortsetzung des mittelalterlichen Ausrufers, der glockenläutend durch unsere Straßen zog, die Anerbietungen des Kaufmannes und des Magistrates vorlesend! Das ist naturgemäß. Daß der Einwohner anzeigt, er suche eine Wohnung, und daß der Hausbesitzer anzeigt, er habe eine solche abzugeben, das ist naturgemäß! Daß über solche Naturgemäßheit hinaus Reklame und je größer sie betrieben wird, desto mehr ihrem Herrn Geld einbringt, das soll selbstverständlich nicht bestritten werden, daß das Wort dem Inhaber eines großen Kaufhauses nachgesagt wird, als er für 10 ℳ inseriert habe, habe ihm das 100 ℳ, und als er 100 und 1000 ℳ dafür aufgewandt habe, habe sich das mit 10000 ℳ und einer Million verzinst, soll nicht in Zweifel gezogen werden. Wenn wir aber von Volksgütern sprechen, dann ist das keins, daß die Menschen zu Einkäufen animiert und verführt werden. Billigerweise ist es allein richtig, daß es auf diesen Gebieten, wie auf allen heißen sollte: „Führe mich nicht in Versuchung!“ Auch der Kaufmann soll um des Menschen und der Mensch nicht um des Kaufmanns willen da sein.

Zwischen alledem bringt die Zeitung, wie bekannt, etwas Wissenschaft, die aber, man weiß, nicht recht für voll genommen wird; etwas Spezialforschung, etwas Kunst, etwas modernes Leben, womöglich überall, auch im sachlichsten Artikel, etwas Erotik, etwas über ausländische Nuditäten, das alles mit viel, viel „Aufmachung“, wie der Kaufmann sagt, zu einer Latwerge zusammengerührt! Zwischen allem dann gar der korrekte Feuilletonartikel,

dessen Hauptkunst man kurz richtig dahin definiert hat, aus nichts etwas zu machen, Artikel, die oft rein nichts an Inhalt haben, die lediglich nur Form sind. Mit diesen zwei Dingen dürfte der Inhalt der Zeitung dann beschlossen sein. Es sei etwa noch der Börsenzettel genannt, der für die unendlich vielen bestimmt ist, die erst dazu verführt werden sollen, ihre guten Grundsätze von Vater und Mutter her an der Börse zu vergessen, und über die, wenn sie leichtsinnig und unglücklich geworden sind, die Mitglieder des Aufsichtsrates die Achseln zucken: Sie haben ja nicht mitzutun brauchen!

Damit dürfte der Kreis der Zeitung beschlossen sein. Man wird zusammenfassen dürfen: Sie fällt wesentlich, in der Hauptsache unter das Kapitel „Reizmittel". Sie ist mit nichten, eigentlich in kaum einer täglichen Spalte, Volkserzieher. Sie weiß das auch selbst, wenn sie als einzigen Grundsatz, der sie bestimmt, nie den handhabt: Was taugt für die Menschheit? Was ist gut für die Menschheit? sondern stets nur den einen anderen: Was wünscht das Publikum? Worauf abonnieren davon tausend mehr? Wie verzogene Kinder behandelt sie ihre Leser, für die die törichte Tante Schokolade in der Tasche trägt, so oft sie nach Schokolade schreien, nicht wie richtig zu erziehende, die man unabhängig von ihrem eigenen Willen behandelt. Der Großvater Schreiber dieses abonnierte vor Jahren einmal auf alle Zeitungen, die in Deutschland erschienen, um sie untereinander zu vergleichen. Die genannten Schäden aber sind seitdem allesamt nicht besser, sondern schlimmer geworden. „Beschweren Sie Vitragen, Gardinen rc. mit Schrotband!"

Man kann ja für die Praxis den Gedanken schwer ausdenken: Deutschland ohne Zeitungen! Es ist aber doch oft genug bereits ausgesprochen, daß sie, die zum Festhalten aller wirklichen Volksgüter sozusagen nichts tun, dagegen durch ihre Gaben nur immer um die unnatürliche niedrige Gunst eines urteilsunfähig gemachten Publikums buhlen, eine große Schuld mit daran tragen werden, wenn Deutschland einst entnervt am Boden liegen wird, wie das Rom vor der Völkerwanderung.

Fortwährende Aufregungen, tagtägliche Nervenchoks, sich an tagtägliche Reizmittellektüre gewöhnen, gar, wenn man kein

Gegengewicht dagegen zugleich auch tagtäglich seinem Geist zuführt, das schadet unendlich viel.

Indes wir wollen nicht ungerecht sein. Auch die Zeitung bietet nur solche Dinge, weil sie allgemein in der Kulturluft liegen. Nehmen wir als Beispiel dafür ein ganz anderes Gebiet, das Gartenwesen. Es ist leicht ersichtlich, daß es sich ebenso in erster Linie nach dem Prinzip des „Reizmittels“ zusammensetzt. Es ist bekannt, die Rosen können nicht groß genug, die Nelken nicht wohlriechend genug, die Zwergobstfrüchte nicht dick genug sein, die Rabattenbeete können nicht dicht genug bepflanzt sein, daß die Farbe möglichst voll ist, die Beete selbst können nicht hoch genug gewölbt sein, damit nur jede Blüte möglichst zur Geltung kommt, ihre Kontraste können nicht scharf genug gewählt, die Blumen selbst nicht oft genug gewechselt werden, damit der Nervenchok nur immer von neuem wiederholt wird. Der Rasen kann nicht grün genug, der Weg nicht gelb genug, der Beetbestand nicht bunt genug hergerichtet werden. Am liebsten ginge man noch mit Ölfarbe über alles hin, um nur ja alle Farben so satt wie möglich zu machen.

Oder nehmen wir die Zimmerdekorationen. Das Schlafzimmer rotweiß als Zelt ausgeschlagen, rotweiße Betten, rotweiße Polsterüberzüge, rotweißes Porzellan! Ein uni Boudoir, ein uni Wohnzimmer, ein vollständiges Eichenеßzimmer, Mahagonirauchzimmer, eine Nußbaumbibliothek! Oder die weiblichen Kleidermoden! Ein uni blaues Kostüm, blauer Rock, blaue Bluse, blauer Hut, blauer Sonnenschirm, blaue Schuhe, blaue Handschuhe; blaues Briefpapier, blaue Kuverts, blaue Tinte, blaue Fünfpfennigmarke! Reizmittel über Reizmittel! So stark wie möglich drängt sich jede Erscheinung in die Seele des Beschauers hinein! Es ist, wie wenn sie in solcher Welt voll auffallend wilder Kontraste in den matten und hellen Farben sich einige Oasen der Erholung vorbehalten hätte. Zum Maskenball aber tobt dann um so wilder eine Farbenorgie los, die jeder Farbenfreude des Bauerntums spottet, bei dem doch insbesondere alle Einzelfarben und alle Farbenverhältnisse und Kontraste gemildert werden durch die Alltagsarbeit, die in ihnen verrichtet wird und auf sie ihren alles ausgleichenden Staub legt.

Auf den Dächern blitzen elektrische Reklamefirmen, daß man ihnen nicht entgehen kann, in der Theaterzwischenpause erscheint Reklame über Reklame auf dem Vorhange, auf den Straßen rollt Blatt auf Blatt herab: „Die beste Seife!“ „Restaurant mit zweifelhafter Bedienung!“ „Jesus Christus gestern und heute!“ Dazu das alles überwuchernde Post- und Telegraphenwesen, das immer öfter des Tages Neuigkeiten und damit Reizmittel ins Haus bringt, das immer mehr die Häuslichkeit jedem Eindringling aussetzt! Gar dann von Ansichtskartenwut und Neujahrskartenwut nicht zu reden! Es ist ein Umherpeitschen der Menschenseele von einem Reizmittel ins andere hinein, an dem zum Schluß das stärkste Organ vorzeitig erschlafft und erlahmt, auf jede zartere Regung nicht mehr reagierend. Die Dosen, die es anregen, müssen zum Schlusse immer stärker genommen werden.

Das ganze moderne Kulturleben ist konstruiert wie ein modernes Diner: Schwere Speisen, schwere Weine, starke Zigarren, starker Kognak, starker Kaffee und dazu prickelndes Gespräch! Nichts Nahrung, alles Reizmittel! Wer sich an modernen Diners und an Kulturgeist nähren will, wird merken, daß er sich an ihnen nur verdirbt! ‚Gnä Fra! Gnä Fra!‘ flüstert es im Modewarenhaus und Konfektionshaus von oben bis unten und von unten bis oben. Das stete Bonbon wird unsern Frauen in den Mund geschoben! Und wie saugen und saugen sie daran! Wie die New Yorkerin an ihrem fortwährenden Sweets!

„Beschweren Sie Ihre Vitragen —!“ — — —

Was ist Speise dem allen gegenüber? Ludwig Richter ansehen, Bibel lesen, wenn der Bauer abend für abend daheimbleibt, nicht aus seinem Hause herausgeht. Das macht ihn nicht stumpfsinnig und indolent, sondern bewahrt ihn vor tausend Torheiten und erhält ihn in den Fundamenten des Lebens! —

11. Reichtum und tägliches Brot.

Man wird die Behauptung aussprechen dürfen: Alle Völker, wenn sie zu Ruhm und zu Alter kommen, kommen auch zu Reichtum. Alle Jugend ist durchschnittlich arm, alles Alter ist durchschnittlich reich. Es gilt wieder vom einzelnen Menschen,

Gegengewicht dagegen zugleich auch tagtäglich seinem Geist zuführt, das schadet unendlich viel.

Indes wir wollen nicht ungerecht sein. Auch die Zeitung bietet nur solche Dinge, weil sie allgemein in der Kulturluft liegen. Nehmen wir als Beispiel dafür ein ganz anderes Gebiet, das Gartenwesen. Es ist leicht ersichtlich, daß es sich ebenso in erster Linie nach dem Prinzip des „Reizmittels“ zusammensetzt. Es ist bekannt, die Rosen können nicht groß genug, die Nelken nicht wohlriechend genug, die Zwergobstfrüchte nicht dick genug sein, die Rabattenbeete können nicht dicht genug bepflanzt sein, daß die Farbe möglichst voll ist, die Beete selbst können nicht hoch genug gewölbt sein, damit nur jede Blüte möglichst zur Geltung kommt, ihre Kontraste können nicht scharf genug gewählt, die Blumen selbst nicht oft genug gewechselt werden, damit der Nervenchok nur immer von neuem wiederholt wird. Der Rasen kann nicht grün genug, der Weg nicht gelb genug, der Beetbestand nicht bunt genug hergerichtet werden. Am liebsten ginge man noch mit Ölfarbe über alles hin, um nur ja alle Farben so satt wie möglich zu machen.

Oder nehmen wir die Zimmerdekorationen. Das Schlafzimmer rotweiß als Zelt ausgeschlagen, rotweiße Betten, rotweiße Polsterüberzüge, rotweißes Porzellan! Ein uni Boudoir, ein uni Wohnzimmer, ein vollständiges Eichenezzimmer, Mahagonirauchzimmer, eine Nußbaumbibliothek! Oder die weiblichen Kleidermoden! Ein uni blaues Kostüm, blauer Rock, blaue Bluse, blauer Hut, blauer Sonnenschirm, blaue Schuhe, blaue Handschuhe; blaues Briefpapier, blaue Kuverts, blaue Tinte, blaue Fünfpfennigmarke! Reizmittel über Reizmittel! So stark wie möglich drängt sich jede Erscheinung in die Seele des Beschauers hinein! Es ist, wie wenn sie in solcher Welt voll auffallend wilder Kontraste in den matten und hellen Farben sich einige Oasen der Erholung vorbehalten hätte. Zum Maskenball aber tobt dann um so wilder eine Farbenorgie los, die jeder Farbenfreude des Bauerntums spottet, bei dem doch insbesondere alle Einzelfarben und alle Farbenverhältnisse und Kontraste gemildert werden durch die Alltagsarbeit, die in ihnen verrichtet wird und auf sie ihren alles ausgleichenden Staub legt.

Auf den Dächern blitzen elektrische Reklamefirmen, daß man ihnen nicht entgehen kann, in der Theaterzwischenpause erscheint Reklame über Reklame auf dem Vorhange, auf den Straßen rollt Blatt auf Blatt herab: „Die beste Seife!" „Restaurant mit zweifelhafter Bedienung!" „Jesus Christus gestern und heute!" Dazu das alles überwuchernde Post- und Telegraphenwesen, das immer öfter des Tages Neuigkeiten und damit Reizmittel ins Haus bringt, das immer mehr die Häuslichkeit jedem Eindringling aussetzt! Gar dann von Ansichtskartenwut und Neujahrskartenwut nicht zu reden! Es ist ein Umherpeitschen der Menschenseele von einem Reizmittel ins andere hinein, an dem zum Schluß das stärkste Organ vorzeitig erschlafft und erlahmt, auf jede zartere Regung nicht mehr reagierend. Die Dosen, die es anregen, müssen zum Schlusse immer stärker genommen werden.

Das ganze moderne Kulturleben ist konstruiert wie ein modernes Diner: Schwere Speisen, schwere Weine, starke Zigarren, starker Kognak, starker Kaffee und dazu prickelndes Gespräch! Nichts Nahrung, alles Reizmittel! Wer sich an modernen Diners und an Kulturgeist nähren will, wird merken, daß er sich an ihnen nur verdirbt! ‚Gnä Fra! Gnä Fra!' flüstert es im Modewarenhaus und Konfektionshaus von oben bis unten und von unten bis oben. Das stete Bonbon wird unsern Frauen in den Mund geschoben! Und wie saugen und saugen sie daran! Wie die New Yorkerin an ihrem fortwährenden Sweets!

„Beschweren Sie Ihre Vitragen —!" — — —

Was ist Speise dem allen gegenüber? Ludwig Richter ansehen, Bibel lesen, wenn der Bauer abend für abend daheimbleibt, nicht aus seinem Hause herausgeht. Das macht ihn nicht stumpfsinnig und indolent, sondern bewahrt ihn vor tausend Torheiten und erhält ihn in den Fundamenten des Lebens! —

11. Reichtum und tägliches Brot.

Man wird die Behauptung aussprechen dürfen: Alle Völker, wenn sie zu Ruhm und zu Alter kommen, kommen auch zu Reichtum. Alle Jugend ist durchschnittlich arm, alles Alter ist durchschnittlich reich. Es gilt wieder vom einzelnen Menschen,

wie von einem gesamten Volke. Ein junges Volk verhungert zur Not, ein altgewordenes dürfte selten so enden. Es endet viel öfter so, daß es in erworbenem übergroßem Reichtum erstickt, daß es zugrunde geht an einem Zuviel, nicht an einem Zuwenig.

Weshalb kommt das beides so? Weshalb liegen die Dinge nicht ebensowohl umgekehrt? Wahrscheinlich aus dem einfachen Zusammenhange, daß beide Teile nur das erreichen, was sie erstreben. Jugend, richtige Jugend hat die Brust mit Idealen voll, sorgt sich nicht in erster Linie um die Schätze dieser Welt. Alter wird abständig. Die Schätze dieser Welt werden ihm zuletzt die Schätze überhaupt! Und jeder lebt und stirbt in seiner Welt.

Hochkultur wünscht sich meist überhaupt nicht, vielleicht aber am wenigsten über ihren Reichtum durch die Bibel belehren zu lassen. Indes wir wollen die Autoritäten, nach denen sie sich richtet, billigerweise nicht früher hören, als bis sie die Wahrscheinlichkeit erbringen werden, nach 2 und 4000 Jahren noch ebenso am Leben zu sein, wie Abraham, Christus und Paulus. Autorität ist nicht Autorität, hinterlassenes Wort ist nicht hinterlassenes Wort, so wie gewiß Bauholz und Bauholz nicht untereinander gleich ist! Oben im Dachstuhl einer alten Kirche lagern dreihundert Jahre alte Dachsparren. Sie sind aber damals bereits für alt dort schon eingesetzt gewesen; eine Menge von Einschnitten und Löchern, die jetzt keinen Sinn und Zweck mehr haben, beweisen es. Also rechnen wir, damals waren sie auch bereits dreihundert Jahre alt. Und wenn man sie auf ihre jetzige Zukunft prüft, dann können sie dafür auch zur Not noch dreihundert Jahre halten. Es ist bis jetzt noch kein Vergang an dem Eichenholze. Es ist überhaupt ein Eichenholz, wie es nur früher wuchs, als man es richtig reif werden ließ, wozu man ihm jetzt in den Wäldern keine Zeit mehr läßt. Das macht alles in allem also 900 Jahre! Was wäre gewöhnliches Föhrenholz dagegen?! Also so gewiß Holz und Holz dasselbe wäre nur für einen höchst Unerfahrenen, so sicher bleibt's auch dabei: Autorität und Autorität sind etwas verschiedenes! Was wird in zweitausend Jahren übrig sein von denjenigen unserer Hochkultur? Also man verlange nicht, daß sie Dingen gleichgestellt werden, die diese Probe bestanden haben. Und wie bestanden

haben! So, daß die biblischen Namen doch beinahe in aller Munde auf dem Erdkreise sind! Was will es dagegen besagen, wenn ein Großer eines Volkes sein Fortleben hält im Kopfe und den Büchern einiger Forscher, die eine kleine Gemeinde um sich sammeln?

Also was sagt die Bibel über Reichtum? Ihre darauf bezüglichen Worte werden unendlich oft zusammengestellt sein. Sie werden ebenso schnell regelmäßig wieder vergessen. ‚Der Reiche kommt um.‘ ‚Der Reiche tut Unrecht.‘ ‚Die Fülle des Reichtums läßt ihn nicht schlafen.‘ ‚Die Reichen müssen darben.‘ ‚Ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen.‘ ‚Geselle dich nicht zum Reichen.‘ ‚Reich und ungesund sind beisammen.‘ ‚Trachten nach Reichtum verzehret den Leib.‘ ‚Bemühe dich nicht, reich zu werden.‘ ‚Wer eilet zum Reichtum, weiß nicht, daß ihm Unfall begegnen wird.‘ ‚Wer Reichtum liebt, wird keinen Nutzen davon haben.‘ ‚Wer sich auf seinen Reichtum verläßt, wird untergehen.‘ Man denke an das klassische Wort: ‚Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viele schändliche und törichter Lüste!‘ Jedes Wort wie mit Fraktur geschrieben, jedes Wort wie ein Keulenschlag! ‚Die da reich werden wollen —‘ die Parvenus gegenüber dem alten ererbten Reichtum, der sich zu benehmen weiß. Sie fallen in ‚Versuchung‘ und ‚Stricke‘, ‚und viele‘ ‚schändliche‘ ‚und törichte‘ ‚Lüste‘. Und zum plastischen Bilde zusammengefaßt ist die Illustration zu den sämtlichen einzelnen Worten des Spruches das abschreckende Bild des reichen Mannes im Evangelium in Purpur und köstlicher Leinwand, die ihm nicht zukommen.

Fragen wir nach Luthers Äußerungen über den Reichtum! ‚Reichtum wirkt nichts gutes bei den Menschen‘. ‚Reichtum macht hoffärtig und geizig.‘ Reichtum ist ein groß Hindernis, Christo nachzufolgen.‘ ‚Die Reichen sollen sich vorsehen, daß sie der Geiz nicht erschleiche.‘ ‚Sie haben Hindernisse, zu Christo und seinem Reiche zu kommen.‘ ‚Sie sollen ihr Geld und Gut recht gebrauchen und unrecht Gut zurückerstatten.‘ Und das ebenso offene wie klassische Wort, das die Tischreden überliefern: ‚Reichtum ist die allerkleinste Gabe, die Gott einem Menschen geben kann. Darum gibt er sie gemeiniglich auch nur solchen groben Eseln, denen er sonst nichts gönnt!‘

Gewiß sprechen sowohl Bibel wie Luther hier und da über unser Thema auch in milderem Tone. Ihre Hauptmeinung darüber aber ist die obige.

Reichtum verdirbt, wo er es vereinzelt trifft, auch das Bauerntum. Die Schwarzwaldbauern können davon erzählen, wo das Holz ihnen allzuleicht zuwächst, einen Meter über dem Boden einen Meter Durchmesser, wo zu wenig Schweiß und Arbeit am Erwerbe hängt. Holz ist heute, wo überall Wege hingehen, wo es viel wertvoller geworden ist, wo wir bereits ersichtlich auch der südlichen Waldlosigkeit zusteuern, unendlich viel leichter in Geld umzusetzen wie früher. Und der Schwarzwaldbauer spielt in Rippoldsau den großen Herrn und verspielt den leichten Gewinn und den Hof, der ihm das Gold eintrug! Oder die Marschbauern an der Seeküste können ihr Schicksal erzählen, wo mit den Deichen, der alte ewige Kampf mit dem Wasser aufgehört hat, der die Leute einst hart gemacht hat, und wo heute auf unendlicher Weide nur unendliches Vieh mühelos heranwächst. ‚Wenn Sie faule Bauern sehen wollen, dann gehen Sie nach Jever!‘ Die Leute können schon gar nicht mehr recht arbeiten. Die Männer nicht und die Tiere nicht. Nach den ersten paar Tritten kommen sie in Schweiß, viel früher als der Geestbauer und das Geestpferd. Und der zu leicht erworbenene Reichtum geht wieder dahin. Nirgends sitzt der Jude so dick, wie in den Marschen. Und der Grundherr übt in bester Form ungestört das alte Bauernlegen. Hof um Hof wird aufgekauft, und der bisherige Besitzer behält ihn als Pächter. Der mühelos erlangte Reichtum hat ihn dahin gebracht, hat ihn verweichlicht. Und mit Antisemitismus und solchen Maßregeln ist dagegen natürlich nichts zu machen! Oder dem fränkischen Bauer in seinen überfruchtbaren Gauen geht es ebenso. Manchem Alpenbauer, wenn ihm zu mühelos der kostbare Wald zuwächst, ebenso. Reichtum macht keinen unter ihnen glücklich, fast alle aber weich, widerstandslos, elend und zum Schlusse arm. Der richtige Blick geht ihnen verloren. Um den vierten Teil des wahren Wertes lassen sie zum Schluß sich ihre kostbare Scholle abkaufen, steigen mit dem Erlös in die Ebene hinab, fangen dort etwas Großes an, dann etwas Kleineres, dann noch etwas Kleineres, und ehe noch ihr alter Unterstützungswohnsitz erloschen ist, endet einer

im Armenhause seiner Bauerschaft. Auf seinen Feldern wächst neugepflanzter Wald, und sein Haus zerfällt, weil man es nicht für nötig hält, es niederzureißen.

Es ist nicht aller Reichtum, der den Menschen derartig ruiniert. In welch vollen Tönen redet auch gerade die Bibel von Reichtum an Land und Vieh, der vielleicht, wenn er sich vergleichen ließe, über allen landläufigen Geldreichtum hinausging! Man denke an den Befehl an Abraham, sich umzuschauen nach rechts und links, nach vorwärts und rückwärts. Wie oft wurde den Erzvätern verheißen, soweit sie sehen könnten, sollte soviel Land ihrem Geschlecht beschieden sein. Oder man denke an die beiden, Abraham und Lot, die, um Platz zu haben für ihren Viehreichtum, voneinander gingen. An Hiob mit seinen endlosen Viehherden: Vierzehntausend Schafe, sechstausend Kamele! Es sind Dinge, die uns an südafrikanische Farmerverhältnisse erinnern. Aber eben das ist der springende Punkt: Der Reichtum muß unverkäuflich sein! Er darf nicht umsetzbar sein jeden Augenblick in das rollende Gold. Es darf nicht sofort der reiche Mann im Gleichnis daraus entstehen können, der mit seinem Golde sich in Jerusalem niederläßt.

Am Golde, nur am rollenden Golde, nur an diesem Reichtum hängt der Fluch. Wenn der Nationalwohlstand eines Landes das rollende Gold ist, dann, wenn es nicht ganz, ganz energische Gegenwirkungen dagegen hat, dann verfällt es diesem Nibelungenfluche. Ein Volk, das aufhören will, von der Natur, vom Lande sich zu ernähren, geht verloren. — —

Wie hütet sich der Mensch vorm Reichwerden, davor, daß ihm der Reichtum ins Haus hereinkommt? Nur auf die Weise, daß er seine Seele mit anderen Dingen füllt. Wer dem Reichtum nachjagt, wer die Kräfte seines Lebens an ihn setzt, der wird ihn zum Schluß erreichen. Was der Mensch erstrebt, erreicht er zuletzt. Wer an die Ideale und Fundamente des Lebens seine Kräfte setzt, der erreicht die. Wer Gott, Ehe, Haus, wer den Kampf für den Heiland festhalten will, der wird daran halten, wird an denen seine Kraft verbrauchen. Beide Dinge zugleich zu pflegen, ist dem Menschen nicht gegeben. Dazu haben sie ihre Hütten zu weit voneinander gebaut.

‚Das aber unter die Dornen fiel, sind die, so die Worte hören und gehen hin unter den Sorgen, Reichtum und Wollust dieses Lebens und ersticken und bringen keine Frucht?‘ Reichtum ein großer Dornenstrauch, unter dem die Ideale ersticken! Wer sein Leben an die Pflege des Reichtums setzt, pflegt einen großen Dornenstrauch. Und wer wesentlich Reichtum hinterläßt, hinterläßt einen großen Dornenstrauch, unter dem viel Gutes erstickt.

12. Wegland und Ackerland.

Der Gesichtskreis des Bauern verhält sich zu dem der Hochkultur, wie ein Teich zur See, wie wenn man einen Groschen auf einen Taler legt. Das ist ein quantitativer Unterschied. Ein anderer, qualitativer aber läßt sich wie die zwei Worte zusammenfassen: Wegland=Ackerland.

Die Bezeichnung ist aus dem neutestamentlichen Gleichnis vom vierfachen Acker hergenommen. ‚Und etliches fiel auf den Weg und konnte nicht Wurzel schlagen und ward vertreten und die Vögel fraßen es auf. Und etliches fiel auf ein gutes Land und wuchs und trug Frucht.‘ Wir sehen den wieder schwarzgepflügten Acker vor uns. Aber kaum ist der Pflug mit seiner Arbeit fertig, da treten hundert große und kleine Füße den Fußweg wieder fest, der seit Ewigkeit diagonal quer über alles läuft. Und die Körner, die acht Tage später über den durchwärmten Boden hinfliegen, können auf dem Ackerlande auf alles rechnen, auf dem Weglande auf nichts. Die Beziehung ist leicht verständlich.

Welches sind die hundert großen und kleinen Füße, die tagaus tagein über den Boden der Hochkultur hintreten und hintrotten, ihn zum Wegland machend, bei jeder neuen Generation in immer früheren Jahren, zu Wegland, in das nichts eindringen will? Wir wiederholen aus dem früheren Kapitel: Die immer neuen Reize sind es, aus denen der Tageslauf sich zusammensetzt. Kaffee und Zeitung sind die ersten Peitschenhiebe. Dann Sprechstunde oder Bureau von neun bis drei, intensivste Arbeit, alle drei Stunden

vom Posteinlauf unterbrochen, auch oft genug nur lauter neue Nervenchoks. Dann Abendschoppen. Dann Theater, Konzert, Vortrag, Versammlung, Vereinssitzung. Dann Restaurant. Dann Café. Dann Ruhe! Das macht vorzeitig die Seele zu Wegland.

Und das ist doch nicht die einzige Batterie und Schwadron, die tagtäglich über sie hinrasselt. Was bringt das gesamte Straßenleben mit sich! Das Menschen- und Wagengewirr auf Trottoir und Pflaster, das Klingeln der Elektrischen, die Schaufenster mit ihren tausend Eindrücken: Es ist eine Haupteigentümlichkeit der mittelalterlichen Städte gewesen, daß sie ohne Schaufenster existiert haben; man vergleiche damalige und spätere Stiche! Oder das ganze Kapitel der Lektüre, das auf den Menschen einstürmt, die immer endloser werdenden Zeitungen, immer endloser werdenden Romane, die immer endloser werdenden auch ernstesten Bücher, die gelesen werden wollen! Noch nicht gerechnet das ungeheure Kapitel der Photographie, die demnächst alles begleitet, was an den Menschen Anspruch macht, und alles, was daran an Bildern sich anreiht, bis hinab zum Kinematographen, der seine aufreizenden Vorbilder keiner Wirklichkeit entnimmt, sondern künstlich sie sich erst stellt! Welche geradezu Unsummen von Eindrücken! Der moderne Hochkulturmensch ist schon ganz darauf eingerichtet, nicht einen einzelnen Eindruck dargeboten zu erhalten, sich in den hinein zu vertiefen, sondern eine Unsumme, die alle flach bleiben sollen. Ein Rosengarten von fünfzigtausend blühenden Rosen wird ihm vorgeführt. ‚Pas mal!‘ ist alles, womit er darauf reagiert. Immer neue ‚Freunde‘ des Menschen warten auf ihn mit immer neuen Reizmitteln, die Stellen herauswitternd, an denen er noch etwas fühlt. Nirgends tagaus tagein findet sich Erholung. An die Stelle der Erholung tritt immer von neuem nur das Surrogat der Zerstreuung. Die Nerven werden zur Erholung nur nach einer anderen Richtung hin neu aufgepeitscht. Die Müden läßt man nicht schlafen, sondern treibt sie durch Kaffee und Unterhaltung zum Wachbleiben und zu neuer Bewegung an. Das schafft Wegland.

Kommt über den einzelnen eines Tags der Kollaps, daß er Milch und Brot nicht mehr vertragen und keinen Schlaf mehr finden kann, dann ziehen sich die tausend Wortführer zurück, achselzuckend:

‚Ihr habt ja nicht gebraucht!‘ Sie finden genug andere Opfer, zum Schluß immer jüngere Jugend, die ihnen ihre Reizmittel — mit weiter nichts handeln sie! für ihr bestes Geld abkauft. Denn auf das Geld des Nächsten, auf weiter nichts, ist es mit jedem einzelnen derselben allein abgesehen. Es sind Stück für Stück Bilder, die dem Bauerntum, wie bekannt, fehlen, absolut fehlen.

Also, wie gesagt, es ist ersichtlich, solche Überflut von Eindrücken schafft unempfindliches Wegland. Wie Wasser vom Entenrücken fließen zuletzt alle gewöhnlichen Eindrücke von der Seele ab, die Elastizität, die Aufnahmefähigkeit, dies eigentliche Zeichen aller Jugend, geht verloren. Es mag zum Schluß sein, was es will, man mag lesen, hören, sehen, was man will, die größte Tugend, das größte Verbrechen: Keine Predigt, kein Buch, kein Vortrag macht einen irgendwie bleibenden Eindruck. Das Leid des Nächsten, man mag mit ihm Wand an Wand wohnen, man mag ihm auf der Straße begegnen, nichts macht mehr Eindruck. Man weist ihn auf die öffentlichen Anstalten hin, die für solche Zwecke bestehen. Ein solcher Hinweis ist schon mehr, wie er verlangen kann. Wer ihn nicht gibt, bleibt drum ein Ehrenmann. Der Großfabrikant stellt einen Pastor in seinen Betrieben an und ein paar Schwestern. Im übrigen zuckt er über sein Arbeiterelend die Achseln! Jeder Bauer würde sagen: ‚Lieber Bettler sein, wie so durch fremdes Elend, auf Kosten fremden Familienglücks reich werden!‘ Er hat solches Reichwerden in seine Teufelssagen hineingelegt, wo der Satan dazu hilft! Dem Manne an der Spitze des Großbetriebes dringen solche Erwägungen nicht in die Seele hinein. Er argumentiert: Tue ich's nicht, tun's andere! Er weiß, er bewegt sich im Rahmen des Gesetzes, der Weltanschauung des Gesetzes, und diese niedere Weltanschauung ist ihm gerade recht. Für die höhere Welt der Moral hat er über tausend Dinge die Empfindlichkeit verloren.

Wie verzankte und verprügelte Kinder kommen einem die Menge solcher Großstadtseelen vor, die infolge zu viel erhaltener Schelte und Schläge unempfindlich dagegen geworden sind. Wie ein abgalloppiertes ‚Ballpferd‘! Abgestumpft, ‚abgebrüht‘ ist der Eindruck, den man von der Seele hat, die so oft hinter den wohlgepflegten Händen und der tadellosen Krawatte schlummert. Hartherzigkeit, Rhinozeroshaut, Wegeland.

Eine Anzahl niederer Triebe sind die einzigen Gebiete, auf denen die Empfindlichkeit bleibt, ja sich noch steigert. Daß seine Ehre aufs allersorgsamste gepflegt werde, daß in die Quelle seines Geldes und Erwerbes keine Hand ein Steinchen werfe, daß die Zigarre gut abgelagert sei und inwieweit er diesen oder jenen Ehebruch riskieren könne: Über solche letzten Dinge wird mit tausend Argusaugen gewacht, inbezug auf sie bleibt und wird der Mensch der Hochkultur immermehr zum Elektrometer, der auf die kleinsten Ströme reagiert.

Wie gesagt, der Horizont der Bauernseele ist klein und gering im Vergleich zur Stadtseele, wie der Groschen auf dem Taler. Aber die normalen Flächen in ihm bleiben empfindlich, bleiben reizbar sensibel. Es trage sich irgendwo ein Ehebruch zu. Zehn Jahre wird darüber geredet. Und wenn er nur darin bestanden habe, daß man die zwei hinter der Dielentür stehen fand. Es handle sich um irgend eine Untat, um einen Prozeß gegen die Nachbargemeinde, um ein Versehen des Pastors oder seiner Frau, um ein trockenes oder nasses Jahr. Es sind lauter Dinge, die man in der Stadt, wenn man sie erschöpft hat, endgültig liegen läßt. Im Bauerntum nicht! Was macht jedes Krankenabendmahl für einen Eindruck, jeder Konfirmationsbesuch des Pastoren! Die Hochkultur hält mühsam eine halbe Stunde lang ihre Witzeleien und Spöttereien zurück. An der Korridortür brechen sie schon wieder durch. Hier weinen sicher die Augen Tränen, die doch ebenso schwerflüssig sind, wie die des einstigen Fischerknechtes, als der hinausging und bitterlich weinte. Was macht jede Predigt für einen Eindruck! Wie oft finden sich Zuhörer, die imstande sind, fast die gesamten gemachten Ausführungen zu wiederholen. Auch das Gedächtnis bleibt ja viel besser bei solcher maßvollen Ernährung und Beschäftigung. Es greift alles viel tiefer ein, es wird viel länger über alles gesprochen, weil es so viel seltener neues gibt, weil nur von Zeit zu Zeit wieder etwas beschert wird. Über das Land laufen nicht hundert große und kleine Füße, reiten keine Batterien und Schwadronen hin. Es bleibt Ackerland.

Seltenheit und Tiefe der Eindrücke hängen ja in allen Gebieten aufs Einfachste eng miteinander zusammen. Man nehme

einen Menschen, der selten gelobt wird: Welch tiefen Eindruck macht es, wenn es einmal geschieht. Und man nehme irgend einen verwöhnten Liebling des Glückes, über dessen Seele tagaus, tagein das Lob seiner Vorzüge in tausend Schmeicheleien hinwegläuft. Wie stark gewürzt muß das Lob sein, das bei dem noch verfängt: Ackerland-Wegeland.

Es ist auf dem seelischen, wie auf dem körperlichen Gebiete. Was heilt man mit ein paar Baldriantropfen, mit etwas Schnupfenwatte unter Bauerntum nicht alles! Beinahe Typhus und Lungenentzündung! Und bei dem durch den chronischen Gebrauch einer Menge von Reizmitteln verdorbenen Kulturkörper will nichts mehr anfassen.

Gewiß, die Kehrseite des Ackerlandes ist ja freilich die, daß wie auch alles Unkraut auf ihm doppelt üppig in die Halme schießt, so auch alles Bauerntum aller Verführung unendlich viel leichter ausgesetzt ist, wie die hartgetretene und hartgesottene Kultur. Vor Unkraut muß alles Ackerland künstlich geschützt werden. Dann ruht aber auch alle Zukunft nur bei solcher aufnahmefähigen Scholle.

13. Geschichtslosigkeit und Geschichte.

Es ist eine eigene Sache um die Geschichtslosigkeit. Wir, die wir uns in allen Dingen gewöhnt haben, historisch zu leben und historisch zu denken, können uns kaum hinreichend in solche andere Daseinsweise hineinversetzen. Und doch ist es ganz gewiß nicht Deutschlands schlechteste, und wo sie in seiner Vergangenheit liegt, nicht seine schlechteste gewesen!

Man kann sagen, alle wahre Kunst hat jederzeit geschichtslos gelebt. Der wirkliche nordische Künstler ist nicht nach Rom gepilgert. Oder ist er nach Rom gepilgert, so hat es ihn nicht gehalten. Oder hat es ihn gehalten, so hat er etwas völlig anderes zum Schluß gegeben, als was er sah. Der wahre Künstler pilgert nicht in die Antike, oder sie hält ihn nicht, oder er gestaltet sie völlig um. Es ist bekannt, es hat Stimmen gegeben, die

haben die Renaissance wörtlich als eine wiedererstandene Antike erschöpfen wollen. Es ist bekannt, wie völlig falsch dieses Urteil ist, wieviel völlig eigenes jene Zeit an sich gehabt hat.

Wir wissen, wie nach den Freiheitskriegen, mitten in all seiner politischen Misere Deutschland, erst Deutschlands Süden, dann Deutschlands Norden einen Künstler gehabt hat, für den es sich begeisterte, wie selten ein Volk für einen Mitgenossen, einen Künstler, um den es meinte, alle ihm geschlagenen Wunden, und wenn sie noch so frisch bluteten, mit eins vergessen zu können, einen Künstler, an dem man damals schier meinte vergehen zu wollen, wie Gretchen an Faust: Peter von Cornelius. Und es dauerte nicht lange, da strich man von dem Ruhme des berühmtesten aller Akademiedirektoren ebensoviel wieder ab. Und weshalb? Daß sein König ihm einst unendliche Wandflächen überwiesen hatte: ‚Sie sind der Feldmarschall! Sorgen Sie für gute Divisionsgeneräle!‘ ‚Seit den Cinquecentis hat es keinen Maler gegeben, wie Cornelius!‘ und daß derselbe König in einer ungnädigen Stunde fand, ein Maler müsse ‚malen‘ können, und Cornelius könne nicht ‚malen‘: Das verzieh ihm die Geschichte. Daß er auch tatsächlich vielleicht nicht malen, sondern nur zeichnen konnte, verzieh sie ihm auch. Es ist bekannt, wie damals fünfzig Jahre lang es über die gesamten Kulturvölker und über Deutschland am meisten kam wie ein Rausch, daß man die Farbe verachtete. Farbe sei weibisch, weichlich, täuschend und irreführend! Dem reinen Gedanken entspräche nur die reine Linie! Und über die gesamte Malerei kam es wie eine Bleichsucht, daß alles nur gezeichnet oder im Aquarellstil gehalten war und man nach fünfzig Jahren bei den Franzosen, die nicht so grundsätzlich gewesen waren, erst das Malen wieder lernen mußte. Also das alles wurde Cornelius vergeben: Ludwig Richter hatte auch nur gezeichnet und aquarelliert! Auch seine Pose wurde ihm vergeben. Du liebe Zeit, wie oft ist Kunst ohne Pose ausgekommen? Drei-, viermal auf ihren absoluten Höhepunkten, die sich nicht wiederholten! Und wenn bei Cornelius sich ein paar unnötige Hände voll zuviel davon fanden — also, wie gesagt, das alles wurde ihm verziehen! Aber seine Unselbständigkeit! Seine Knechtschaft! Die ‚Cinquecentis‘ waren seine Vorbilder. Die ‚Cinquecentis‘ taten es ihm an, bis

sie ihm das Blut aus den Adern sogen, daß er nicht mehr sich, sondern sie malte. Das hat ihm die Geschichte nicht vergeben, sondern angerechnet. Ludwig Richter hatte nie vorher jemand gesehen. Wer einmal italienische Kirchen und Museen durchstreift hatte, sah dort sämtliche Corneliussche Gestalten schon vor ihm. Erst hatte er Heimweh, als er nach Rom kam, dann blieb er, dann nahm er sich ein italienisches Weib. Da war es mit seiner Selbständigkeit vorbei, und die Last der Vergangenheit erdrückte ihn. Er malte ‚historisch‘.

Alle wahre Kunst hat geschichtslos gelebt. Man kann sagen: Auch alles Mittelalter lebte geschichtslos. Es hat keine Geschichte gehabt und keine gewollt und sich keine erarbeitet. Die sämtlichen ‚Geschichtsschreiber deutscher Vorzeit‘ in den Monumentenbänden sind von Wert als Chronisten ihrer Gegenwart. Wurden sie Historiker und schickten ihrer Chronik von Erschaffung der Welt eine Einleitung voraus, so war regelmäßig diese ihre Historie nicht nennenswert. Das ganze Mittelalter kehrte sich nicht an seine Vergangenheit. Es ließ sie liegen, wo sie lag. Es war unendlich weit davon entfernt, von ihr etwas lernen zu wollen. Es hatte gar keine Neigung, sie überhaupt zu erforschen. Es blutete und siegte allein aus seiner Gegenwart heraus.

Alles Mittelalter lebt geschichtslos. Man kann auch sagen, alle Jugend lebt geschichtslos! Es ist sicher, auch der 25jährige könnte bereits seine Geschichte haben. Zwischen dem 14. und 25. Jahre liegt allerlei. Aber es wird nicht gelingen, den Jüngling darauf festzunageln: ‚Wie warst du damals so lieb und gut!‘ Gar, wer will die Jugend ernsthaft mit wirklicher Geschichte erziehen? Mit Friedrich dem Großen und Karl dem Großen? Einen Augenblickserfolg mag man erringen. Mehr nicht! Jugend lebt in der Gegenwart und von der Gegenwart. Der früh verstorbene Vater kann machtvoll in ihr nachwirken, der mit ihr lebende und sterbende Freund. Friedrich der Große und Karl der Große sind etwas für Alte. Die hoffen aus solchen toten Helden nochmal Kapital schlagen zu können. Es ist, wie wenn der Greis in seinen Erinnerungen blättert und meint, an ihnen nochmal jung zu werden. Es ist richtig für ihn. Auch liebt er das einmal so. Im Alter entwickelt sich der ‚historische Sinn‘.

Alle Jugend lebt geschichtslos. Vor allem aber auch: Alles Bauerntum lebt so! Alles Bauerntum lebt geschichtslos, das ist von höchster Wichtigkeit! Gewiß, sie hören es mit an und finden es ganz hübsch, wenn ihr Pastor ihnen gelegentlich die zusammengestellte Ortsgeschichte erzählt. Aber sie fänden es sicher ebenso interessant, wollte man ihnen an der Hand der ‚Offenbarung‘ Aufschlüsse über die Zukunft ihrer Bauernschaft geben. Jedenfalls für die Vergangenheit etwas tun, liegt allem korrektem Bauerntum durchaus fern. Es liegt ihnen nichts daran, ein mittelalterliches Bauwerk zu konservieren. Ist auf geschickte, billige Weise eine neue Kirche zu erlangen, so wird um ihres geschichtlichen Wertes die kleine ehrwürdige, romanische sicher nicht geschont. Der Pastor hat unter der Kirchentünche Bilder entdeckt. Er hat die ganze Bauernschaft gegen sich, die von den katholischen Sachen nichts wieder wissen wollen. Wer fragt unter Bauerntum nach dem Baujahre seines Hauses? Wer wird unter Bauerntum einen Familienstammbaum aufstellen? Es sei denn, er macht es einfach der Kultur nach, um ‚gebildet‘ zu sein! Die ganze römische oder griechische Geschichte beurteilen sie danach, wie sie ihre Lehmdielen machen oder ihre Erntefeste feiern. Wie sollten sie auch anders nach dem wenigen von Geschichte, was naturgemäß die Volksschule in der Bauernschaft bieten kann? Man vergleiche nur die Unmengen von Historie damit, mit der alle Kultur jahraus, jahrein überflutet wird. Der Bauer lebt einfach deshalb geschichtslos, weil ihn ein geschichtliches Leben überhaupt niemand lehrt. — —

Wir wissen, der Stolz der Kultur ist die Geschichte. Ihre Brust hebt sich höher, ihre Pulse schlagen schneller, wenn sie von dem erzählt, was ihre Historiker für Aufhellung der Vergangenheit getan. Ein dunkles Mittelalter in dem Sinne gibt es nicht mehr. Ganze Bibliotheksräume voll lichtvoller Urkundensammlungen, lichtvoller Bearbeitungen sind über dasselbe zur Hand. Man denkt daran, wie man auch über solche Finsternis an der Wand heute fast nur zu knipsen braucht! Geschichte, Geschichte und wieder Geschichte! Von jedem Lande, jeder Sprache, jeder Wissenschaft wird ihre Geschichte erzählt. Und ist die Geschichte der Philosophie und die Geschichte der Theologie zu Ende, so folgt die Geschichte der Geschichte der Philosophie und die Geschichte der Geschichte der

Theologie. Wie gesagt, wir sind stolz auf unsere Historie, auf unsern ‚historischen Sinn‘, auf unsere Fähigkeit, alles Gegenwärtige in das Schema des ‚historischen Gewordenseins‘ einzuspannen, und, wie wir überzeugt sind, so erst recht es zu verstehen. Es entstehen Leute, die in der Vergangenheit sich auskennen und Bescheid wissen, und in der Gegenwart sind sie die reinen Taperfritzen. Wir halten sie für schmerzliche Opfer ihrer großen Entdeckung, für die sie sich hingegeben haben! —

Es ist klar, daß die gesamte Geschichte und die geschichtliche Betrachtungsweise für unsere ganze spätere Kultur nicht mehr und nicht weniger ist, wie ein Verhängnis, wie eine Fessel, eine Bande, die sie auf Schritt und Tritt knebelt, sie der Selbständigkeit beraubt, die sie sonst noch zu mancher letzten Leistung hätte.

Die Geschichte knebelt unsere Kunst. Warum stehen ebenso massenhaft wie wertlos immer von neuem die alten Stile wieder auf, in historischer Treue oder in modernisierter Abänderung? Weil es zu leicht und zu verführerisch ist, aus den antiken oder mittelalterlichen Reservoiren von Kunst zu schöpfen, die fortwährend sorgfältig erweitert werden. Und wenn ein neu erstehendes Genie auch einen ersten Abscheu vor Museen und Galerien, vor aller Kunstgeschichte und Ästhetik hat, diesen Sammlern und Protokollanten, die nie die kleinste Linie selbst schaffen: Es ist die Frage, ob gerade unsere Zeiten noch eine derartig starke, originale und selbständige Persönlichkeit erzeugen werden, die einer solchen Last und Wolke von Vergangenheit, die sich heute auf sie legen will, sich wird erwehren können. Wie die sieben aufgesperrten apokalyptischen Rachen umstehen sie mehr wie je jedes junge Genie, und es ist zum Schluß meist nur die Frage, in welchen der Rachen dasselbe hineintaumelt. Cornelius war ein solches, und ging auch diesen Weg. Die ‚Cinquecentis‘ waren groß, aber ihre posenhafte Wiederbelebung durch Cornelius machte ihn klein und unbedeutend.

Und man kann sagen, so geht es auf allen Gebieten. Man beruft sich stolz darauf: ‚Historia vitae magistra!‘ Das Wort stammt aus der römischen Kaiserzeit, die ebenso hoch dachte von Geschichte, und auch überall von Vergangenheit lebte. Aus seiner

Geschichte, seiner Vergangenheit hat in Wahrheit noch nie ein Volk gelernt, die haben es noch nie klüger und stärker gemacht! Jedes Volk hat die Kraft zu seinen Siegen aus seiner Gegenwart genommen, oder es ist unterlegen. Seine Sünden und seine Feinde, die es in sich trägt, lassen sich damit nicht bekämpfen, daß es einst die Kraft dazu hatte! Das ganze stolze Wort ist nichts anderes als eine gefährliche Schmeichelei, die unsere Aufmerksamkeit von da ablenkt, wo sie allein nötig ist, von der Gegenwart. Und Schmeichler sind des Teufels Brüder. Muther erzählt in interessanter Weise von Kaiser Hadrian, der ganz nach dem Worte lebend, eine Stadt von Kunst und ein Volk von Künstlern um sich versammelte, von welch allem die Kunstgeschichte nichts aufbewahrt hat.

Es ist bei genauem Hinsehen doch auch nur zu ersichtlich und auch schon deutlich genug ausgesprochen, wie wenig echte Historie einen praktischen Nutzen hat! Man sagt: Luther lebt noch bis heute! Und Paulus lebt noch bis heute! Und man wird recht damit haben! Aber die Frage ist: Wie leben sie? Wie leben sie bis heute?! Als Ergebnis der Geschichtsforschung? Wenn wir mit Mühe und Schweiß ein mattes historisches Bild von ihnen wieder zusammengestellt haben? Es kommt dasselbe auch nie über Zeichnung und Aquarelltechnik heraus! Es kommt noch nicht einmal an sie heran! Es ist uns von berufenster Seite hinterlassen, daß wir den ‚Geist der Zeiten', der im letzten Grunde alles ausmacht, ihnen nicht wieder einzuhauchen vermögen. Von berufenster Seite ist unserer ganzen Historie das Urteil über den Weg geworfen: ‚Die Zeiten der Vergangenheit sind uns ein Buch mit sieben Siegeln!' Wir wollen nur dieses Urteil eines Großen nicht hören, sondern meinen, die Siegel doch lösen zu können! Also nochmal! Leben Luther und Paulus in solchen halbwahren Aquarellbildern weiter? Ist das ihre ganze Unsterblichkeit auf Erden? Der Theologe Ritschl hat aufs klarste seinerzeit vor der Bearbeitung des ‚historischen Christus' gewarnt. Seine Warnung gilt von allen Großen der Vergangenheit.

Wenn ein Wort Pauli oder Luthers, das echt, tatsächlich von ihm ist, irgendwo in eine empfängliche Seele fällt, dort Wurzel schlägt und ein Feuer anfacht, das, weiter um sich greifend, andere erfaßt: Dann wirkt der eine wie der andere bis heute.

Nicht durch zwei- oder dreibändige Biographien. Wer aus dem Volke soll sie lesen! — —

Es würde wahrscheinlich völlig unmöglich sein, unsere Kultur von der Geschichte loszureißen, denn Geschichte ist für sie nicht eine Laune, sondern ein Naturprozeß. Und gegen Naturprozesse kann man nicht an, so wenig man dagegen an kann, daß der Dreißigjährige nach zehn Jahren vierzigjährig ist: An der Stelle hat Rousseau, wie an vielen, gründlich unrecht. Aber es ist eine Sünde wider den heiligen Geist, unsere Volksschichten, die noch keine Hochkultur sind, die noch frei davon sind, da hineinzuziehen. Es ist eine Sünde wider den heiligen Geist, solche Dinge, die ihnen so fern wie möglich bleiben müssen, an denen der Mann der Hochkultur bereits dreiviertel verdorben ist, solche ihnen so nahe wie möglich zu bringen. ‚Sie holen sich die Sachen doch!‘ wird eingewandt! Erstens ist das nicht wahr. Und zweitens soll kein Vaterlandsfreund diese letzte Stunde Deutschlands beschleunigen. Wir sollen Gott danken, das wir noch unsere Frauen haben, die sich nicht um Deutschlands Vergangenheit kümmern, und noch unser Bauerntum, daß erst recht seine Instinkte anderswo hat. Unsere Kulturmänner, die alle halbe Geschichtsprofessoren sind, werden das Land nicht mehr lange schützen. Ihre letzte Tat, ehe sie ins Grab stürzen, wird aber sein, daß sie die Frauen und Bauern auch dazu machen.

14. Kontrolliert und unbeaufsichtigt.

„Ich bedarf keiner Aufsicht!“ Das steht doch jedem einzelnen in unseren Millionenstädten fest, über jedem Zweifel erhaben fest! „Ich habe meinen Halt selbst in mir!“

Erinnern wir uns des Kapitels „Rasse und Mengerei“!

Die Magd auf dem Lande hackt die Kartoffeln an, weil die Zeit dafür da ist, ganz besonders aber auch deswegen, weil die Leute beim Vorbeigehen darüber reden würden, wenn sie noch immer ungehackt wären. Die Frau legt den Wintermantel nicht ab und den Sommerhut nicht an nach der Jahreszeit, sondern

wenn es alle tun. Ob in ihrem Hause Streit oder Vertrag ist, ob darin nach oder über die Verhältnisse gelebt wird, mit wem alles im Laufe der Zeit für die Tochter die Ehe erwogen wurde, weiß, kontrolliert und beurteilt die ganze Bauerschaft. Die Stadtdame würde eins wie das andere entrüstet zurückweisen: „Ich bin kein aufgeschlagenes Buch!"

Oder ein anderes Beispiel: Der Bauer vom Hofe steigt auf der Landstraße den Berg hinab zur Stadt. Er geht wie ein Mensch, der absolut nichts anderes sein will, als er ist, der weiß, daß jeder, der hinter ihm geht, jeder, der ihm begegnet, ihn ganz genau kennt, bis auf die Knochen genau, genauer nach dem Gesetz der Menschenkenntnis und Selbsterkenntnis, als er sich selbst. Er bedenkt, hätte er die Absicht, etwas mehr vorstellen zu wollen, so würde das bei derartiger Kontrolle nur in Lächerlichkeiten enden. Oder vielmehr, dieser Gedanke ist ihm derartig natürlich und selbstverständlich, daß er ihn überhaupt nicht bedenkt.

Ganz anders der Stadtherr, der auf Schritt und Tritt weiß, daß er unbekannt ist. Einige der ihm Begegnenden kennen ihn etwas. Die meisten kennen ihn gar nicht. Und er zieht seine Folgen daraus. Sorgsam gepflegt, schreitet er das Trottoir entlang, diskret in den Spiegelscheiben sich musternd und neben all seinen anderen Gedanken läuft immer der eine her: Wie steht mir dies? Wie steht mir das? Wie sehe ich aus? Wie kann ich im Augenblick mich den Menschen möglichst vorteilhaft vor die Augen drängen? Wie in ihren Augen mehr vorstellen als ich bin? Wie gesagt, in der Bauerschaft würde jeder über solches Vorhaben den Kopf schütteln. Im Menschengewühl der Stadt hat solcher Plan Aussicht auf Erfolg, denn niemand kennt den andern! Und männliche und weibliche Koketterie schießt ins Kraut.

Oder wir sitzen im Café in der vorgebauten Ecknische. Es zieht den ganzen Winter über von den drei Außenwänden her in sie hinein. Manch einer mag sich bereits in ihr erkältet haben. Aber man übersieht von ihr nach vorn den Stadtplatz und nach rechts und links vier Straßen, und die Gäste reichen sich in ihr nur so die Hände. Weshalb sieht man so mit Vorliebe die Menschen vor sich vorbeiflanieren? Die Sache hat dieselben Zusammenhänge. Jeder ist unbekannt, ohne Aufsicht, ohne Kontrolle,

und jeder nützt das aus! Jeder tut sich so! Jeder geht wie ein Pfau seines Weges! Man weiß gar nicht, wieviele Ellen jeder da unten im Augenblick seinem Wesen zusetzt, man sieht aber, daß das geschieht. Und solches Stolzieren stundenlang betrachten ist ja nicht gerade ein gesunder Genuß, aber ein Genuß für den Menschen ist es. Und im gleichen Momente fühlen, daß man selbst das im Augenblick nicht tut, daß man da im Augenblick besser ist, mag ja auch wieder nicht gerade ein gesunder Genuß sein, ein Genuß aber ist es sicher abermals! Man nehme einmal die Sache anders an! Man denke sich, der Cafétier habe, was nie einer tun wird, seinen Erker auf einen belebten Arbeitsplatz, auf einen Schulspielplatz oder auf einen Exerzierplatz oder Kasernenhof mit der Aussicht hingebaut. Menschen genug gäbe es da ja auch, Kindergewühl alle Stunde, Handlanger- und Exerzierarbeit den ganzen Vormittag und Nachmittag. Weshalb würde aber das Interesse daran nach wenigen Tagen erlahmen, daß bald niemand mehr in der Ecke einen Husten oder Schnupfen darum riskierte? Weshalb? Deshalb, weil das Stolzieren fehlte, weil der Zusatz von Hoffart fehlte, weil das Ellezusetzen fehlte, weil die Menschen auf den Plätzen da unten lauter natürliche Menschen wären, keine überhöhten, lauter Menschen, die, alle miteinander bekannt, einer den andern im Zaum halten, daß sie bleiben, was sie sind. Das dunkle Gefühl der Befriedigung, an ihrem eitlen Treiben nicht teilzunehmen, im Augenblick besser zu sein als sie, fehlte.

Was zieht den Menschen in die Stadtmassen hinein?! Es ist ja ein ganzes Bündel von Gründen und Instinkten. Das Alter sucht in erster Linie Bequemlichkeit, die Elektrische an der Ecke, das reinliche Trottoir, den zuverlässigen Spezialisten in Krankheitsfällen. Die Jugend zieht zum Teil der leichtere Verdienst hin. Fabrikpersonal, Dienstpersonal, die Tausende von Ladenmädchen finden dort mehr Geld und leichtere Arbeit, dazu leichtere Unzucht. Andere Jugend zieht der Luxus. Denn wo ist unsere harte Jugend, die um unpraktischer Ideale willen den Luxus verachtet? Der junge Leutnant, der junge Referendar, der junge Arzt haben dort alle in der Regel mehr Arbeit und kommen mit ihren Geldern schwerer aus, aber das macht nichts. Die schöneren

Wohnungen, die helleren Straßen und die üppigere Geselligkeit, abermals mehr Unzucht finden sich da. Also alle diese brüchigen und wurmstichigen Gründe ziehen in die Stadt hinein. Ebenso verborgen als hauptsächlich aber kommt hinzu vielleicht als verderblichster der, der heimatlichen Kontrolle sich zu entziehen, in Zukunft unbeaufsichtigt sein zu wollen. Man will ungeniert sein, man will leben, wie man will, man will nicht, daß einem jeder ins Haus und in die Töpfe guckt! In der allgemeinen Unübersichtlichkeit will man untertauchen und wieder auftauchen als ein Mensch, der das Recht hat, wieder von neuem anzufangen, der keine Vergangenheit und der auch weiter keine Gegenwart und Zukunft zu verantworten hat.

Einer oder der andere wird vielleicht nicht sogleich zustimmen und der vielen Dinge und Personen gedenken, an die er auch und vielleicht gerade in der Stadt sich kehren müsse: ‚Auf alles und jedes muß man Rücksicht nehmen!‘ Aber die Sache ist fast keiner weiteren Worte wert. In der richtigen, geschlossenen Bauerschaft liegt alles dem öffentlichen Urteile vor, des Nachbars eheliches Leben, sein Verhältnis zu den Kindern und zu den Alten, zu den Dienstboten, das Verhältnis seiner Einnahmen und Ausgaben zueinander. Das Bekanntsein, wie gesagt, geht bis auf die Knochen. Niemand lebt so in faktischer, fortwährender Rücksichtnahme wie der Bauer in einer geschlossenen alten Bauerschaft, daß Rücksichtnahme ihm zum Schluß zur Natur geworden ist, die nicht mehr auffällt. Was hat ihr gegenüber im Ernst die Gebundenheit in der Stadt zu besagen?! Von einigen, die an der Spitze stehen, von denen, die in der Gesellschaft und in Vereinen verkehren, weiß man einiges wenige, an das sie sich kehren müssen. Alles weitere verläuft sich sehr bald in Rederei und Klatsch. ‚Der soll trinken!‘ ‚Der Pastor soll seine Frau mißhandeln!‘ ‚Die sollen über ihre Verhältnisse leben!‘ Was weiß man über den Nächsten in seiner Häuslichkeit, gar über seine Vermögensangelegenheiten? Ehe man etwas darüber erfährt, ist er bereits wieder versetzt. Jeder legt von seinen Karten eine auf den Tisch. Das übrige gesamte Spiel hält er aber fest und niemand darf ihm hineinsehen. Der Bauer sieht des Nachbars Hof und Äcker und Kühe vor Augen und kann sie taxieren.

Die Übersiedelung in die Stadt ist in dieser Beziehung nicht viel anders, als was der Offizier tut oder der Couleurstudent, wenn sie Uniform und Couleur ablegen und in Zivil gehen! —

Der Großstädter verteidigt sich zum Schluß: ‚Man lebt doch auch recht und gut ohne Zwang! Man tut doch das Gute nicht aus Zwang, sondern um des Guten willen!‘ Man tut's so lange, bis man mit kleinen Zwanglosigkeiten anfängt und mit großen aufhört, bis man Faulflecke bekommt, die dann um sich fressen. Nichts ist der modernen ‚Persönlichkeit‘ fataler wie Kontrolle. Und nichts ist im allgemeinen heilsamer für jeden Menschen. In der Weise ist also die Bauernmagd besser daran, die die Kartoffeln hackt um der vorübergehenden Abendmahlsleute willen. Das Gute tun um des Guten willen ist eine Maxime, die sich auf dem Papier ganz gut macht. In der Praxis pflegt sie in der Regel zu kurz zu kommen.

15. Häuslichkeit und Öffentlichkeit.

Wer weiß, ob nicht bei allem Bauerntum mit zu seiner stärksten Eigenart und vor allem auch mit zu seiner glücklichsten Eigenart gehört seine Häuslichkeit.

Wenn es feststeht, daß das Haus neben Religion, neben Ehe, neben Recht seit Ewigkeiten eines der Fundamente der menschlichen Gesellschaft gebildet hat, wenn es immer von neuem sich zeigt, daß alle Angriffe gegen solche Fundamentalfaktoren stets nur Revolutionen von gestern waren, die morgen, wenn ihre Führer tot sind, wieder in sich zusammensanken, dann kann man nicht umhin, gerade an dieser Stelle immer von neuem seine Aufmerksamkeit auf das Bauerntum zu richten. Es ist wunderbar, wie ungleich fester die Idee des Hauses bei ihm begründet und verankert ist, wie bei aller städtischen Kultur.

Schon im höchsten Maße rein äußerlich ist das der Fall, indem kein Stand so viel zu Hause ist, wie der Bauer! Wie

außerhäusig ist unser Bürgertum, man vergegenwärtige es sich nur! Aller Beruf, alle Geselligkeit, jeder Abendschoppen hält es vom Hause fern. Seine gesamte Familienfestlichkeit, seine gesamten Anregungen, an denen man sich bildet und verdirbt, liegen außerhalb des Hauses. Das Haus ist Eß- und Schlafstätte und wie selten nur Arbeitsstätte! Unser Bürgertum ist außerhäusig, und unser vierter Stand, im übrigen ungefähr nach gleichen Grundsätzen konstruiert, ist es noch mehr. Was für ein noch schmalerer, noch schlimmer verkrüppelter Rest von Haus steht neben Fabrik, Kneipe und Biergarten dem noch zur Verfügung! Ein Haus, das jeden Morgen womöglich alle verlassen, das Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend leer, ausgestorben daliegt! Die Spielschule nimmt dem Bessersituierten, die Hüttenschule dem Fabriker bereits die drei- bis fünfjährigen Kinder aus dem Hause. Was für ein unersetzlicher Verlust! Dann weiter in andere Kreise wieder drängt sich die Doppelhäusigkeit ein, das geteilte Leben in einer Stadt- und in einer Landwohnung. Gar von dem nervösen Wohnungs- und Aufenthaltswechsel nicht zu reden, dessen die Kultur als eines fortwährenden Reizmittels immer von neuem bedarf, ja, durch den man womöglich die Vollendung des Menschen zu erreichen glaubt! Es heißt, der Mensch lernt so alles kennen. Er lernt in Wahrheit nichts damit kennen! Es ist oft genug darauf hingewiesen, daß man sich mit alledem in einem neuen Nomadentum befindet. Aber man macht es sich nicht immer klar, daß man von dem alten, ursprünglichen Nomadentum nur seine Schattenseiten herübergenommen hat.

Wie häuslich, wie so fest am Hause haftend steht in all diesen Dingen das Bauerntum vor uns! Der Bauer hat seine gesamten Interessen im oder beim Hause, er arbeitet vom Morgen bis Abend in seiner Nähe, und wenn die Betglocke zum Feierabend läutet, wartet er eben dabei und eben darin die kurze Abendzeit noch ab, bis zu der frühen Schlafensstunde, die die Voraussetzung der frühen Morgenstunde wieder ist: Das Wirtshaus ist nur beim Säufer auch ein Teil des Tages! Und ebenso ist es mit seinem ganzen Verkehr. Wie selten besucht man sich im Bauerntum! Wie selten zu anderer Zeit als am Sonntag nachmittag! Wie selten hat man selbst Besuch bei sich! Der Großgrundbesitz ladet sich den

Sommer über das Haus voll mit Stadtbesuch, dem der Winter da draußen zu kalt ist, und der Sommer so eben erträglich. Der Bauer hat, wie bekannt, derartiges nicht. Wenn Heuzeit ist, ist niemand anders im Hause zu gebrauchen. Wenn Roggenzeit ist oder Kartoffelzeit, ist für niemand andern Platz. Daß die Familie auf dem Hofe sich selbst lebt, auf dem Hofe unter sich ist, ist eine höhere Tugend, wie Gastlichkeit. Das aber schafft Hausständigkeit, Häuslichkeit. Das Haus bleibt immer beisammen. Das Haus bleibt immer zu Hause. Man verwächst unter sich.

Und zu diesem ersten, dem einfach vielen Zuhausebleiben kommt, vielleicht noch wichtiger, als zweites hinzu, was das Bauerntum auch wieder unseren Ständen voraus hat, daß sein Haus überhaupt umfangreicher und damit gewichtiger ist als unseres.

Man denkt dabei in erster Linie wieder daran, wovon wir sprachen, daß alles zum Berufe gehörige im Bauerntum beim Hause liegt, in der Weltkultur abseits davon. Jeder Baum beim Hause ist selbstgepflanzt, jede Saat selbstgesäet, jedes Stück Vieh erweitert das Haus. Wie hochinteressant, wie umfangreich ist dasselbe. Wie engbegrenzt, wie langweilig ist dagegen das städtische Haus der Hochkultur. Jenes würde auf Jahre hinaus nicht zum Gefängnis werden. Dieses wird es, sobald der Mensch einmal darauf beschränkt wird, nach acht Tagen!

Indes das Genannte wären Punkte, die wenigstens unser Großgrundbesitz noch einigermaßen mit dem Bauerntum teilte. Als wichtigster Moment aber kommt in Betracht diejenige Erweiterung des Bauernhauses, die dasselbe dadurch erfährt, daß bei ihm die Generationen nicht derartig getrennt werden, wie bei uns; um es einfacher zu sagen, dadurch, daß bei ihm in der Regel drei Generationen, zuweilen auch vier, im Hause miteinander zusammen wohnen, bei uns deren nur zwei und in wie vielen Fällen nur eine. Das schafft auf andere Weise, wahrscheinlich mit noch viel stärkerem Erfolge, wieder Häuslichkeit.

Man weiß, wie schwer es aller Hochkultur schon immer fällt, mit ihren Kindern zusammenzuleben. Madame besucht Bébé im Monceau-Park. Dieses Leitmotiv klingt in allen Kulturländern wieder. Der Mut zu den Kindern geht verloren. Sie machen die Frau krank oder häßlich, sie bringen Umstände, sie werden

ungezogen, sie kosten Geld, und alles das kann der weiche Vater und die nervöse Mutter nicht mehr ertragen. Sie haben Last genug, sich selbst einander zu ertragen. Sie lebten, wenn das ginge, am liebsten immer jeder für sich allein. Also trennen sie sich wenigstens da, wo es geht. Die Großeltern trennen sich von den Eltern, die Eltern sich von den Großeltern. Die einen entarten hier, die anderen entarten da; um der Bequemlichkeit willen übersieht man das. Jedenfalls aber, das Haus enthält nur zwei Generationen und beim Bauerntum drei.

Jeder weiß ja nun freilich, daß dieses auch bei ihm nicht überall glatt geht. Gar, wenn die Leute in einer Gegend alt werden, mit 80 Jahren erst zu sterben pflegen, statt mit 60, wenn aus den drei vier Generationen werden, daß der Hof Großeltern und Urgroßeltern als Altenteiler auf sich hat. Dann ist die Sache gewiß nicht leicht, und zieht bald einmal ein böser Gedanke durch die Seele des Bauern. Aber jedenfalls, derselbe hat keine Folgen. Man bleibt zum Schlusse auch bei vier Generationen zusammen und gar bei dreien bleibt man es immer.

Weshalb kann das der Bauer, weshalb bringt man an dieser Stelle wieder einmal etwas fertig, was man der Stadtkultur überhaupt nicht bieten würde? Weshalb ist der ganze häusliche Vertrag an dieser Stelle wie an allen bei ihm soviel besser, wie bei feiner Kultur? Es dürfte zwei Gründe haben, die ziemlich auf der Hand liegen.

Einmal die bereits genannte größere Natur, Natürlichkeit und Gesundheit alles Bauerntums: Die Kapitel Gesundheit und Maßhalten kommen in Frage. Den Vater des Hauses plagt kein Ehrgeiz, kein Strebertum, kein Wunsch, sich hervorzutun. Die Mutter plagt keine Gefallsucht, keine Klatschsucht, kein Sensationsbedürfnis. Sie liest nicht täglich ein Stück Zeitungsroman in sich hinein, weil sie überhaupt keine Zeitung liest. Die Tochter denkt nicht mit Sorge ans Heiraten und der Sohn nicht an sein ganzes außerhäusiges Leben, welches allein ihn zum Manne machen möchte. Er fährt nicht mit tausend Masten hinaus auf die See. Er will nicht mehr werden, wie der Vater! ‚Liebes Kind, bleibe gern im niederen Stande, denn das ist besser, denn alles, da die Welt nach trachtet.‘ Wir wollen nicht übertreiben.

Auch im Bauerntum ist jeder Sünder. Auch dort will jeder für sich natürlich einen guten Platz haben. Aber es bleibt dabei, man ist zufrieden mit einem gesunden Mittelmaß. Die ganze Selbstsucht ist mehr natürlich, mehr naturgemäß. Die Menschen sind maßvoller, zielvoller, nicht ins Maßlose und Ziellose jagend. Das macht sie natürlicher, macht den Umgang mit ihnen natürlicher, leicht. Die größere Naturgemäßheit ist der eine Grund des besseren Vertrages im Bauernhause.

Der andere aber dürfte einfach die Übung jedes einzelnen in dieser Kunst sein. Es ist bekannt, unsere Hochkultur kommt leicht, wenn etwa zwei Ehegatten miteinander sich nicht verständigen können, auf den Ausweg, etwas Trennung bessere das Verhältnis! Oder der Mann ist die ganze Woche über auswärts an seinen Beruf gebunden, so daß er nur den Sonntag über daheim sein kann. Die Sonntagslaune hilft über allerlei hinweg und man hält ein solches Verhältnis vielleicht für ein besonders günstiges. Das Bauerntum lebt nicht nach solchem Grundsatz, ein intermittierender Verkehr mache denselben am innigsten. Es wird Meister durch die Übung. Alle Teile seines Hauses sind immer miteinander zusammen. Alle leben sich immer von neuem ineinander ein. Jeder einzelne lernt immer mehr, mit jedem anderen den richtigen Ton zu treffen, wird immer geschickter darin eben durch tausendfache Übung. Vor allem, es stellt sich eine Übung, eine Fertigkeit da ein, wo nicht befohlen werden kann und nicht gehorcht werden muß, wo ohne jedes Gewaltmittel gearbeitet wird, im Verkehr zwischen den erwachsenen Generationen. Bei uns entschuldigt sich die alte Hofrätin bei ihren Wohnungsnachbarn, sie müsse mit ihrer achtzigjährigen Mutter stets so laut reden, um deren Schwerhörigkeit willen! Die Nachbarn wissen nichts von dem Leiden. Es ist einfach fortwährender Zank zwischen den beiden! Es ist aber bekannt, wie viel solcher Zank, wie viel Szenen bei uns das Familienleben durchziehen. Man lasse unsere Nervenärzte reden! Derartiges fehlt im Bauerntum. Ein Alter ist durchaus uneinverstanden mit der Schwiegertochter, die ihm der Sohn ins Haus gebracht hat. Aber jedenfalls, mit Worten gibt er dem in keiner Weise Ausdruck, dazu besitzt jeder Teil zuviel richtigen Instinkt; und aller

Zank, wie man so überrichtig bemerkt hat, kommt doch immer nur von Worten her. Nicht ein Ton fällt über die Mißstimmung. Kein Gedanke an ein ‚Sichaussprechen‘ oder dergleichen.

Also die Jugend lernt mit dem Alter und das Alter lernt mit der Jugend umgehen. Man kann alles dahin zusammenfassen: Der gegenseitige, häusliche Verkehr im Bauerntum ist eine gegenseitige häusliche Schule!

Man hat die Empfindung, daß keiner unserer Stände so sorgsam ist im Verkehr, wie das Bauerntum. Wo wir so oft zwischen einer falschen Kordialität und einer falschen Reserve hin- und herschwanken und zum Schlusse beidemale vorbeitreffen, da bemüht sich der Bauer um das Richtige und trifft es. Wie manchmal setzt er einem über den oder jenen Fall auseinander: „Dat möt'n nich vor Gewalt trakteern!“ wo wir täppisch darauf losgehen: „Solchem Übelstande soll doch baldigst abgeholfen werden!“ und uns der Niederlage dann durch Versetzung entziehen! Solche Schulung dankt er seinem Hause, dem Umgange zwischen alt und jung dort, der bleiben muß, den man nie durch eine letzte Auskunft abbrechen kann: „Ich ziehe mich zurück! Ich ziehe fort von hier! Ich lasse mich versetzen!“ Das bildet! Es bildet vielmehr wie alle ähnlichen Verhältnisse bei uns, die man jede Stunde abschneiden, denen man sich jede Stunde entziehen kann: Es ist die eigentliche hohe Schule des Hauses.

Was ist es im einzelnen, daß in dieser beiderseitigen Schule gelehrt und gelernt wird? Es ist nicht allzu schwer zu sagen: Die Mittelgeneration lernt von dem Alter Sparsamkeit, Fleiß, Frömmigkeit gegen dasselbe. Sie lernt Geduld von dem Alter. Der Bauer ist viel geduldiger wie der Stadtmensch, auch aus vielen anderen Gründen, aber sehr viel mit auch, weil er von den Alten die Geduld täglich und stündlich vor Augen sieht. Und der Stadtmensch ist ungeduldiger, auch aus vielen anderen Gründen, aber sehr viel auch deshalb, weil er dieselbe nicht so in seinem Hause täglich und stündlich vor Augen sieht.

Die Mittelgeneration lernt auch vor allem täglich an ihr Ende denken, auch wieder, weil sie ein solches zu Ende gehendes Alter täglich vor Augen sieht. Sie lernt, wenn man es zusammenfaßt, unendlich viel durch Hören und Sehen! Sie wird sehr oft

klug ohne Schaden. Man kann sagen: Alle Erfahrung geht beim Bauerntum ungleich restloser wie bei aller Kultur von einer Generation über auf die andere!

Und fragt man weiter die umgekehrte Frage: Was lernt das Alter von der Jugend? Oder um es vielleicht treffender auszudrücken: Welches ist die Rückwirkung der Jugend auf das Alter? Es ist ebenso nicht wenig!

Über die allgemeine Erziehung der Eltern durch die Kinder hinaus gibt es noch eine Menge von freundlichen, liebenswürdigen Einflüssen der Jugend auf das Alter, die das Bauernhaus besitzt und die unserem Hause fehlen. Die Jüngsten, die Enkel, welche unser Alter entbehrt, wenn sie dort ihre kleinen Stühlchen an die Sitze der Großeltern heranrücken, machen deren Tage wieder freundlich und sonnig, und die Mittelgeneration, die auf der Höhe des Lebens steht, bewahrt es vor Fehlern und Irrtümern, von denen das Alter sich bloß selbst frei glaubt. Das Alter ist reicher an Überlegen und Erfahrungen, aber die Schlagfertigkeit, das augenblickliche Sichzusammenfassen ist ihm abhanden gekommen. Damit hilft im Geben und Nehmen ihm die Jugend aus.

Ein Vater hat den Hof noch, er will sich nicht eher ausziehen, bis er sich schlafen legt. Aber der Sohn hat bereits die Vollmacht, den Vater bei allen Unterschriften zu vertreten. Der Sohn redet dem Alten seine Prozesse aus und ermutigt ihn zur Arbeit, und die gefährlichen Jahre eines unfähig gewordenen Regenten werden überwunden, ohne daß er Schaden anrichtet und ohne daß seiner Ehre zu nahe getreten wird! Oder wie oft trifft man einen Knecht, dem der Pastor in der Konfirmandenstunde wenig Schönes vorausgesagt hat. Und der Bauer kommt mit dem Knechte gut aus! Wie kommt zuweilen dort auch eine schlimme Schwiegermutter vor, die den ganzen Tag knört und tadelt, aber die jungen Leute kommen ruhig und ohne Streit mit ihr aus, sich einen Ruhmeskranz flechtend für ihr ganzes Leben. Wie oft kommt es vor, daß gerade alle Bauernrekruten ihre Soldatenlaufbahn beschließen als Offiziersburschen und Ordonnanzen. ‚Moder ist sehr nett! Sehr nett! Aber Vadder ist dat ook!‘ Wie oft sind kranke Alte tatsächlich besser bei ihren Kindern aufgehoben, wie in irgend einem Krankenhause! Ohne Mittelgeneration ist kein

Idealismus im Hause. Denn was taugt in der ganzen Welt der Idealismus, selbst die Frömmigkeit des Alters?!

Also wie viel mehr leistet solche volle Häuslichkeit beim Bauerntum, wie unsere ärmliche, verkrüppelte zerrissene bei uns, wo jeder für sich in einer anderen Stadt wohnt und für sich seine Torheiten begeht! Es tritt einem so recht entgegen, wenn man an die wenigen Ausnahmen denkt, wo sich bei uns, in unseren Verhältnissen noch einmal ein ähnlich reiches Haus findet, das den Menschen erzieht. Unten wohnt etwa der junge Kaufmann mit seinen Leuten. Oben aber, eine Treppe höher wohnt der Alte noch, der das Geschäft vor zehn Jahren abgegeben hat, der seitdem sich seinem Obst und seinem Gemüse widmet, aber doch noch immer mit seinen Gedanken auch in dem Laden ist. Der Segen solchen Zusammenlebens stellt sich auch bei uns regelmäßig von neuem wieder ein. Ein Teil reguliert den anderen. Die Jugend korrigiert die Irrtümer des Alters und gewöhnt sich im übrigen trotz ihrer 50 Jahre einen ruhigen Durchschnittsrespekt an. Und das Alter wird nicht knörig und mürrisch, sondern bleibt freundlich, weiß auch, daß der Sohn in der größten Leistungsfähigkeit des Lebens steht, die bei ihm dahinten liegt, und läßt sich von ihm gefallen, was er beim Alleinleben sich höchstens von einer Tochter, vielleicht aber überhaupt von keinem seiner Kinder gefallen ließe! Es sind Fälle, die bei uns nur noch selten sind, die ihren geistigen Einfluß auf beide Teile aber klar erkennen lassen und dann als Ausnahme widerspiegeln, was beim Bauerntum die Regel ist. Man muß sagen, die so besonders häufigen Klagen unseres Alters, daß die Jugend mit ihm nicht auskomme, und die entsprechenden Klagen gerade unserer Jugend, daß unser heutiges Alter sie nicht verstehe, beruhen noch auf allerhand anderen Gründen, zum großen Teile aber auch auf unserer leichtfertigen Auflösung des Hauses, in dem beide Teile gerade für diese Aufgaben, miteinander auszukommen, voneinander zu lernen, nicht mehr vorgebildet und geschult werden.

Gehen wir diesem letzten noch einmal in entgegengesetzter Richtung etwas nach! Was verlernt bei uns die Jugend, seit sie nicht mehr mit dem Alter zusammen lebt? In was für Exzesse und Verkrüppelungen gerät sie hinein, seit sie bei uns alleinsteht? Es scheint, alles gehört hieher, was sich etwa in der Stadt sammelt:

Eheschen der Männer, Emanzipation der Frau, Ellen Key und Nietzsche! Alles das würde in ganz erheblich geringerem Maße vorhanden sein, wenn die Jugend nicht für sich wirtschaftete, in jedem einzelnen Hause von neuem das Alter von sich und sich von dem Alter ausschlösse. Fast zu gleicher Zeit hat beides bei uns seinen Anfang genommen, die Zertrümmerung unserer Häuser und das Losschießen obiger Wuchergewächse, die es dahin bringen, daß mit unserer modernen Kulturjugend in der Tat allerdings fast kein Umgang und kein Hausen mehr ist. Niemand versteht zu gehorchen, niemand mehr sich unterzuordnen, sich einzupassen. Jeder möchte am liebsten auf einer Insel für sich leben und regieren und bedarf doch der anderen Menschen so blutnötig um des Mitumgehens, um des Beifalls willen. Es sind Prinzipien, auf die doch einmal die Welt nicht gegründet ist, sondern nur ein momentanes, spätes Geschlecht! Aber da endet die Jugend ohne Alter.

Und dem gegenüber wieder die andere, ebenso fatale Frage: Was verlernt bei uns das Alter, seit es nicht mehr mit der Jugend zusammenlebt? In was für Verkrüppelungen und Exzesse gerät das hinein, seitdem es bei uns allein steht? Die Antwort ist ebenso nicht schwer. Die Alten denken zuerst ebenso wie die Jungen: Alleinsein das heißt ungebunden sein, ungeniert und unkontrolliert sein, sein eigener Herr sein! bis sie ebenso zu spät die Brüchigkeit dieser Logik gewahr werden. Das Alter tritt nicht ein selbständiges Dasein an, sondern in jeder Weise ein Pensionsdasein. Es könnte noch soviel leisten, noch so manchen wertvollen Handschlag tun, vielleicht nicht an einem eigenen Lebenswerke, dazu läßt der Überblick nach, aber an dem Lebenswerke der jüngeren Generation. Davon aber zieht es sich zurück, davon wird es abgedrängt, dazu veranlaßt es keine vorhandene Häuslichkeit mehr. Und die Folge ist Nichtstun, Arbeit, die keine Arbeit ist, Müßiggang. Und Müßiggang ist aller Laster Anfang, auch bei den Alten. Sie werden knörig, werden verdrießlich, werden unzufrieden und vergiften die ganze Luft um sich her: Aus Müßiggang! Sie begehen Torheiten, die die Torheiten der Jugend übersteigen, bis zur zweiten Heirat des Siebzigjährigen mit seiner Wirtschafterin, von der sich die Enkel und Urenkel mit Kopfschütteln erzählen.

Man vergleiche doch besonders unsere alten Männer in ihrem oft so rein überflüssigen Dasein! Welcher alte Bauer wird je derartig überflüssig! Und doch: Was kann man viel dazu sagen?! Was bleibt dem Manne anderes übrig, dessen sich kein Haus annimmt? Da endet das Alter ohne Jugend!

Also es sind Bilder, die es beim Bauerntum einfach überhaupt nicht gibt. Es gibt keine emanzipierte Jugend bei ihm, sondern auf Schritt und Tritt wird ein Maßhalten, eine Rückkehr zur Vernunft in sie hinein gebracht durch das mit bei ihr wohnende Alter. Und es gibt kein verdrießliches, mürrisches, arbeitsloses, das heißt im letzten Grunde unnützes Alter in ihm. Jeder Handschlag, den die Alten noch tun, kommt dem Hofe zugute, wird von den Inhabern des Hofes als verwendbar gutgeheißen und geschätzt, und über dieser Mitarbeit an einem großen Gesamtwerke, über diesem Zusammenarbeiten mit den Jungen und dem Jüngsten, wie oft bis zum letzten Atemzuge hin, wird ihm selbst das Alter freundlich. Noch einmal, knöriges, verdrießliches, launisches Bauernalter gibt's überhaupt nicht. Freundlich, gleichmäßig und zufrieden steigen sie Mann für Mann, wenn ihre Stunde gekommen ist, ins Grab. Ob ein Teil in der Ehe vorzeitig wegstirbt, macht nicht allzuviel aus. Das Haus hält den Überlebenden, bis auch er abscheidet! Jeden Tag sich für klüger halten und in Wahrheit von Tag zu Tag in seinem ganzen Denken immer abständiger werden, das gibt es beim Bauerntume nicht. Mit 70 Jahren noch einmal eine völlig unpassende Ehe, über die Kinder und Enkel sich wundern müssen, schließt vielleicht der Pastor im Orte, nicht aber sein Bauer! Davor bewahrt den das Haus. So lange er in dem lebt, hat er dergleichen nicht nötig!

Eine durch das Alter regulierte Jugend, ein durch die Jugend reguliertes Alter: Die beiden Dinge gehören in der Welt mit zu dem besten, was es gibt. Beide tragen in breiten Zügen die Art der Vollkommenheit an sich. Beide aber besitzt und erzeugt fortwährend in sich das Bauerntum.

Es ist das Verhältnis einer gegenseitigen Schule, das Alter und Jugend im Bauernhause miteinander verbindet. Man kann es ebenso ausdrücken: Es ist das Verhältnis eines gegenseitigen Segens. Es ist ein Verhältnis, welches ganz gewiß unendlich

viel mehr in sich birgt, wie das eine oft genannte, daß die Alten auf die Enkelkinder passen können, während Vater und Mutter bei der Arbeit wären! Schon dieses eine ist ein unendlich reiches Kapitel, eine Quelle der Freundlichkeit und des Segens für beide Teile, denn jahrelang sind wahrscheinlich sicher die Kleinen in der Hand der Großeltern besser aufgehoben, wie in der der Eltern. Was beide Teile aber hin und her einander geben und nehmen, das ist, alles zusammengefaßt, unendlich viel mehr.

Und über alles hinaus kommt für alle Häuslichkeit hinzu die andere Ehe im Bauerntum. Was taugt die heutige Kulturehe noch?! Man wird's nicht glauben, weil man nichts anderes kennt. Aber es ist so. Und der Ehe entsprechen die Kinder. — —

Bei dem Schwergewichte, welches gerade die Häuslichkeit von Anfang an in der Geschichte des Menschengeschlechtes besessen hat, ist es verständlich und selbstverständlich, daß sie in ihrer gesunden Ausbildung beim Bauerntum so grundsätzlich andere, so viel gehaltvollere, so viel klassischere Frauen und Männer in sich erzeugt, wie in ihrem Zerfall, ihrer Auflösung bei uns. Es tritt einem immer von neuem vor Augen, wie der Mensch in dem reicheren Kreise des Bauernhauses so ungleich widerstandsfähiger, ungleich geschulter wird in allen Dingen, die für das Leben wirklich von Wichtigkeit sind, wie im gleichen Falle in dem ärmeren Hause bei uns.

Es ist aber auch bekannt, wie die Regierungspraxis der höheren und niederen Stellen, verführt von der Hochkultur der Städte, gerade heute so oft darauf losgehen möchte, den Menschen zu erziehen statt in der Häuslichkeit in Schulen und Vereinen. Immer mehr Volksschule! heißt es. Dann die Fortbildungsschule! Dann die unvergleichliche Schule des Militärdienstes! dann der Kriegerverein! Die hohen Herren, die oft genug selbst kaum wissen, was Häuslichkeit ist, ahnen nicht, was sie mit solcher neuen Weisheit anrichten! Sie wissen, wenn man seinerzeit nach dem Schuldigen fragen wird, dann werden sie tot sein! Sie sollten, solange sie am Leben sind, in aller Ruhe miteinander vergleichen diejenigen Leute, die in ländlichen Kriegervereinen, wo sonst Häuslichkeit herrscht, das Wort führen und diejenigen, die nichts rechtes von ihnen wissen wollen. Die Herren aber kennen das Land nicht, es ist

immer wieder die alte Klage. Sie kennen die Stadt ganz genau, aber das Land kennen sie nicht. Und von Landpastoren, Landlehrern und Bauern wollen sie sich nicht belehren lassen. Man versuche es. Der Bauer hat mindestens eine ebenso angenehme Art zu belehren, wie ein durchschnittlicher Hof- und Regierungsrat.

Oder endlich, die nie genug gerühmte Öffentlichkeit soll den Menschen erziehen! Es ist zu beachten, der Satz: die Öffentlichkeit erziehe den Menschen, stammt aus derselben römischen Kaiserzeit her, aus der der Satz stammt, der höchste Vorwurf der Kunst sei nicht das Tun des edlen Menschen, sondern sein nackter Leib. Und zu dieser faulen Kaiserzeit hat das Germanentum von jeher andächtig aufgeschaut, statt alles von ihr abzulehnen. Gesundere Zeiten, auch andere Römerzeiten, haben über beide Punkte ganz anders gedacht.

Es wird all solchem gegenüber bei dem seltsamen, aber richtigen Worte Pestalozzis sein Bewenden haben müssen: ‚Der Mensch wird erzogen nicht in der Schule und nicht in der Kirche, sondern im Hause!‘

Man überlege sich doch auch nur: Wie kann denn ein Lehrer, ein Pfarrer, ein Oberst, ein Kaufmannschef wirklich ein tiefes Interesse an der eigentlichen Erziehung der ihm anvertrauten Jugend haben? Man überlege sich die Sache nur einmal ernstlich! Zum Schlusse wird sie auslogiert, damit man sie möglichst nur den Tag über im Hause hat! Ein wirkliches großes Interesse für ihre Jugend haben immer nur Vater und Mutter. Und ein Staatsmann, der seinem Lande wohl will, ein Bürgermeister, welcher der ihm anvertrauten Stadt wohl will, stärkt in nichts ihre Öffentlichkeit — dies fatale Gewächs stellt sich von selbst ein! überall aber und immer seine Häuslichkeit. Wo Häuslichkeit für die Untertanen sorgt, für sie sorgen kann, da ist wohl für sie gesorgt.

Kürzlich bringt die ‚Woche,‘ die überhaupt einen bemerkenswert geringen Sinn für die von uns bezeichneten Fundamente des Lebens äußert, einen Aufsatz über erfinderische Warenhäuser, die oben die Mütter beschäftigen und unten, um sie der Mutter abzunehmen, halbe und ganze Tage lang die Kinder. Was wird man sich noch alles ausdenken, die Häuslichkeit in der Stadt zu zerfetzen! Früher waren die Straßen dunkel, zwischen zwei

Gaslaternen konnte einer totgeschlagen werden und man hätte nichts davon gemerkt. Die winterlichen Abendstraßen waren eher ein Hinderungs- wie ein Verbindungsmittel. Heute sind die Straßen hell wie Ballsäle und vor jeder Haustür wartet die Elektrische. Was ist die Folge davon? Jeder liegt abends über irgendwo auswärts, im Vortrag, Bierpalast od. dgl.! Es ist ein Elend, nichts anderes.

16. Persönlichkeit und Unpersönlichkeit.

Was heißt Persönlichkeit? Was heißt Unpersönlichkeit?

Wir werden nicht so unvorsichtig sein, uns in Definitionen solch verwickelter Begriffe einzulassen, mit der Etymologie anfangend und der Philosophie schließend. Man könnte gute Zeit und Arbeit dabei zusetzen.

Wenn in der Bauernkirche Abendmahl ist, und die Frommen schreiten zum Altar hin, und um den Altar herum auf die andere Seite desselben hin und wieder zurück zu ihrem Stuhle und der erste, der sich vorher aus der Bank herausschob, schiebt sich nicht als letzter, sondern auch als erster wieder hinein, daß alle Plätze vertauscht und die ersten die letzten und die letzten die ersten werden; wenn keiner an seinem Platze hängt, sondern die Gesangbücher gleichmütig alle nach den neuen Plätzen zurechtgeschoben werden; und das Bank für Bank, so daß zum Schluß des Gottesdienstes die ganze Gemeinde genau ein entgegengesetztes Aussehen hat wie zu Anfang, wie wenn ein rechter mit einem linken Handschuh vertauscht wäre: Das ist Unpersönlichkeit! Oder etwas anderes! Wenn sie in ihren kleinen dunklen Gotteshäusern, denen man noch die Zeiten ansieht, wo sie zugleich in Kriegsläuften Festung und letzte Zuflucht waren, in Schwärmen und Trupps beisammensitzen, wenn niemand auf den Gedanken kommt, sich darin irgend einen eigenen Platz für den Gottesdienst zu suchen, wenn sie, wie sie wohnen, nach Bauerschaften unter den verkrüppelten romanischen kleinen Gewölbebogen sich zusammendrücken: Das ist Unpersönlichkeit! Oder wenn sie ebenso einst um ihr

Gotteshaus herum auf dem Friedhofe ausruhen, niemand auf einem selbstgewählten Platze, alle nach Bauerschaften, wie sie gewohnt haben, im Tode mit demselben Nachbar, wie im Leben, gleichgültig, ob sie sich fünfzig Jahre lang mit ihm geliebt oder mit ihm gequält haben: Also das alles ist Unpersönlichkeit! Jeder kennt das klassische Beispiel aus Italien, als Raffael sich daran machte, Peruginos Sposalizio zu wiederholen. Wer es erlebt hat, erinnert sich noch an Anton Springers Vorträge über die beiden Auffassungen, wenn die Kunstgeschichte ihm den Gegenstand vorlegte. Wie konnte er bis in die Einzelheit, bis in die Kleinigkeit nachweisen, es nachfühlen, wie jede Veränderung, die Raffael vornahm, unter der größeren Künstlerhand zu einer Verbesserung ausschlug. Man verglich mit wachsendem Staunen die beiden Bilder miteinander, die zum Schluß so verschieden voneinander geworden und doch bei allem so gleich geblieben waren. Nur über diese letztgenannte Tatsache, über diese Möglichkeit, daß so naiv ein Großer vom anderen abschrieb, der Größte von einem Kleineren, über diese Tatsache, die damals doch an der Tagesordnung war, und die heutzutage so völlig, so absolut unmöglich sein würde, darüber fiel fast kein Wort. Ein paar dürftige Bemerkungen, daß das damals allgemein zu beobachten gewesen sei, damit war's genug. Die Begriffe Persönlichkeit und Unpersönlichkeit erwog man auch zu Springers Zeiten noch nicht. Man lebte selbst wohl schon in strenger Scheidung des persönlichen geistigen Eigentums. Aber noch nicht so bewußt, wie heute. Also das war und ist bis heute Unpersönlichkeit.

Und der steht gegenüber der Begriff der Persönlichkeit. Es wird erst recht nicht am Platze sein, ihn mit Definitionen umgrenzen und abgrenzen zu wollen! Wenn der einzelne sich scheut, das geringste vom andern zu nehmen, oder wenn er es tut — und es wird heute öfter getan wie früher! er sicher auf den absoluten Schein rechnet, daß er es nicht täte: Das ist Persönlichkeit; mit Moral hat sie nichts zu tun, gegen gut und böse ist sie gleichgültig. Es wird absolut in der Moderne nicht vorkommen, daß ein Großer in so naiver Weise sich des Eigentums eines kleineren bedient, wie es in obigem Beispiele uns überliefert ist. Also das ist Persönlichkeit! Wenn der einzelne ungemessenen Platz

für sich einnehmen möchte, seine Eigenart nach allen Seiten hin auszuwirken, der ganzen Luft um sich herum seinen Stempel aufzudrücken, und das alles, wo die Menschen immer enger wohnen, wo auf den einzelnen in Wahrheit und in jeder Beziehung immer weniger Raum kommt: Das ist Persönlichkeit! Es ist ja auffällig, wie gerade die Hochkultur eine Unmasse von Widersprüchen erzeugt, die es vorher nicht gab. Was der Menschheit immer am nötigsten ist, das findet sich in ihr am wenigsten, was ihr am schädlichsten ist, das findet sich am meisten. Aber hier ist vielleicht der ärgste Widerspruch mit in ihrer Struktur, der Widerspruch, an dem sie vielleicht am meisten zu Grunde geht. Wo die Menschen weit voneinander wohnen, daß sie sich mit der Stimme nicht erreichen können, man muß sagen, da wäre Platz, daß sich eine solche moderne Nietzschesche Persönlichkeit ausarbeiten könnte. Was soll sie aber, fragt man billigerweise, wo die Menschen wie in einer Fischtonne zusammengedrückt sind, da, wo gerade diese Idee auf Schritt und Tritt Zurückweisung erfahren muß?! Gerade in aller Hochkultur nimmt eine Menge Arten von Hunger unendlich zu. Und das eigentliche Nahrungsbedürfnis auf allen Gebieten wird doch in Wahrheit immer geringer. Es gilt nicht zum wenigsten von unserm Begriffe der Persönlichkeit. Also an solchen inneren Widersprüchen geht diese Welt dann zum Schluß zu Ende.

Burckhardt in seinem klassischen Buche über ‚die Kultur der Renaissance‘ hat darauf hingewiesen, wie für uns dieser Begriff seinerzeit zuerst in Italien entstanden ist, wo er sich praktisch am sichtbarsten äußerte in dem mächtigen Aufkommen einer ausgedehnten Porträtkunst, besonders auch einer Porträtskulptur. Man lasse sich aber von Kennern Beispiele aus der damaligen Zeit vorlegen, wie in den zwei Jahrhunderten von der Früh- bis zur Spätrenaissance sich der Kopf vom Typus bis zum Individuum entwickelte. Man wird sich bei den ersten derselben ohne Bedenken dafür entscheiden: der vollständige Bauernkopf! Bei den letzten ebenso schnell: das vollständige Hochkultur- und Persönlichkeitsgesicht! Also Burckhardt mag recht haben, damals entstand für das Abendland zum erstenmale in prägnantem Sinne die Persönlichkeit.

Im allgemeinen wird die Entwickelung vom einen zum anderen, von der Unpersönlichkeit zur Persönlichkeit in einer

Beziehung die gesamte Geschichte eines jeden Volkes ausmachen. Rom hat angefangen im Vincentius Lirinensis: Catholicum est, quod semper et ubique et ab omnibus creditum est. Das ist Unpersönlichkeit, heute nur noch Bauerngesinnung. Und dieselbe Kirche kam eines späteren Tages zu dem ganz anderen Grundsatze: La tradizione sono io! Damit ist die Persönlichkeit im Vatikan eingezogen. Im übrigen Katholizismus existiert sie noch nicht, wird sie bis zur Stunde noch energisch und mit Erfolg niedergehalten. Eines Tages wird auch jeder Katholik sie sich wünschen, wird wünschen, mitgehört zu werden und mitzuregieren. Dann wird auch da die Konstitution vielleicht einziehen. Und gedeiht die irgendwo soweit, daß zum Schluß dem einzelnen seine Persönlichkeit höher steht, wie die Allgemeinheit, dann bricht an dieser Stelle die Sache zusammen. Im allgemeinen wird man festhalten können, daß jedes Volk, das sich auslebt, einen derartigen Weg geht. Mit einem Massendasein fängt es an, in dem es die Begriffe befehlen und gehorchen mehr oder weniger überhaupt nicht gibt. Dann kommt eines Tages die Stunde, wo der Fürst in die Ständeversammlung tritt, mit der Reitpeitsche an den Stiefel schlägt: L'Etat c'est moi! Und der fürstliche Absolutismus beginnt, wo der Fürst energisch zu regieren wünscht und das Volk sichtbar gehorchen soll. Und dieser neue Druck treibt nun um so schneller auch das letztere zu seiner letzten Entwickelung hin. Und will erst jeder einzelne im Lande Persönlichkeit sein und kommandieren und seinen Gehorsam sich bezahlen lassen, dann fällt alles auseinander. Wahlen sind die letzten Taten.

Man ist heute natürlich mehr wie je darauf aus, Personen, wie Luther und gar wie den Heiland selbst für den modernen Persönlichkeitsgedanken zu Zeugen anzurufen. Sie zeugen für nichts weniger! Daß sie um Hauptes länge oder auch mehr ihre Umgebung überragt haben, steht ja fest. Im übrigen waren sie selbst am meisten davon überzeugt, wie sie in Abhängigkeit von aller Vergangenheit und Gegenwart standen. Für Luther war es die ‚Kirche', von der er sich in allen Dingen absolut abhängig wußte: Der angeblichen Unabhängigkeit moderner Persönlichkeit ein Schlag ins Gesicht! Und wie hing Christus am Gesetz und an den Propheten! Am Gesetz, das er nirgends gekommen sei aufzulösen,

sondern nur zu erfüllen! Am Gesetz, von dem kein Jota und kein Tüttelchen hinfallen sollte! Man lege das so entgegenkommend aus, wie man will, aber jedenfalls eine nach allen Seiten unabhängige Persönlichkeit wird nie daraus! Bauernblut, Bauernbegriffe lassen sich an vielen Stellen in der Seele des Heilands nachweisen, moderne Kulturbegriffe eigentlich nirgends!

Man weiß, wenn in einer Ehe die beiden Persönlichkeiten sich ausarbeiten und entfalten wollen, das gibt absonderliche Resultate. Gerade darin, daß die beiden das nicht sind, sondern gerade stets gemeinschaftlich als Ehe auftreten, mit den Kindern zusammen als Familie, gerade darin liegt doch das eigentümliche und klassische dieser Bildungen. Wer Persönlichkeit sein will, der darf sich nicht verheiraten. Wenigstens soll er von seiner Häuslichkeit nicht viel hoffen.

Wir schreiben einen Zeitungsartikel aus: „Deutsche Matrosen im Auslande. Eines wie hohen Ansehens sich unsere Blaujacken im Auslande erfreuen, ersieht man aus folgendem Artikel, der in einer Madrider Zeitung unter dem Titel ‚Die blonden Deutschen‘ erschien: ‚In der Conchabai liegt der deutsche Kreuzer ‚Lübeck‘ vor Anker, ein Schiff mittlerer Größe von schlankem Bau: er hat drei große Schornsteine und ist grau angestrichen. Die ‚Lübeck‘ versäumt nie des Morgens, das Erscheinen irgendeines Mitgliedes der königlichen Familie auf dem Wasser durch den ihm zukommenden Salut zu begrüßen. Schon die Promptheit dieses ehernen Grußes muß überraschen. Überall in der Stadt sieht man diese flachshaarigen, ernst dreinblickenden Burschen, die in Gruppen im Takt marschierend ihre Pfeifen rauchen, oder bei den Fruchtauslagen sich an Melonen und Pfirsichen delektieren. Es sind die blonden gravitätischen Söhne des nebligen Germaniens! Sie machen einen beinahe aristokratischen Eindruck mit ihren klaren hellen Augen, der schönen hohen Stirn und der weißen Haut. Reinlich sehen sie aus und sind hünenhaft gebaut; aber ihre Stärke hat etwas naiv Kindliches, als wären sie sich ihrer nur undeutlich bewußt: und alle blicken so treuherzig drein. Sie halten sich von allem fern und lärmen weder auf der Straße noch in den Tavernen. Still gehen sie ihres Weges, ohne sich durch Schreien und Johlen, durch Abenteuerlust

oder gar durch Schlägereien unliebsam bemerkbar zu machen, wie wir es so oft bei den Matrosen anderer Länder erleben. Ist ihr Landurlaub zu Ende, dann kann man auch von ihnen den einen oder anderen mit schwankendem Schritt oder unsicherem Blick zurückkehren sehen; aber selbst wenn angetrunken, vergessen sie nicht, was sie ihrer Uniform schuldig sind! Kommt man an Bord des deutschen Schiffes, wo diese Seeleute doch „zu Hause“ sind, so fällt einem da sofort die Ruhe und Ordnung auf. Derselbe Ernst und die gleiche freundliche Höflichkeit herrschen hier unter diesen sauberen liebenswürdigen Leuten. Man braucht an Bord nur dem Offizier vom Dienst zu begegnen und ihn zu beobachten, um sofort das legendenhafte, ich möchte beinahe sagen brutale Übergewicht des deutschen Offiziers zu verstehen. Von imponierender Statur, hält er sein Fernglas wie einen Feldherrnstab umklammert und gibt seine Befehle kurz, trocken, kategorisch. Was er einmal gesagt hat, das gilt. Seine ganze Persönlichkeit ist Autorität, eine Autorität, die beinahe Widerwillen einflößte, wenn er nicht so gutmütig dreinblickte. Und trotzdem zittert das ganze Schiff vor diesen Blicken! Nun, es genügt, sich diese Leute, diese Offiziere anzusehen, um den Unterschied, der die Völker trennt, sofort zu begreifen. Mit solchen Menschen kann man eben alles erreichen. Ihre ausgezeichnete Disziplin verbietet ihnen, Befehle zu diskutieren, sie gar zu bekritteln oder über Beweggründe zu philosophieren fällt ihnen gar nicht ein. Man sagt ihnen, sie sollen lernen und sie lernen; man befiehlt ihnen, zu arbeiten und sie tun es. Deutsche Wissenschaft und Industrie haben sie auf ihre weltbeherrschende Höhe gebracht. Auf Befehl töten diese Menschen und siegen, erobern die Hälfte Frankreichs und sind dabei so weichherzig und gutmütig, daß man ihnen diese Energie gar nicht zutraut. Mit solchem Volke kann man die Welt erobern. Wir Spanier dahingegen sind Söhne des sonnigen Südens, leicht erregbar und heißblütig. Alles, was wir tun, wollen wir immer erst vor unserer individuellen Kritik Revue passieren lassen. Heißblütig sind wir und braun gebrannt von der Sonne; von unseren Vätern haben wir unsere Kurzsichtigkeit geerbt und unsere Arbeitsunlust. Wir zerpflücken uns in persönlichen Widersprüchen. Unser Handeln wird von der Leidenschaft beherrscht. Der mystische Sinn

der Zusammenarbeit, bei welcher jeder zu gehorchen hat und sich bescheiden muß, um ein Unternehmen von großer Tragweite zum Ziele zu führen, ist uns unverständlich. Bei allen Konflikten, auch wenn es sich um einen Krieg handelt, lassen wir doch immer unsere persönliche augenblickliche Stimmung zu Worte kommen und unser Handeln beeinflussen. Und ohne auch nur im geringsten höheren Zielen und Plänen Rechnung zu tragen, folgen wir dem, was uns unser Inneres zu tun befiehlt und kennen nicht das Muß der Kollektivmoral. Wir sind eben Anarchisten und diese blonden Menschen Solidarier. Uns trennt eine Welt." Der Spanier, der zu nichts mehr imstande ist, der ist die vollendete Persönlichkeit. Und das eine kommt, weil er das andere ist.

Wie oft hört man die Rede von unserer leidigen Parteizersplitterung auf so vielen Gebieten als von einem den Deutschen angeborenen Erbfehler. Mit nichten ist er das. Er fehlte früher durchaus. Aber das Überhandnehmen der Hochkultur mit ihren Einzelpersönlichkeiten, das Schwinden der Unpersönlichkeit im Leben führt dazu. Denn auch nur dort finden sich die Parteien.

‚Der Bauer muß zur Persönlichkeit umgewandelt werden! Damit wird er auch erst der rechte Christ! Und dazu sind die Landpastoren da!' Von wem stammt der Vorschlag? Vielleicht aus der Redaktion des ‚Berliner Tageblattes' oder der ‚Frankfurter Zeitung'?!

17. Lebenssatt und lebenshungrig.

Wie oft wiederholt sich im Alten Testamente, bei den Erzvätern und Patriarchen, die stereotype Formel jedesmal, wenn die Jahre gekommen sind: ‚Und er starb alt und lebenssatt!' Man kann sagen, unter unseren modernen Volksschichten ist das Bauerntum diejenige und die einzige, auf die dasselbe auch noch zutrifft, die, wenn die Jahre für den einzelnen gekommen sind, noch ebenso denkt. In der Kultur wird es sich höchst selten finden, daß jemand ähnlich empfindet, eine Geringschätzung gegen die Jahre des Alters, gegen sein eigenes Alter hat: Das Alter taugt nichts! Das Alter sei unnütz auf der Welt! scherzhaft: Alles Alter müsse eigentlich

erschlagen werden! Bauerntum empfindet so! ‚Mine Jahre hew ick rut! Mine Arbeit hew ick dahn! Mine Kinner hew ick grot! Nu will ick woll starven!‘ Das ist Bauernart. Wenn die Jahre gekommen sind, Lebenssattigkeit! Man denkt an die mittelalterlichen ‚Gebete um tägliche Sterbensbereitschaft‘. In die heutigen Gesangbücher hinein, soweit sie archaisieren, soweit sie von Bauernart mitbestimmt sind, haben sie sich gerettet. Da blättert der moderne Kulturmensch kopfschüttelnd in ihnen, wie in einem mittelalterlichen Folianten. Die moderner zusammengestellten Gesangbücher unserer Kulturprovinzen haben sie instinktiv ausgeschlossen. Dergleichen ist für die dortigen Frommen nichts mehr.

Die Kultur, gar die Hochkultur kennt keine Lebenssattigkeit. Die Jahre kommen auch ihren Alten. Eine Lebenssattigkeit aber bleibt aus. Sie haben die brutale Tatsache wohl vor Augen, daß das Menschenleben auch heute, wenn es hoch kommt, die siebzig und achtzig nicht weit überschreitet. Soviel wie möglich aber verbergen sie sich solche Grenze, denken sie nicht daran. Hier ist die Stelle, wo die alles sehende und bedenkende Kutur zu versagen wünscht. Mit siebzig Jahren fängt sie nochmal an, sich weiß zu kleiden und das Haar zu färben. Im tiefsten Herzen hofft jeder einzelne für sich auf die Überschreitung der biblischen Grenze, möchte jeder, wenn er nur das eine behielt, einen guten Magen — auf alles andere wollte er zur Not verzichten! am liebsten ewig leben! Lebenshungrig stirbt er! Jeder Bauerngreis erwartet, daß sein Pastor ihm vom Sterben spricht, und nickt heftig, wenn dieses Thema kommt: ‚Jawoll, ick bin et ganz tofree!‘ Bei welchem Kulturgreise möchte man mehr als sehr hypothetisch, wenn die Stunde da ist, einmal davon sprechen. Er läßt sich das nicht gefallen. Wie an so mancher Stelle in der Kultur und Hochkultur muß sich auch hier das Naturgesetz eine Verdrehung in sein Gegenteil antun lassen. Alt wird der einzelne überall, in jedem Lande, in jeder Volksschicht. Aber nur da, wo sein Alter zusammentrifft mit einem Alter seines Milieus, wo er in einer Volksschicht lebt, die durch ein längeres historisches Leben selbst auch alt geworden ist, nur da wird auch sein Alter gepflegt. Man pflegt, man hält, man stärkt sich gegenseitig, die Person die Schicht und die Schicht die Person, bis eine vollständige Altersart, Altersluft, Alterswelt-

anschauung entsteht, die wie ein dunstiger Nebel, ein Moorrauch sich auf alles legt.

Sehen wir den Zusammenhang etwas näher an.

Es braucht nichts darüber gesagt zu werden, wie der einzelne alt wird. Er wird abständig, wie alles im Alter abständig wird, wie jeder Obstbaum, jede Eiche, wenn sie alt werden, abständig werden, daß sie keine Früchte und kein Holz mehr geben. So auch der Mensch. Körperlich, geistig, künstlerisch, religiös und moralisch wird er abständig. Seine Kräfte, seine Schönheit, seine Gesundheit, sein Appetit nehmen ab. Seine Initiative, seine Elastizität, seine Produktion nehmen ab. Selbst die Frömmigkeit taugt im Alter nichts mehr. Es braucht nichts darüber gesagt zu werden.

Es ist aber höchst interessant, wie, teils von eigenem Altersinstinkt getrieben, und teils und besonders nun von jenem allgemeinen Altersmilieu unterstützt, der Kulturgreis sich jetzt daranmacht, sein Alter zu verdecken, seinen Mangel auszugleichen, kurz, sich zum Schluß eine Weltanschauung zu konstruieren, in der er der herrschende bleibt, in der er nochmal die Zügel in der Hand behält.

Seine Körperkräfte nehmen ab. Jeder Bauerngreis zieht sich zurück und gibt den Pflug in die Hände des Sohnes, der auf der Höhe jeglichen Lebens steht. Was will es besagen, daß er vielleicht den Hof noch für sich behält. Zieht der Sohn sich von ihm zurück, pachtet sich vielleicht irgendwo etwas, verheiratet sich die Tochter vorzeitig, so sind Hof und Vater hilflos. Nichts von alledem bei dem Kulturvater! Er besitzt in seinem Hause einfach eine Welt, in der sämtliche Eigenart der Jugend nichts zu besagen hat. Daß sie Körperkräfte hat, ist nebensächlich, man kann auch ohnedem leben. Will sie auswärts auf eigene Faust etwas anfangen, so mag sie sehen, ob und wovon sie es fertig bringt. Es besagt die auf dem Kapital liegende väterliche Hand bedeutend mehr, als die noch auf dem Hofe liegende. Zur Beherrschung des Kapitals wird sie kaum je zu alt. Dazu hat sie die Hilfe des Sohnes in keiner Weise nötig.

Und wie hierbei, so in anderen Dingen. Die Schönheit nimmt ab: Tausend Inserate weisen jedes einen Weg, sie über alle natürliche Zeit sie zu konservieren. Die Gesundheit nimmt ab:

Tausend Ärzte hält man sich, sie zurückzuhalten. Der Appetit nimmt ab, der Hunger, der beste Koch, zieht sich zurück. Aber tausend andere Köche stellen sich ein, für Geld — und Geld hat das Alter ja! derartig zarte und gewürzte Gerichte anzubieten, die doch noch genommen werden. Wie für einen Kranken mit vieler Mühe eine Krankenkost zusammengestellt wird, so kann man sagen, sind sämtliche moderne Speisekarten ausgeprägte Alterskost. Es läßt sich von klugen Leuten am Alter ein schönes Stück Geld verdienen. Aber das wird von dem auch gern bezahlt. Wie gesagt, es hat es ja. Und was ihm seinen Lebenshunger stillt, dem opfert es davon gern.

Das Alter wird körperlich abständig. Es wird ebenso in Wahrheit natürlich auch geistig abständig. Wie wir sagten, Initiative, Elastizität, Produktion nehmen in ihm ab. Es braucht nichts darüber gesagt zu werden. Aber es ist abermals aufs höchste charakteristisch, wie zum zweiten Male das Kulturalter, lebenshungrig, darauf aus ist, dafür Ersatz zu schaffen, sich den Platz an der Sonne zu bewahren, die Jugend von ihm zu verdrängen. Gutes Werkzeug hat es nicht mehr. So arbeitet es mit Ersatzstücken. Es arbeitet mit Wiederholungen, nach dem Schema des überlebten Professors, der vor 30 Jahren die letzten Änderungen an seinen Kollegheften vornahm. Es arbeitet mit uferlosem Gerede und Geschwätz, und der gutmütige Enkel hört den unglaublichen Plunder mit an, von dem er rein nichts hat. Es arbeitet mit seiner Erfahrung. Seine Erfahrung ist sein besonderer Stolz. Daß es von der Welt etwas verstand, als die anderen noch nichts davon verstanden, das ist sein Vorzug, auf den er immer wieder zurückkommt. Und es arbeitet mit dem wunderlichen Gebilde der Kritik, diesem tatenlosen Reden, diesem unfruchtbaren Wortemachen und Wortemachen, wozu eben die Erfahrung in den Stand setzt. Es arbeitet so lange, mit seiner letzten Kraft so ausdauernd und so zielvoll, bis es der Herr geworden ist in der Welt. Der Bauerngreis findet es natürlich und spricht es aus, daß ihm Produktion und Initiative abhanden gekommen, daß sein Geist lahm geworden ist. Er beruft sich nicht auf seinen Vorzug der Erfahrung, dem kein anderer gleich käme. Er will nicht nun durch vergleichen und kritisieren andere übertreffen. Er gibt die Welt ab an die jüngeren Jahre, die in

allen wesentlichen Dingen ihn übertreffen. Und diese selbst dürfen es aussprechen, ohne ein Verbrechen damit zu begehen: ‚Dat Oller ward wunnerlich, un de jungen Lüe möt dann mehr Verstand hebben!‘ So der Bauerngreis, mit nichten aber der Kulturgreis.

Und man könnte so weiter gehen. Er wird künstlerisch abständig. Die großen Würfe sind vorbei, aber er lebt und hält seinen Ruhm aufrecht und verbirgt sein Abnehmen durch Wiederholungen, durch technische Probleme u. dgl. Und er wird moralisch und religiös abständig. Gott wird ihm ein Dekorationsbegriff, der bei ihm kein Tun mehr zur Folge hat, an Stelle der Religion tritt ihm ein äußeres Kirchentum, das sein Herz nicht mehr berührt. Es ist höchst charakteristisch, wie alle gesunden jugendlichen Richtungen in der Kirche allen wahren Gottesdienst stets gesehen haben in einem Tun, in einem ‚gerne Tun nach seinen Geboten‘, alle alten, alle Kulturrichtungen, alle Richtungen, die sich besonders eng an Rom und seine Altersweisheit anlehnten, in Kontemplation. Das eine Mal wird eine wirkliche Moral verlangt als Folge der Religion. Das andere Mal kommt man mit glitzernden frommen Gefühlen aus.

Also es ist höchst interessant, zu verfolgen, wie es dem Kulturalter mit seiner letzten Kraft auf allen Gebieten gelingt, sich eine Weltanschauung zu schaffen, in der es für seine Person, solange es lebt, das letzte Wort hat und recht behält, eine Weltanschauung, die auf seine Eigenart zugeschnitten ist. —

Es ist für jeden einzelnen Fall nicht minder interessant, es ist auch nur der Bundesgenosse und die Reversseite dieser Summe von Einzelbildern, was man erblickt, wenn man das zum Schluß nach den gleichen Prinzipien gestaltete Gesamtbild betrachtet, das als Gesamtheit die Hochkultur in ihrer Weltanschauung bietet. Sie ist genau ebenso eine Alters-Weltanschauung. Was bei dem Greise in ihrer Mitte als Einzelerscheinung sich fand, findet bei ihr, größer, großzügiger geartet, sich als Gesamtzug. Es wohnt auch ihr als Haupteigenschaft der gleiche Lebenshunger inne.

Bringen wir Beispiele!

Wir sagten: Die Körperkraft nimmt im Alter ab! Wir sagten: Der Greis in unserer Mitte im Unterschiede zum Bauerngreise versteht es, sich eine Weltanschauung aufzurichten,

die überhaupt diesen Faktor nicht mit in sich enthält! Ist es nicht ebenso mit unserer Gesamt-Kulturanschauung? Ist das nicht ebenso eine, in der die Eigenschaft körperliche Gesundheit und Kraft überhaupt nicht mehr mitspielt? Will jemand sie haben, mag er es. Abgesehen vom Berufe des Akrobaten vermag er sich mit ihr kein Geld mehr zu verdienen. Es ist nichts mehr auf sie zugeschnitten. Selbst unsere Kriege werden nicht mehr mit solchen Dingen geführt, sondern mit Maschinen und Fernwirkungen, von denen bereits hundertmal gesagt ist, daß persönlicher Mut und persönliche Kraft für sie nicht mehr erforderlich sind. Und gar das ganze Friedensleben wird überall aufgebaut auf das Recht. Und das Recht hat seine unschätzbaren Verdienste. Wird aber das Recht zum einzigen Regulator des Menschenverkehrs, so — summum jus summa injuria! bedeutet das eine Entartung der menschlichen Gesellschaft, so liegt im Krieg durchaus oft mehr Gerechtigkeit, weil mehr Natur, wie im Rechte. Das ist so, aber man sagt sich das nicht. Man baut sich eine Weltanschauung zusammen, in der die immer kurzlebiger werdende Jugend keine Berücksichtigung mehr findet, eine Weltanschauung, in der man die Menschen mit List, Schmeichelei und Recht behandelt, nicht mit den gesunden kräftigen Instinkten einer auf ihrer Höhe stehenden Menschheit.

Oder weiter! Wir sagten: Der Greis verdeckt seine Mängel mit Wiederholungen. Vom Menschen auf die ganze Zeit übertragen, ist das der so ungeheuer reproduktive Zug in ihr. Es ist ja kaum nötig, für den Beispiele anzuführen: Die Wiederholungen aller früheren Baustile, die zahllosen Neuausgaben, die zahllosen Reproduktionsverfahren, diese ‚Fälschungen der Originale‘. Das sind die alten Kolleghefte, die immer wieder hervorgeholt werden. Wenn die Produktion abnimmt, nimmt die Reproduktion zu. Wir sind ohne Zweifel heute ein stark reproduktives Zeitalter im Vergleich zu Vorzeiten, die die Vermächtnisse ihrer Ahnen in Stücke schlugen und ihre Straßen damit pflasterten.

Wir sind ein stark reproduktives Zeitalter. Wir sind weiter — wir sprachen davon! ein charakteristisch historisches Zeitalter. Wir sind stolz darauf, die Vergangenheit überschauen zu können, stolz darauf, zu wissen, wie wir ‚historisch geworden‘ sind. Wenn

wir von einer Sitte, einem Baue wissen, wie sie historisch geworden sind, dann staunen wir sie an, wie ein Wunderwerk. Und jeder freut sich, wenn er möglichst weit zurückblicken kann! Der Deutsche sieht mitleidig auf den Amerikaner herab, wenn der von einer Kirche spricht, die 100 Jahre alt ist, und der Italiener sieht auf den Deutschen herab, der von Urkunden aus der Zeit der Ottonen redet. Und der richtige Archäologe und Ausgräber fängt überhaupt nicht unter dem 5. Jahrhundert v. Chr. an. Es ist genau, wie wenn die Alten anfangen, von ihrer Erfahrung zu reden und jeder auf den Jüngeren, der weniger erlebt hat, herabsieht. Und nützen tut all solches Gerede doch gar nichts. Nützen, können wir sagen, tut unsere gesamte stolze Geschichte und ihre Wissenschaft doch gar nichts. Jeder beschreibt ein Jahr deutscher Geschichte. Das gibt 1000 Dissertationen. In zehn Jahren wird alles auf Grund neuer Quellen und Publikationen wieder umgeschrieben. Gibt wieder 1000 Dissertationen. Nach zwanzig Jahren wieder. Dasselbe für England, Frankreich und jeden anderen Staat. Gibt neue Hunderttausende von Dissertationen. Je 10 oder 20 oder 100 Jahre zusammengefaßt, geben ein fünfbändiges Werk. Alle zehn Jahre werden auch sie wieder umgeschrieben. Was nützt das alles? Das Vermächtnis jeder Vergangenheit lebt weiter, durchaus! Aber durchaus anders wie in Dissertationen und Monographien. Sind sie zu Ende, dann ist gemeinhin auch die Kraft ihres Zeitalters zu Ende. Und die Tat, zu der die Vergangenheit uns hätte treiben sollen, bleibt aus.

Der Theologe Albrecht Ritschl, sagten wir, hat gelegentlich aufs stärkste davor gewarnt, den historischen Christus in dem Leben Jesu wiederherstellen zu wollen. Erstens: Es geht nicht! Zweitens: Es nützt nichts! Die Mahnung mit ihren zwei Gründen läßt sich auf alle historischen Figuren anwenden. Was soll es, den historischen Luther, den historischen Friedrich den Großen wiederherstellen zu wollen? Erstens, es geht nicht! zweitens, es nützt nichts! Ein Wort von ihnen, das irgendwo einschlägt und zündet, das nützt und bringt Leben. Ein solches stellt aber nicht erst den Historiker fest.

Man kann ähnliches sagen von dem ebenso stark hervorstehenden photographischen Zuge unserer Zeit, wenn man sich so ausdrücken

darf. Es braucht nicht näher gesagt zu werden, was sich unter solchem absolut beschreibendem Zuge der Gegenwart versteht. Nehmen wir an, es gibt 100 natürliche Pflanzenfamilien und 1000 Länder auf Erden, das gibt 100 000 Werke über Botanik. Die Kruziferen in Deutschland, die Kruziferen in Brasilien, die Kruziferen in Sibirien. Die Papilionazeen in Deutschland, die Papilionazeen in Brasilien, die Papilionazeen in Sibirien. Alles alle zehn Jahre neuzuschreiben! Es soll auf einer Sternwarte in Amerika der nächtliche Himmel stündlich zehnmal automatisch photographiert werden. Das gibt pro Nacht 100, pro Jahr 36 000 Bilder. Ja, was soll das? Es ist der beschreibende Zug unserer Weltanschauung, die mit Gewalt alles und jedes beschreibt, seinen Stolz in der Objektivität seiner Beschreibungen sucht und dann sie ad acta legt, darauf wartend, daß eine neue Völkerwanderung sie alle als unnützen Ballast auf einen großen Schutthaufen werfen wird. Es ist das schwatzhafte Alter, das redselige Alter, das beim Weinglase, am Biertisch und im Klatsch alles und jedes beschwatzt. Was heißt verraten? ‚Ohne Not jemandes Geheimnis offenbaren!‘ Das alles aufs Allgemeine übertragen, ergibt, was wir oben den photographischen Zug einer Zeit nannten. Jemandes Geheimnisse ohne Not offenbaren: Das tut echte Photographie!

Und viertens, wenn wir wollen, unser kritischer Zug. Es ist bekannt, er ist, gleich unfruchtbar, noch einmal eine besondere Stärke wie unseres Greises, so unseres Zeitalters.

Der ganze Vergleich ließe sich ausdehnen auf die Kapitel jeglicher moralischer und religiöser Abstiege, die regelmäßig verdeckt, verborgen werden unter glänzenden Mänteln. Es würde nicht schwer halten, das alles nachzuweisen wie beim einzelnen Greise der Kultur, so in deren ganzen Gesamtgeiste. Es gelingt, wie gesagt, dem Alter, lebenshungrig, beidemale, unter Verdrehung sämtlicher Naturgesetze nochmal eine Weltanschauung ins Leben zu rufen, in der es seinerseits recht behält, in der es seinerseits den Thron und die Herrschaft nochmal behält, in der die Vollkraft in den Winkel gedrängt, von unten ihr Nahrung, von oben ihr Sonne genommen wird: Zum Schaden der Gesamtheit, die in immer breiteren Schichten immer früher alt wird!

18. Schwerblütigkeit und Nervosität.

Allsonnabendlich bringt der heißgebrannte Bierwagen auch zur Frau Kreisarzt ein Fäßchen Braunbier, das, abgezogen, gut verkorkt und gären gelassen, vier Tage später ein herrlich schäumendes, kühles Getränk gibt. Das kleine, rundliche Ding steht auch diesmal wieder da. Man hat vergessen, es gleich aufzuschlagen. Es steht in der Sonnenglut bis zum Abend, und der Herr Doktor, bestaubt zurückkehrend, geht selbst an den Spund, ihn vorsichtig lockernd, um den schwarzen Trank noch rechtzeitig vor dem Wildwerden in den Eimer zu lassen. Er bekommt nur die Hälfte des Inhalts, die andere Hälfte ist mit gewaltiger Wucht senkrecht in die Höhe an die Decke gegangen. Der Spund reißt ein Loch hinein, das Bier färbt den Kalk braun, daß zum Frühjahr der Maler bestellt werden muß. Aber unentwegt und unbeweglich wäscht am Gossensteine Gesche, die Magd vom Hofe, weiter: Als wäre da hinter ihr kein Knall und keine Gischt, die die anderen auseinanderstieben lassen. Sie sieht sich nicht einmal um.

Oder der Bauernpfarrer kommt spät abends von irgend einem Gange wieder. Es ist draußen schwarz, einfach schwarz. Den Weg, der von der Landstraße abführt, von dem er genau weiß, da und da ist er, hat er nicht sehen können, er hat ihn mit der Hand auf dem Boden fühlen müssen. Es ist in der Tat so dunkel, daß man wörtlich die Hand vor den Augen nicht sehen kann! Da plötzlich rennt er Brust gegen Brust mit jemand zusammen. Er prallt zurück. Trotzdem er schon manche Meile zu allen Abend- und Nachtzeiten in seinem Kirchspiel gemacht hat, erschrickt er, und ein plötzlicher Schreckenslaut entfährt seinen Lippen. Die Begegnung war so vollständig unvorhergesehen gewesen! Der andere ist ganz bedeutend unempfindlicher. „So, Herr Pastor, sün Se dat!“ beruhigt er sich bald. Er hat möglicherweise des kleinen nächtlichen Erlebnisses nie wieder gedacht. Es hat ihn nicht groß in Bewegung gesetzt.

Oder anderes! Die unbewegliche Ruhe des Bauerntums bei allem Erntewetter! Endlose Wolken vernichten an der Wetterseite des Gebirges die Ernte. Immer von neuem werden die Wagen angespannt und müssen ebensobald wieder ausgespannt werden, weil der Regen, der eben nachließ, schon wieder einsetzt. Oder die Garben sind etwas abgetrocknet, aber der Boden ist so naß, daß der Wagen nicht bis heran kann, weil er bis über die Achsen einsinkt! Was macht der durchschnittliche Großgrundbesitzer in solchen Lagen, die ja allerdings auch nicht leicht sind, für eine Figur? Man tut gut, ihn in solchen Zeiten nicht aufzusuchen! Wie merkwürdig ruhig bleibt jedenfalls das Bauerntum dabei! „Da möt'n tofree wesen!" „Da is nix bi to maken!" „Da möt'n Gottvertruen hebben!" „Unn de Arn hett ja ook noch nie buten blewen!" Die Ernte ist ja noch immer hereingekommen! Der Regen dringt viel tiefer in den Boden und in die Garben ein, wie in die Bauernseele.

Oder die Ruhe beim Sterben! „Ek will nu starwen", läßt manch einer seinen Seelsorger rufen, „un Se schallt mi dat heilige Abendmahl gewen!" „Da möt'n Gottvertruen hebben!" „Unn davor hebbt wi jo in de Schole wat lernt!" Und an der Hand endloser Kirchenliederverse, die sie für solche Zeiten behalten und in sich aufgespeichert haben, wie das Eichhorn seine Nahrung für den Winter, gehen sie, nicht mutig und freudig, aber ruhig und selbstverständlich dem Tode entgegen. Und wenn ein zehnmonatliches Krebsleiden den Leib aus den Angeln hebt, die Seele hebt es nicht aus den Angeln. In die Seele erlangt das alles nur relativen Eintritt. Keine Spur von dem Gedankengang römischer oder moderner Weichlinge: ‚Es wäre doch gut, wenn in solchen Fällen die Ärzte die Menschenleben abkürzten!' ‚Oder wenn das Leben den Menschen nicht mehr behagte, müßte die eigentliche Moral doch sein, es von sich werfen zu dürfen!' In schwerblütige, harte Bauernseelen dringt solch umherschweifendes Gedankengesindel nicht hinein, das der hochfahrende Kulturmensch in sich aufnimmt, wie wenn eine Prinzessin sich einen Zigeunerhäuptling heiratet.

Oder noch ein Beispiel! Was darf ein Pfarrer unter Bauerntum alles sagen! Wie vorsichtig muß er unter Kulturverhältnissen sein, wenn ein Todesfall, eine zweite Verheiratung

oder dergleichen vorliegt! Wie leicht wird er den durch die Schwierigkeit des Falles doppelt empfindlichen Großstädtern gegenüber zum taktlosen Menschen, der in solchen Augenblicken da- und davon reden, da- und danach fragen kann! Die Dinge liegen grundsätzlich verschieden beim Bauerntum. Man darf bei der Hochzeit nicht nur gelegentlich der Trauung, auch beim Hochzeitsessen von der ersten Frau sprechen, an deren Stelle die zweite tritt, von dem vorzeitig verstorbenen Vater, nach dem das Haus sich nennt, dem es im letzten Grunde das meiste verdankt. Der Gedanke an den Tod erschüttert keine schreckhafte Festgesellschaft, die um ihrer Nervosität willen ein schuldiges Gedächtnis unterläßt. Den fester gefügten Seelen des Bauerntums hat dergleichen nichts an. —

Holen wir zur Unterscheidung der Schwerblütigkeit und ihres Gegenteils, der Leichterregbarkeit, einige klassische Kunstwerke heran, die sie uns vergegenwärtigen. Je früher die Antike war, desto mehr zeigt sie uns Schwerblütigkeit, ebenso wie bei uns, diesseits der Alpen, alle frühe Kunst. Wer nicht unter diesem Gesichtswinkel, von diesem Gesichtspunkte aus sie betrachtet, möchte leicht die Vollkommenheit, die ihnen zugesprochen wird, ihnen absprechen! In jeder noch so kleinen Abgußsammlung findet sich der bekannte ‚Diskuswerfer‘, angeblich von Myron. Wer mit modernen Augen diese zum Wurf der Diskusscheibe ausholende Gestalt ansieht, wer sie in Gedanken oder von Bild zu Bild mit modernen, ähnlich zum Schlag oder Wurf ausholenden Menschengestalten vergleicht, der wird leicht je länger je mehr den Gedanken nicht los: Die eigentliche wirkliche Energie, eine der Größe des Augenblicks entsprechende Verve fehlt ihm! Man kommt auch vor dem ‚Laokoon‘ zu dem ausgeprägten Gedanken, die Gewalt des Augenblicks durchrüttle und durchschüttle den Vater gar nicht entsprechend. Täte sie das, triebe sie ihn wirklich zum äußersten, so würde es, soweit man die Lage der Schlangenringe prüft, gar nicht so aussichtslos sein, sich von ihnen zu befreien.

Oder wir denken an den allbekannten ‚Heiligen Georg‘ von Donatello. Derselbe ist als Wächter, als ein Roland gedacht und ist in seiner Schwerblütigkeit jenen Beispielen einer antiken frühen Kunst merkwürdig ähnlich! Wie anders pflegen moderne

Plastiker solche Wächter ja darzustellen: Das Schwert ist aus der Scheide gerissen, es federt auf der Erde und die ganze Figur durchfiebert der eine Gedanke, im nächsten Augenblicke loszuschlagen! Durchaus nicht so also der heilige Georg! Er hat nicht einmal, wenn wir nachforschen, eine Waffe bei sich. Sein Schild ist seine einzige Waffe. Und der steht fest auf der Erde, und die Hände ruhen auf ihm. Der klassische Wächter wird einen ersten Angriff gar nicht abwehren. Er wird nicht auf Mücken und unebenbürtige Gegner losschlagen. Er wird alles an sich herankommen lassen. Läßt der Feind nicht ab, sollten seine Angriffe bedenklich und gefährlich werden, dann wird er hingehen und wird sein Schwert holen und wird damit tun, was nötig ist. Das ist Schwerblütigkeit.

Wie führt sie uns so manchmal Defregger in seinen Bauernbildern vor! Es ist die Zeit des Tiroleraufstandes. Wir sind in einer Schmiede. Sensen und alte Flinten gehen abwechselnd über den Amboß. Daneben steht eine hölzerne Kanone, durch Eisenreifen zusammengehalten. Und zwischen alles das hinein ist Nachricht vom Kriegsschauplatze eingetroffen, ein Schreiben, das einer von den Leuten vorliest. Aber wie gering ist die Wirkung davon! Es hören alle zu, aber alle sind ruhig. In keinem Gesichte, in keiner Hand- und Körperbewegung spiegelt sich ab, was in dem Folioblatt steht! Auf Leonardos ‚Abendmahl‘ entfesselt Jesu Wort: Einer unter euch ist, der mich verrät! zwölf Gestalten, jede anders, aber alle gleich lebhaft, daß Goethe über diese Lebhaftigkeit in ihrer Verschiedenheit seine schöne klassische Abhandlung geschrieben hat. Hier ist alles ruhig! Nervöse Leichtbeweglichkeit, nicht von zwölf Herrenjüngern, sondern von zwölf Menschen der Hochrenaissance, und Schwerblütigkeit!

Ziehen wir zum Gegensatze aus solcher Hochkultur noch einige weitere Beispiele heran!

Von Canova, der in venezianischer und römischer Luft lebte und arbeitete, besitzt sein Museum in Possagno einen ‚Ajax‘. Er ist, wie fast alle Figuren aus der Jugend eines Volkes, wenn sie späte, moderne Künstler in die Hand nehmen, ein völlig mißratenes Geschöpf. Bekleidet mit Sandalen, einem Achäermantel und Achäerhelm ist er antik. Damit nun aber ist vermengt ein vibrierender moderner Mensch. Aufmerksam, angespannten Auges

ist der Kopf lebhaft zur Seite gewandt. Die Rechte ruht am Griffe des Schwertes, bereit, jeden Moment es herausfliegen zu lassen. Die gesamte Figur, auf den linken Fuß zurückgelehnt, wird sofort, wie der Borghesische Fechter, mit wild erhobener Waffe vorstürzen: Vielleicht nur auf einen kleinen Gegner, über den der Sieg leicht ist, der der Mühe nicht wert war. Nervosität, Leichterregbarkeit!

Wie gesagt, solcher nervösen Ajaxe und mißratenen Zwittergeschöpfe ist alle späte Kunst voll, die späte römische so gut wie unsere heutige französische oder deutsche.

Am Kyffhäuserdenkmal befindet sich u. a. ein alter Germane. Felle umhüllen seinen Leib, ein Stierhaupt mit Hörnern ist ihm über den Kopf gezogen, Felle trägt er als Gamaschen um die Schenkel gebunden. Im übrigen aber haben wir wieder dasselbe nervös horchende Haupt. Die gezogene Schwertklinge ruht auf den Knien, unter den zuckenden Fingern sich biegend. Der eine Fuß ist zurückgesetzt, wie es einer tut, der im nächsten Moment aufspringen will. Die ganze Figur ist wieder Antike und Moderne miteinander gemischt. Sie soll wesentlich altgermanische Schwerblütigkeit sein. Sie ist in Wahrheit in der Hauptsache moderne Beweglichkeit und Leichterregbarkeit, der dann ein Fell umgehängt und ein Bisonkopf übergestülpt ist.

Wie gesagt, solcher verzeichneter Ajaxe und Germanen ist alle späte Kunst immer voll. — —

Man denkt oft das Richtige zu treffen, wenn man die Schwerblütigkeit und die Leichtbeweglichkeit im Menschen verteilt auf die geographischen Breitegrade. Im Norden, wo die schweren Wolken wohnen, wohnt die Schwerblütigkeit, im Süden die Leichtbeweglichkeit. Es ist die Frage, ob diese Verteilung richtig ist und sich halten läßt. Gewiß, der moderne Venezianer und Römer sind leichtbewegliche Menschen. Man vergleiche nochmals die Hände auf Leonardos Abendmahl. Schon Goethe ist bekanntlich der Meinung: „Und wenn alle Köpfe fehlten, die Hände sprächen.“ Und gar heute sind die Leute dort so! Aber heute haben sie dort eine zwei-, dreitausendjährige Kultur hinter sich. Man muß fragen: Wie stand es mit den Römern der Republik, die erst zwei-, dreihundert Jahre alt waren? Regulus, Cincinatus, Fabius,

Cunctator, ‚der Zauderer‘: War das nicht damals ein Volk von schwerblütigen Bauern, das sich eben anschickte, Geschichte zu machen?

Man betrachte bis zur Stunde noch einen Beduinen dort, wo die glühendste Sonne scheint, wenn er unbeweglich, ‚indolent‘, wie wir sagen, in einem seiner primitiven Cafés dasitzt und dann ruhig und ‚gleichgültig‘, sagen wir, seiner Wege geht.

Oder man denke einen Augenblick an den Fatalismus des Mohammedaners, im heißesten Himmelsstriche der Erde ausgebrütet. Hat jemals eine schwerblütigere Weltanschauung bestanden? Merkt man ihr nicht von weitem an, daß sie so gar nicht von einem Kulturkatheder herrührt mit seiner sensiblen Pflege des Individuums, sondern von einem Volk von Hirten, Bauern und Kriegern, das ebenso noch nicht durch Kultur angebraucht und aufgebraucht war?!

Man gebe Reykjavik eine zwei- und dreitausendjährige scharfe Kultur als Mittelpunkt einer halben Welt. Wer weiß, ob der schwerblütigste aller Menschenschläge nicht ebenso leichtfüßig würde wie der moderne Franzose?! Die Wolken würden sich nicht ändern, aber die Menschen! Weshalb soll man auch gerade in der Hitze zum Schluß leichtblütig werden und in der Kälte schwerblütig? Man neigt doch zur Bewegung von Natur gerade in der Kälte!? —

B. Religion.

19. Bauerngott und Kulturgott.

Neben mehr oder weniger sämtlichen Begriffen hat nicht zum geringsten der Gottesbegriff, das Gottesbild vom Mittelalter her auf die Neuzeit hin sich verändert.

Welches war der mittelalterliche Gottesbegriff, aus was für Eigenschaften setzte das mittelalterliche Gottesbild sich zusammen? Es waren etwas verschiedene zu verschiedenen Zeiten, im allgemeinen summiert, diejenigen, die uns Älteren von der Schulzeit her noch geläufig sind, als wir sie damals in Reimregel lernten: ‚Ewig und unveränderlich, Allmächtig und von großer Güte 2c.‘ Man hat sie nach den unterschiedlichsten Gesichtspunkten und Systemen eingeteilt, im allgemeinen kommen sie immer wieder auf ungefähr dieselben hinaus: Ewigkeit, Unräumlichkeit, Unveränderlichkeit, Allgegenwart, Allmacht, Allwissenheit, Allweisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Liebe. Es ist eine Sammlung, die überall mehr geordnet ist nach dem Gesichtspunkt der Macht und Stärke, wie nach dem der Liebe. Man erbaut sich mehr daran, daß Gott zu gleicher Zeit überall gegenwärtig ist, als daß er gegenwärtig ist gerade bei der bedürftigen Seele. Selbst die Gerechtigkeit, die im blinden Belohnen der Guten und Bestrafen der Bösen besteht, scheute man sich, etwa wiederum durch die Liebe sehender und zögernder zu machen. Es war eine Gesamtneigung, die ihren stärksten und charakteristischsten Ausdruck fand in dem sog. scotistischen Gottesbegriff, dem Gottesbegriff des Scholastikers Duns Scotus: Gott sei exlex! Gott sei an nichts gebunden, nicht an sittliche, nicht an rechtliche, nicht an logische Gesetze, nicht einmal an sich selbst!

Gott hätte auch ohne Heiland die Welt erlösen können. Gott könnte auch ohne Sinnesänderung menschliche Sünde vergeben. Gottes oberste und einzige Eigenschaft sei die Willkür! Gott wird zum asiatischen Despoten, zum türkischen Pascha gemacht. Es ist ein Gottesbegriff, der uns ebenso absonderlich erscheint, wie er echtem Mittelalter adäquat war, und in breitem Strome durch dessen gesamte Jahrhunderte sich hindurchzog. In Occam und Biel trat er von neuem aufs stärkste in den Vordergrund, in ihnen in Berührung mit Luther, dessen modern fühlende Seele zum ersten Male mit der ganzen Macht ihr innewohnender noch mittelalterlicher Kraft dagegen Front machte. Entsetzen, Abscheu und Haß gegen Gott, Furcht und Verzweiflung an sich selbst waren bei ihm das Ergebnis des occamistischen bezw. scotistischen Gottes, in dem er groß geworden war. Es ist bekannt, daß von dieser, seiner Klosterstimmung aus sein Reformationswerk sich her datierte.

Es war alles in allem ein Gott, wie ihn junge Völker liebten, wie sie ihn ertragen konnten. Jugend wünscht Autoritäten und sucht sie sich so lange, bis sie sie findet, bis sie sie für sich schafft. Und je höher sie sind, je höher über sie, solche Jugend, erhaben, desto lieber. Mit einem nur etwa quantitativen Unterschied, nur einen Gradunterschied zwischen Gott und Menschen ist ihr nicht gedient: Es muß ein qualitativer, es muß ein Grundunterschied sein. Eine andere Menschheit ist ihr zu hoch, ein anderer Gott zu tief angelegt. Die Kluft zwischen beiden kann ihr nicht tief und breit genug sein. Jeder Mensch erhält von vornherein das Kainszeichen der Erbsünde mit auf den Weg. Jede Tatsünde ist ein Majestätsverbrechen, auf die eine Majestät wie Gott, mit unendlichen Größen antwortet, ewiger Verdammnis, ewiger Seligkeit! Es ist genau dieselbe Erscheinung, die uns an jedem einzelnen echt jugendlichen Menschenkinde entgegentritt. Der Unterschied zwischen Jugend und Alter kann jedem einzelnen Jüngling auch nicht breit und tief und umfassend genug sein. Unbegrenzte Ehrfurcht vor allem Alter ist bei jeder echten Jugend doch nicht gemacht, sondern Natur. Es denke jeder an seine einstigen derartigen Jahre zurück!

Jugend wünscht Autoritäten, je energischer und je schroffer, desto besser. Und Jugend kann sie ertragen. Jugend hat die

Nerven dazu. Jugend hat die Elastizität, die Widerstandskraft dazu. Jugend beugt sich unter Umständen mit Freuden so tief, wie man will, weil sie fühlt, sie wird sich so gerade, wie man will, auch wieder aufrichten. Jugend beugt sich unter den schwersten Lasten, vor denen alles Alter erschreckt und entsetzt zurückscheut. Also damals unter einen Gott, der selbst nicht an logische Gesetze, selbst nicht einmal an sich selbst gebunden war. Was haben mittelalterliche kulturunberührte Schichten um 300 oder um 1200 im Namen ihres Gottes für Felsblöcke und für Eisenketten sich zusammengebunden und mit ihnen sich geschleppt! ‚Der Mönch schläft nur, soviel er muß und gestattet seinem Geiste nie, in die Tiefen des Schlafes hinabzusinken, sondern nur ausrastend auf dessen Oberfläche zu ruhen! Der Leib ist dein Feind! Solange dein Leib stark ist, ist deine Seele schwach!‘ (Lucius.) Und nun begann ein Feldzug gegen die Natur, in den ein moderner Mensch sich nicht mehr hineindenken kann. Gott entfesselte in kulturunberührter Jugend geradezu maßlose Kräfte. Aber es war ein entsetzlich grausamer, ein uns völlig unvorstellbarer Gott, den man sich aus den biblischen Schriften herausexegesierte. Wie gesagt, man hatte die Nerven dazu!

Das alles wurde also ganz, ganz anders, und vor allem unser letztes Jahrhundert hat uns, wie in hundert anderen Beziehungen, so auch in dieser, mehr verändert, wie früher deren sechs oder acht zusammen.

Das Autoritätsbedürfnis in unserer immer weiter gehenden Kultur ist gänzlich zu Ende, und die guten Nerven sind mehr oder weniger ebenso gänzlich geschwunden. Immer früher stellen sie sich als verbraucht und abgenutzt heraus. Beides aber ist von Einfluß auf das Gottesbild.

Ein alter Mensch, der seine Jahre hinter sich hat, wünscht keine Autorität mehr zu haben, sondern wie bekannt, eine zu sein. Er wünscht sich nicht mehr nach anderen zu richten, sobald er nicht gerade sein ganzes Leben hindurch auf Gehorsamsein hin erzogen ist, sondern wünscht, daß andere sich nach ihm richten. Auf anderes geht er nicht ein. Und ebenso steht es, wenn ein Volk seine Jahre hinter sich hat. Das will auch keine Autoritäten mehr haben. Und einen Gott, der befiehlt, der absoluten Gehorsam verlangt, läßt man sich nicht mehr gefallen. Er wird vom Throne

gestoßen und ersetzt durch einen völlig anderen, durch einen, der sich alles gefallen läßt: Kritik, Vorwürfe, Vernachlässigung, Vergessenwerden. Der Mensch wird sich selbst sein Gott. ‚Ich bin der Herr, mein Gott!‘ wie Nietzsche variiert.

Das Autoritätsbedürfnis fehlt für einen anderen. Und die guten Nerven fehlen für ihn. Wer könnte die Willkürlichkeiten und Plötzlichkeiten eines scotistischen Gottes noch ertragen. Wie in einem Sanatorium schleichen die Gläubigen umher, wo der Arzt seine sämtlichen Befehle seinen Kranken erst ablauschen muß. Auch Gott wird aus einem Herrn viel mehr ein Arzt der Menschen, nicht weich genug kann man ihn sich konstruieren. Was soll alle Ewigkeit und Unveränderlichkeit? Was sollen Allmacht, Heiligkeit und Gerechtigkeit. Liebe, Liebe und immer wieder Liebe, Gnade, Barmherzigkeit und Langmut bis in alle Unendlichkeit hinein sind das einzige, was man ertragen kann. Gar ein exlex-Gott! Man schrickt zusammen bei dem bloßen Gedanken! Einst waren den Leuten solche Abenteuerlichkeiten gerade recht. Jetzt liegen längst die Zeiten, wo Bärenjagden und Seeschlachten, Prädestination und ein exlex-Gott mit zum täglichen Zeitvertreib gehörten, dahinten! —

Greifen wir aus der genannten Sammlung der Eigenschaften ein paar heraus, das Gesagte uns an ihnen im einzelnen klar zu machen.

Heiligkeit und Liebe! Gott war bisher in erster Linie Heiligkeit, war heilig, d. h. unfähig, mit Sündern in Verkehr zu treten, unfähig zu irgendwelcher Gemeinschaft mit ihnen außer durch einen Mittler. Die Trennung des Sünders von Gott, daß Gott ihn mit ausgerecktem Arme von sich fern hielt, war ein ganz wesentliches Erziehungsmittel. Mit ihm wurden die jungen Völker behandelt. Anselm, der die alte Versöhnungslehre darauf aufbaute, kannte sein Volk.

Wir wissen, daß mit solcher Trennung, mit solchem Fernhalten des Sünders mit ausgerecktem Arme bis heute bei aller Erziehung mit Erfolg gearbeitet wird. Die Mutter spricht einen Tag lang mit dem sündigen kleinen Sohne nicht. Der Lehrer straft den sündigen Schüler nicht weiter, aber er fragt ihn trotz alles Sichmeldens eine Stunde lang nicht. Er fragt seinen Nachbar

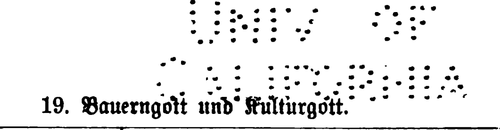
zur Rechten und seinen Nachbar zur Linken, aber er fragt ihn nicht. Und es legt sich wie eine Wolke über die Zurückgestoßenen, die ihnen ihre Sonne verbirgt, die Person, auf die sie nach der Notwendigkeit ihres jugendlichen Lebens hin angelegt sind. Der Lehrer verfügt das Kind in die Ecke hinter sich: Ich will dich heute überhaupt nicht sehen! Und es müssen schon sehr starke Hilfstruppen in der jungen Seele bereit liegen, wenn sie dagegen, gegen solche Trennung, ankämpfen sollen. Sie drückt sie nieder. Der Erzieher besitzt ein unfehlbares Machtmittel mit ihr in seiner Hand.

Die ganze mittelalterliche Glaubenslehre also hat Gott an dieser Stelle sich nach solchem Schema zurechtgelegt. Anselms ‚cur deus homo' folgert: Gott ist der von der Sünde der Menschheit Beleidigte, der mit Kot Beworfene. Gott, der Reine, kann nicht mit den Menschen, den Unreinen, verkehren. Gott, der Heilige, streift sie von sich ab, trennt sie von sich. In seinen gesamten Strafen des zeitlichen, geistlichen und ewigen Todes ist das Wesentliche, was sie empfinden sollen, stets ihre Trennung von ihm. Er stellt sie in die Ecke, auf Zeit oder auf Ewigkeit. Er will vor der Hand nichts von ihnen wissen. Der mittelalterliche Gott war der Erzieher der Jugend. Beide operieren gleich viel mit solcher Nichtbeachtung. Und beide mit gleich viel Erfolg.

Aber auch für beide ändern und änderten sich die Zeiten.

Wir wissen ja, wie gerade dieses Mittel einer Trennung, eines ‚Sichzurückziehens' in Streitfällen in einer ganzen Reihe unserer Gesellschaftskreise überall auch bei den Erwachsenen sich findet, von vielen Personen mit einer gewissen Vorliebe und auch mit einem gewissen Erfolge gehandhabt wird. Wie oft erklärt besonders Frauenwelt rundweg: Ohnedem geht es nicht! Jeder Dritte hat die Empfindung der Ungehörigkeit solchen Verfahrens zwischen Erwachsenen. Solches Verfahren an diesem Orte ist stets in Gefahr, in Lächerlichkeit zu verfallen. Es ist ein Erziehungsmittel zwischen groß und klein, darf aber kein Verkehrston werden zwischen groß und groß.

Dann will sich der Mensch nicht mehr durch solche Heiligkeit und solches Abgesondertwerden erziehen lassen. Und als sie alt wurden, wollten die gesamten Menschen sich nicht mehr von einem solchen Gott und mit einem solchen Mittel behandeln lassen.

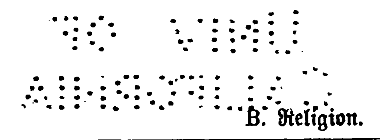


Sie wollten ihrem Gott gegenüberstehen, wie der bejahrte Sohn dem alten Vater gegenübersteht, wo man sich auch nicht so behandelt. Den Begriff ‚Trennung des Sünders von Gott' behielt die Dogmatik bei: Aber aus der passiven wurde eine aktive. Gott stößt nie einen Sünder zurück. Nur ein Mensch kann von seinem Gotte sich entfernen. An Stelle von Gottes Heiligkeit war die Liebe gesetzt.

Oder das Kapitel: Gerechtigkeit und Liebe! Es verlief anders und ähnlich. Der Mensch war einst gesund und stark. Erst kam ihm das Prinzip, dann die Person. Was verschlug es ihm, daß die Belohnung des Guten seinen Nachbar hob und die Bestrafung des Bösen ihn selbst erniedrigte! Das änderte sich. Sein Glück sich als Belohnung für getanes Gute zurechtzulegen, so doppelt sich zu schmeicheln, das vermochte er wohl noch. Sein Unglück als Strafe für Sünde sich auszulegen und damit doppelt zu unterliegen, die Fähigkeit und Kraft verlor er. Sich sinken und den Nachbar steigen zu sehen, die Fähigkeit verlor er. Er hielt es mit anderen Bibelsprüchen. ‚Daß Gott seine Sonne aufgehen lasse über Gerechte und Ungerechte und regnen lasse über Gute und Böse', das war so mehr nach seinem Geschmack. Daß Gott nicht ‚gerecht' sei, sondern ‚barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte', das war sein Fall. Eine letzte Richtung der Theologie machte sich frischweg an die Arbeit, an dem ‚gerecht', das unfehlbar im Sinne der doppelten Vergeltung verstanden werden muß, so lange herumzudrücken, bis die Bedeutung ‚regelrichtig, gut' herauskommt. Gerecht sei gleich gnädig! Gerechtigkeit gleich Liebe! Es ist ersichtlich der moderne Geist, der auf sich zu die Bibel auslegt.

Man könnte denselben Weg an jeder einzelnen mittelalterlichen Gotteseigenschaft von neuem zurücklegen. Es ist klar, moderne Religion wünscht und erträgt keinen anderen Gott mehr als den Gott der Liebe. —

Es ist ebenso klar, wie jeglicher Bauerngott bis heute anders, härter, mittelalterlicher konstruiert ist. ‚Wenn Gott nicht Wunder täte, woran sollte man ihn sonst erkennen!?' Wenn man nicht Fall für Fall, Hof für Hof verfolgen könnte, daß Gott denen, die ihn lieben und seine Gebote halten, wohl tue, aber an denen,



die ihn hassen, die Sünde der Väter heimsuche bis ins dritte und vierte Glied, wenn man das nicht Haus für Haus verfolgen könnte und bestätigt fände, woran sollte man sonst Gott erkennen?! Der moderne, hochdeutsch gewordene Bauer, wenn der Strahl zur Erde zuckt, schaut zum Fenster hin: ‚Wo het dat knetert!‘ Der Alte nimmt das Gesangbuch zur Hand: ‚Wie groß ist des Allmächtigen Güte!‘ An Blitz und Donner erkennt er seine Güte. Liebe können auch Menschen haben. Gewiß, auch Gott hat sie, aber sie ist nichts Unterscheidendes an ihm!

Es ist bekannt, wie die Massivität des Bauerngottes vor allem stets ein Beweis von seiner Existenz, in seiner Massivität ein Gottesbeweis war, die vergeistigte Form des Kulturgottes ebenso oft ein Vorbote seiner gänzlichen Verflüchtigung. Immer idealer wird er gestaltet, jeder Rest von Anthropomorphismus wird von ihm abgestreift, bis die Kultur selbst ahnt, solch ätherisches Lichtbild ist keine Wirklichkeit mehr, auch für einen Gott nicht. Und sie glaubt an das Werk ihrer Hände nicht mehr. Von Pharao wird gelegentlich berichtet: ‚Wer ist der Herr, dessen Stimme ich hören muß? Ich weiß von keinem Herrn!‘ Oder von Nikanor im Makkabäerbuche: ‚Ist Gott der Herr im Himmel, so bin ich der Herr auf Erden.‘ Das ist antiker und moderner Kulturgott.

20. Epische und lyrische Religion.

Wir wiesen auf den Hösel’schen ‚Hunnen‘ hin! Ein struppiger Hunne kommt auf seinem struppigen Pferde des Weges geritten. Die Haare sind ihm zu einem Frauenschopf zusammengebunden. Auf dem Rücken hängt ihm der Bogen. Ein paar zusammengestückte Hundefelle umschnüren ihm Brust und Beine. Und sein Pferd sieht ähnlich aus. So treffen sie plötzlich zur Seite eine Anzahl Totenschädel und Menschengebeine: Es ist der Augenblick, den der Bildhauer festgehalten hat! Der Anblick eines kürzlichen Schlachtfeldes, das nur die Vögel noch behaupten, stimmen Roß und Reiter gleich fatal. Der Hunne richtet sich hoch im Sattel auf, beugt sich

vor, stiert rechts über sein Tier hin auf die Erde, eine Menge von Dingen fühlend und denkend, deren nähere Klarlegung das das Bildwerk zahlreich umstehende Publikum schmerzlich vermißt. Und das Pferd scheut in entgegengesetzter Richtung nach links zurück, stemmt die Vorderbeine ein, wirft Kopf und Mähne in die Höhe und empfindet auf jeden Fall in dem Augenblicke nicht minder lebhaft.

Es ist klar, daß die Figur in ihrer Gesamtauffassung vollständig verzeichnet ist. So wie dort Tier und Mann, so empfinden durchaus ein moderner Mensch und ein sensibles nervöses Tier der Hochkultur. Auf die machen ein paar plötzliche Menschenschädel solche an eine Ohnmacht streifende Eindrücke, die sie dann tage- und nächtelang vielleicht nicht wieder los werden. Aber durchaus nur auf sie. Schon Bauerntum abseits der Hochkultur denkt absolut anders darüber, wenn sein Pflug Menschenschädel aus dem früheren Schlachtfelde auswühlt. Der Bauer spricht durchaus ernster vom Tode, wie alle Kultur. Aber solche Erinnerungszeichen an denselben regen ihn erheblich weniger auf. Er legt sie zusammen, gräbt sie nach beendeter Arbeit an ruhigerer Stelle wieder ein und gedenkt des kleinen Erlebnisses vielleicht überhaupt nicht mehr.

Man wird fragen: Wem von den beiden hätte der Hunne ähnlicher dargestellt werden müssen? Und man wird ohne Bedenken antworten: Entschieden dem letztgenannten Manne und dessen Gefühlsknappheit. Vor so nervösen Wesen wie dem Reiter und seinem Tiere hätte Deutschland keine Sorgen zu haben brauchen; die hätten ihm seine Städte nicht in Grund gestampft und seine Flüsse nicht leergetrunken. Solche Dinge tut man nicht mit Nervosität. Es ist der Irrtum, die Maskerade, in die so unendlich oft Kunst von heute verfällt, daß sie im letzten Grunde moderne Menschen darstellt, denen sie nur Hundefelle umbindet oder einen Stierkopf überstülpt. Das weiß auch das Publikum ganz genau, daß es dort keinen Hunnen, sondern einen modernen Menschen vor sich hat. Allein deswegen interessiert es sich derartig für die Gruppe. Für einen korrekt dargestellten Hunnen und einen Hunnengaul würde es sich nicht interessieren. In die beiden vermöchte es sich nie hineinzuleben. Es stehen einander gegenüber Gefühlsknappheit und Gefühlsreichtum, eine epische und eine lyrische Weltanschauung.

Man möchte sich vielleicht dahin ausdrücken: Jedes Volk fängt mit Epik an und hört mit Lyrik auf! Es wird etwas wahres an diesem Worte sein! Über den epischen Anfang auf sämtlichen Lebensgebieten braucht kaum viel gesagt zu werden. Abgesehen etwa von unserer höfischen und Troubadourpoesie, die kein eigentliches Volk betraf, sondern in abgeschlossenen Kreisen gepflegt wurde, die eine weit längere Geschichte bereits hinter sich hatten, als alles Volk, die ihrerseits bereits mehr oder weniger zur Hochkultur gediehen waren, verlief Europas ganzes Mittelalter episch. Selbst eine Figur, wie Kriemhild, blieb episch. Ihr Zorn, ihre Rache waren groß, aber sie tobten nicht als wilde Leidenschaft in die Höhe, um ebensobald wieder zusammenzusinken. Im ganzen Mittelalter findet sich häufig Glut, die lange, lange unter der Asche anhält, aber nirgends aufloderndes Strohfeuer, von dem man bald nachher nichts mehr wußte.

Dieses letztere ist eine Eigentümlichkeit aller späteren Zeiten, aller Neuzeiten. Alle Neuzeiten fangen an, viel lebendiger zu fühlen. Das Gefühl wird überhaupt erst so recht erfunden. Alles echte Mittelalter lebt im allgemeinen nur in Erkennen und Wollen, wenn man einmal diese alte Dreiteilung festhalten will. Die Neuzeiten erst fühlen dazu; fühlen bei Dingen, fühlen aufs Lebhafteste bei Dingen, bei denen man früher rein absolut nichts fühlte. ‚Füllest wieder Busch und Tal Still mit Mondesglanz, Lösest endlich auch einmal Meine Seele ganz!‘ Was fühlt bis zur Stunde alles Bauerntum, was fühlten eine Siegfried- oder Hagennatur dabei, daß nächtlicherweile der Mond schien, der bei Goethe ein so tiefgehendes Gefühl auslösen konnte. Das Gefühl wurde um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert erfunden und dann überflutete es bald das ganze Kulturleben. Nichts blieb sachlich. Alles begleitete der Mensch mit Gefühlen und Stimmungen. Jedes Lied, jede Novelle, jedes Epos, jedes Drama, alle wurden immer gefühliger, immer leidenschaftlicher, immer lyrischer. Die reine Epik war zu Ende. Selbst der Mann von heute ist nicht mehr episch. Man lasse einem Bauern und einem Manne der straffen Hochkultur gegenüber irgend ein barockes Wort fallen, ein Wort, das eine Antwort herausfordert, Schnee sei schwarz oder der Himmel sei grün, und man wird eine Welt der Epik und eine der Lyrik vor sich entfalten!

Eigentlich die gesamte Religion des Neuen Testamentes hat eine starke Abneigung gegen die Beimischung des Gefühles zu derselben. Das ‚Herr, Herr sagen' war Christo in jeder Form zuwider. Bemerkenswert oft weist er seine Jünger auf alles Tun hin: ‚Tue das, so wirst du leben', ‚Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel', ‚Tut, wie ich euch getan habe, also tut auch ihr untereinander', ‚Gehet hin und tuet desgleichen'! Das Evangelium St. Johannis ist voll von solchen Wendungen. Und die Jünger sind durchaus verständnisvoll dieselben Wege gegangen. Allen Glauben ohne Werke, alles unfruchtbare Gefühlsleben auf diesem Gebiete haben sie als ‚tot' bezeichnet. Es ist ein Glaube, der im Tun fast nicht erst seine Folge, sondern seine eigene rechte Eigenart findet. Das ganze Leben des Apostel Paulus konstruiert sich nach diesem Gedankengang.

Dieses alles hat nicht gehindert, daß von Anfang an, allerdings meist in aus dem alten Rom stammenden Kulturschichten, ein ziemlich starker Faden gerade eben eines solchen unfruchtbaren Gefühlschristentums neben allem mehr biblischen, echterem einhergegangen ist: Wir denken an alle vom Neuplatonismus abstammenden Richtungen der Mystik, Ekstase, Kontemplation und Devotion, die, eben so alt wie Christi Vermächtnis, ebensolange es begleitet haben. Wir haben sie bei uns in ihrer klassischen Ausprägung zuletzt in dem Halleschen Pietismus von Francke und Spener erlebt, der bis zur Stunde auf den Landgütern der Mark fortexistiert. Gott in der frommen Betrachtung genießen, täglich genießen, in einem persönlichen Liebesbunde mit ihm stehen, das ist das Gebiet und die Grenze dieser Art von Christentum. Wir werden sagen dürfen, es ist durchaus ein lyrisches Christentum. ‚Von des Gefühles Fieber angekränkelt', verbraucht der Mensch im Gefühl seine Kräfte und kommt nicht darüber hinaus. ‚Schön aber unfruchtbar, wie der Lorbeer'!

Solche Art von Gefühlschristentum liegt unserer so besonders öffentlichen Zeit nicht mehr. Es ist stets ein Konventikel-Christentum gewesen. Unsere heutige Zeit hat ihrem lyrischen Hange, ihrer Vorliebe für alles Gefühlsmäßige andere Befriedigung beschafft.

In nicht abzustreitender Form bereits durch den Ersatz des Gebetbuches durch das Gesangbuch! Wir wissen, dieser Umtausch

ist ein Hauptunterschied zwischen den zwei hauptsächlichen Konfessionen christlichen Bekenntnisses geworden. Es ist aber die Frage, ob durchgehends zum Vorteil der evangelischen Denominationen. Schon ganz allgemein liegt in der gebundenen Rede, wie bekannt, stets die ganz außerordentliche Gefahr, daß unter ihr der Inhalt leidet. Wie wenige Dichter sind derartig ideal, daß sie tatsächlich stets die Form dem Inhalt und nicht so und so oft den Inhalt der Form, die doch stets nur die minderwertige Hälfte des Ganzen ist, anpassen müssen. Wie wenige Poeten sind Versgenies, wie Rückert, denen der Pegasus in der Beziehung so gehorchte, wie er eigentlich jedem Dichter gehorchen müßte! Man gebe irgendwelche gerade vorliegende Poesie Zeile für Zeile in Prosa wieder, und man erkennt in erschreckend vielen Fällen, wie wenig von der ganzen stolzen Strophe man als wirklichen Inhalt in der Hand behält: Sie war wertloses Wortgeklingel! Reime, barocke Wortbildungen, Worte in Metatesis und Chiasmus, das war alles, das behält man in der Hand. Gewiß, der Faustmonolog ‚Habe nun, ach —‘ verliert durch seine Umsetzung in Prosa fast nichts. Aber, wie gesagt, unendlich vieles andere oft unendlich viel.

Und dasselbe Schicksal trifft unsere Gesangbücher, es kann nicht anders sein. Wie oft sind ihre Dichter gute Menschen, aber schlechte Musikanten gewesen! Wie oft haben die Reime ihnen die Gedanken verbrannt. Wie oft behält man bei der Reduktion ihrer Poesie auf Prosa auch dort nur wenig noch zurück. Bei den alten noch das meiste, als der Strom der Religion noch stark floß und das Joch der Versfüße noch nicht hart war. Bei den neueren oft recht wenig, als die Religion seltener wurde und die Tyrannei des Verses immer mehr Opfer zumutete. Wie besonders inhaltsarm sind oft gerade die vielgerühmteu Spittaschen Lieder. Man vergleiche das klassische: ‚Öde war es, niemals öder auf dem Weg nach Kanaan!‘ Wer nicht weiß, daß hier die kirchenpolitische Wendung vom Rationalismus zum Supranaturalismus gemeint ist um 1840 herum, der kann die Gedanken des so flüssig dahinperlenden Liedes überhaupt zum großen Teil nicht verstehen. Es liegt fast nur ein formeller Reiz über ihm: Das Urteil ist nicht zu hart. Der Gedanke ist gewichen. Aus Epik ist Lyrik geworden, Ästhetik.

In stärkerer Weise kommt diesem unfruchtbaren lyrisch-religiösen Zuge unserer Zeit unsere heutige Predigt entgegen, wie jeder weiß. Man lese Predigten von dem meistgehörten Prediger vielleicht aller Zeit, Abraham a. Sta. Clara. Es ist alles klarer Gedanke darin, sachliche Auslegung des Bibelwortes, ein sachlicher Vergleich. Und der Mann war ein Hofprediger. Die ganze Epik früherer Jahrhunderte steht vor uns auf! Und ihm stehen gegenüber irgendwelche moderne Hofprediger-Sammlungen, klassisch in der Form, prangend im Wortgeklingel, scharfgeschliffen in der Antithese, zwischen Donnern und Flüstern und getragenem Pathos einherschreitend, daß man eins ist darüber: Ein Prediger, wie wir ihn noch nie gehört haben! Und nicht ein Gedanke von seinen Reden bleibt, weil wenige darin waren, weil man ihn sich auch von vornherein mehr nahm, um solche scharfgeschliffene Form zu hören. Aber es ist Gefühl, Lyrik, Ästhetik. Die Epik ist gewichen. Es ist dieselbe Erbauung, die zur gleichen Zeit andere suchen, wenn sie sich in der Natur im Walde erbauen, wenn der Musikliebhaber Karfreitag Morgen zu Haus bleibt, Karfreitag Nachmittag aber an Händels Messias sich erbaut, oder wenn der Architekt zum Schluß sich an den Formen des Gotteshauses erbaut hat. Selbstverständlich sind das alles auch Erhebungen und Erbauungen, aber ästhetische, keine religiösen. Den so nötigen Faktor seiner Sünde, deren Kenntnisnahme dem Menschen absolut notwendig ist, lernt er im Walde und in der Karfreitagspassion nicht kennen.

Die genannten lyrischen Formen heutiger Religion bedeuten die Bereicherung eines unfruchtbaren Gefühlslebens, damit eine tatsächliche Bereicherung aber nur sehr relativ.

Wie oft versucht man, unsere Bauernreligion, von der man das eine merkt, daß sie anders ist, wie unsere Stadt- und Kulturreligion, zur Erklärung doch immer wieder in gerade deren Schemata einzuspannen. Der Bauer sei Rationalist, sei Pietist, sei ein Supranaturalist! Er ist das nie gewesen. Gewiß, er hat zu allen Zeiten Pastoren aus ursprünglich allen diesen Richtungen gehabt, die jeweilig besonders stark auf ihn eingewirkt haben. Er selbst hat aber solchen Arten nie angehört, die eben alles Kulturarten gewesen sind, dazu, was zu beachten ist, doch alles meist Katheder-arten. Bauernreligion war zu allen Zeiten etwas anderes, etwas

wesentlich von Erde, Himmel und Wald abhängiges, ein Gebilde, wie es in Stadtmauern überhaupt nicht entsteht, hart, praktisch, gefühlsknapp, gesunder, als alle obigen Arten, die unsere Dogmengeschichten aufführen, vor allen Dingen aber stets stark mittelalterlich, stark episch. Eine Wind- und Wetterreligion, wie man's wohl kurz gesagt hat, aber kein Rationalismus und kein Pietismus.

21. Alte und neue Bibelsprüche.

Es ist auffallend und tritt einem immer wieder nahe, wie instinktiv und wie mit Fleiß unsere Kultur aus der Bibel sich, wo sie solche nötig hat, die milden und weichen Bibelsprüche heraussucht und die harten liegen läßt. Sie ist selbst schuld, daß sie auf die Weise oft zum Schluß ein Christentum zurechtmacht, und den Menschen zumutet, von dessen Süßlichkeit und Sentimentalität sich ernste Christen abwenden.

Man vergleiche die Worte der großblumigen vielverbreiteten sog. Spruchkarten an christlichen Zimmerwänden. Wir schreiben eine Anzahl derselben her:

„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln,"
„Siehe, ich bin mit dir und will dich behüten,"
„Eben-Ezer, bis hierher hat der Herr geholfen,"
„Der Herr segne dich und behüte dich,"
„Fürchte dich nicht, ich bin mit dir,"
„Der Herr dein Gott wird dich lieben und segnen,"
„Meine Gnade soll nicht von dir weichen,"
„Ich habe dich je und je geliebet,"
„Siehe, ich bin mit euch alle Tage bis an der Welt Ende,"
„Es sollen wohl Berge und Hügel weichen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen," usw.

Es ist diese Art nicht das gesamte Inventar der Karten. Es ist nur die Hälfte. Es sind die allerweichsten. Aber es ist die Frage, ob es nicht die allerbeliebtesten sind! Und was für einen Tiefstand religiöser Weltanschauung vertreten sie in

solcher Einseitigkeit! Der Mensch kann unter Umständen nicht indifferent genug, nicht in religiöser Beziehung interesselos genug sein: Gott geht ihm nach! Gott geht mit ihm mit Hilfe, Schutz und Pflege, wenn auch der Mensch noch soweit entfernt ist, mit seinem Gott zu gehen. Kein Gedanke daran, kein Wort der Mahnung darauf hin, welches die Pflichten der Menschen sind! Man gestatte den Vergleich, aber er paßt: Es ist ein Verhältnis wie das einer Henne zu Entenküken, deren Eier man ihr untergelegt hat. Die jungen Tiere erkennen nach acht Tagen, daß ihre Welt eine völlig andere ist, wie die ihrer Mutter. Sie fressen Würmer, die die Mutter nicht mag, sie können schwimmen, wo die Mutter ratlos beisteht, sie laufen, wenn's regnet, ins Nasse und in die Pfützen, die Alte läuft ins Trockene. Und sie verachten die Mutter! Echte Hühnerküken laufen hinter ihrer Henne. Sie laufen von ihr, suchen sich ganz ihre eigenen Pfade und überlassen es der Mutter, ob sie nachfolgt oder zurück bleibt. Und diese, schmerzlich getroffen von dem traurigen Erlebnis, folgt überall nach, markiert überall das Mutterverhältnis, hilft, wo man nochmal Hilfe von ihr annehmen will. Man denkt an die Stellung eines spanischen Obersten in einem fortwährend zur Meuterei neigenden Regimente.

Viel anders steht Gott in solchen Bibelsprüchen nicht da: Ein Haus, das sich sozusagen in nichts zu Kirche und Gottes Wort hält, hat nichts dagegen, daß über seiner Tür der Spruch hängt: „Meine Gnade soll nicht von dir weichen!"

Wie gesagt, diese Klasse von Spruchkarten ist nicht die einzige. Aber die andere Hälfte ist nicht viel lobenswerter. Die zweite Hälfte umfaßt die Sprüche, in denen der Mensch allerdings zu etwas Gegenleistung aufgefordert wird solchem Meere von Güte gegenüber. Aber seine gesamte Gegenleistung sind Worte des Lobes und Dankes und des Sichanvertrauens. Damit ist seine Arbeit und damit ist das Inventar der Sprüche überhaupt mehr oder weniger erschöpft.

„Lobe den Herren, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen,"
„Es ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken,"
„Gedenke an den Herrn in allen deinen Wegen,"
„Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden,"

„Lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er dir gutes getan hat,“

So für das Danken und Loben. Und für das Sichanvertrauen an solche Vaterliebe:

„Die auf den Herrn hoffen, kriegen neue Kraft,“
„Befiehl dem Herrn deine Wege,“
„Alle eure Sorgen werfet auf Ihn,“
„Herr, laß deine Güte und Treue allewege mich behüten.“
„Bei Gott ist mein Heil und meine Zuversicht,“ usw.

Damit ist, wie gesagt, die Liste dieser Sprüche ungefähr erschöpft. Hier und da vielleicht noch ein etwas ernsteres Wort! Von einem kräftigen Zurechtsetzen des Menschen, von einem Worte an seine sündige Seele aber ist keine Rede! Das Wort Sünde, gar der Name einer einzelnen besonderen Sünde paßt wieder nicht an die moderne Zimmertapete. Und wenn die Hausbewohner in Hoffart und Ehebruch mit beiden Füßen ganz anders drinstehen, wie je ihre Vorväter: Die Dinge gehören nicht an ihre Wände.

Es würde nicht schwer sein, dieselbe Beobachtung bei allen Gelegenheiten zu machen, bei denen sonst der Bibelspruch in die Öffentlichkeit tritt. Man vergleiche die üblichen Beerdigungs- oder Trautexte. Es wird ebenso in ihnen alle Härte vermieden, alles Weiche bevorzugt. Wir wollen nicht näher darauf eingehen. „Nun hebe an zu segnen das Haus deines Knechtes. Denn was du, Herr, segnest, das ist gesegnet ewiglich!“ „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!“ „Wer eine Ehefrau findet, der findet Gutes und bekommt Wohlgefallen vom Herrn!“ Das ist der beliebte und gewünschte Tenor in Heiratssprüchen. „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern!“ „Weiter, lieben Brüder, was wahrhaftig ist, und ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach!“ erzeugen Nasenrümpfen. Noch härteres fehlt.

Kaum, daß in Konfirmandensprüchen, wo man doch etwas härter und offener vorgehen kann, der Ton eine Nuance härter gewählt wird. „Halt im Gedächtnis Jesus Christ, der auferstanden ist von den Toten!“ „Suchet den Herrn, weil er zu finden ist, rufet ihn an, weil er nahe ist!“ „Laß dir an meiner Gnade

genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig!“ darüber geht es auch an dieser Stelle kaum hinaus. —

Es fällt einem auf, wenn man das erste Mal nach Oberitalien kommt, wo vom frühesten Christentum an das ganze Mittelalter hindurch Massen von Kirchen, Klöstern und Profanbauten in ähnlicher Weise den Bibelspruch benutzen, in wie völlig anderer Weise es geschieht. Ob man die alte Kathedrale von Aquileja darauf hin mustert, das einzige Gebäude, das die Hunnen bei der Zerstörung der Stadt verschonten, und das 1042 seine letzte Reformation erlebte, ob wir an die Wandsprüche aus der Renaissance in Lionardos Abendmahlssaal denken, immer von neuem macht der Beobachter dieselbe Bemerkung. Biblisches Gut, was heute unbenutzt liegt, wird immer von neuem verwandt, heute verwendetes bleibt liegen.

Es ergibt das aber zum Schluß eine völlig andere Weltanschauung! Wir können beliebig ein Beispiel herausgreifen, etwa aus den letzten Kapiteln des Römerbriefes die bekannten gewaltigen Kernsprüche: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen!“ „Ist es möglich, soviel an euch ist, habt mit allen Menschen Frieden!“ „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem!“ „Seid niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch untereinander liebet!“ „Was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde!“ Oder weiter aus den letzten beiden Kapiteln! „Wir sollen nicht Gefallen an uns selber haben, denn auch Christus nicht an sich selber Gefallen hatte!“ „Es stelle sich aber ein jeglicher also, daß er seinem Nächsten gefalle zum Guten zur Besserung!“ „Ich will aber, daß ihr weise seid aufs Gute, aber einfältig aufs Böse!“ Man könnte ebenso die sämtlichen paulinischen Briefe und zum Schluß das ganze Alte und Neue Testament durchmustern. Man denke an das Buch Sirach! Wer kennt das denn überhaupt! Schiller und Goethe sind doch Flachköpfe dagegen. Also alle solche Bibelworte, die die heutige Zeit vernachlässigt, hat jene frühere Zeit an ihren Wänden verwertet.

Welchen nicht zu unterschätzender Wert hätte es, wenn auch wir zur steten Überlegung es bis heute in unseren Stuben an den Wänden stehen hätten: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern

haltet euch herunter zu den Niedrigen!“ „Wir sollen nicht Gefallen an uns selber haben, denn auch Christus nicht an sich selber Gefallen hatte!“ Wir wissen aber selbst, wie himmelweit wir davon entfernt, wie himmelhoch wir über solche Mahnungen erhaben sind! Solche Worte, wenn man sie ihm nur böte, würden manchen Tüchtigen, der die Bibel nicht kennt, wieder an sie heranziehen. Statt dessen machen wir uns die Bibel als ein süßliches Buch zurecht. Aber man irre sich nicht: Gott läßt sich nicht spotten. ‚Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.‘

Man kann es so ausdrücken: Die eigenartige einfache Tiefe der Bibel ist uns verloren gegangen. ‚Schlecht und recht regiere mich‘! Einfachheit und Gewissenhaftigkeit regiere mich! Wie tief gesagt! Wie einfach! Wie richtig! Wie klassisch! Aber das Wort kennt niemand. ‚Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen!‘ Wie richtig! Gegen einen frischen tüchtigen Zorn will Paulus nichts einwenden. Er hat ihn wohl auch selbst gehabt. Aber das richtige Ende finden dabei! Das Gefühl für das rechte Maß dabei! Es soll auch von einem Zorntage auf jeden Fall heißen: Ende gut, alles gut! Gar auf keinen Fall soll der Mensch andern morgens wieder mit seinem Zorn aufstehen! Oder über Pauli Rechtfertigungs- und Versöhnungslehre wird ein endloses gestritten und geschrieben und zum Schluß ihm womöglich die Alternative gestellt: Hat er das Evangelium Christi festgehalten oder hat er es verschlechtert?! Der schwächliche moderne Mensch, den solche Alternativen stellt! 2. Kor. 11,26: ‚Ich habe oft gereiset. Ich bin in Gefahr gewesen zu Wasser, in Gefahr unter den Mördern, in Gefahr unter den Juden, in Gefahr unter den Heiden, in Gefahr in den Städten, in Gefahr in der Wüste, in Gefahr auf dem Meer, in Gefahr unter den falschen Brüdern.‘ Achtmal in einem Verse das Wort ‚Gefahr‘! ‚Ich habe dreimal Schiffbruch erlitten, Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Tiefe des Meeres!‘ Und wie die Worte dort vorher und nachher heißen! Hier steckt der Mann Paulus, stecken die Tiefen und Höhen dieses Mannes. Es ist die Art des theoretisierenden Menschen von heute, der davor schaudern würde, ein paar nächtliche Stunden allein über Land zu gehen, von all solcher Leistungs-

fähigkeit abzusehen und eine Doktrin zum entscheidenden ‚Ciceri' zu machen. Die einfache Tiefe der Bibel ist uns verloren gegangen.

Es ist ebenso der Fall mit sekundären, von ihr abgeleiteten religiösen Stücken. Unsere Liturgien sind zurzeit besonders unbeliebt, als rückständig, mittelalterlich, von jedem modernen Zeitgeiste überholt! Aber man betrachte doch irgend eine Trauungsliturgie: ‚N. N. Ich frage euch an Gottes Statt: Wollet ihr die gegenwärtige N. N. als euer eheliches Gemahl haben, mit ihr nach Gottes Befehl und Willen zu leben!' Also nicht nach eigenem Gutdünken, nicht nach Goethe und Nietzsche! Wenigstens wird solchem Zusammenleben von vornherein keine Aussicht auf besonderen Erfolg mitgegeben! Die Frage, ob das eine Ehe im eigentlichen Sinn sein könnte, würde vielleicht nicht ohne weiteres bejaht! Ein Zusammenleben würde es sein, selbstverständlich, auch eventuell eines auf relativ hoher Basis, aber ob eine Ehe im ursprünglichen Sinn, da, wo es heißt, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei? ‚Sie zu lieben in Heiligung und Ehren, sie in Treuen zu meinen, in keinem Kreuz noch Widerwärtigkeit von ihr zu lassen, euch auch nicht von ihr zu scheiden, es sei denn, daß euch der Tod scheide!' Welche Tiefe, welche Voraussicht der Zukunft, welche richtigen Maßnahmen für sie in den Worten ‚in keinem Kreuz und Widerwärtigkeit von ihr zu lassen'. Welche tiefsinnige Unterscheidung zwischen ‚Kreuz' und ‚Widerwärtigkeit'. ‚Ist solches euers Herzens Wille und Meinung, so bekennet es allhier usw.' Also meint all dergleichen nicht nur euer Kopf, eure augenblickliche Laune, euer Mund, sondern euer Herz?! Gewiß, man kann ja an all dergleichen unachtsam vorübergehen. Öffnet man aber einmal die Augen, dann: ‚Welch eine Tiefe des Reichtums!' wie Paulus gelegentlich sagt! Oder man nehme einiges aus den sonstigen Lektionen bei der Trauung. ‚Der Mann ist des Weibes Haupt, gleich wie Christus ist das Haupt der Gemeinde. Und er ist seines Leibes Heiland!' So also soll er ein Herr, ihr Herr sein! So wie Christus ein Herr war über die Gemeinde und ihr Heiland! So soll der Mann ein Herr sein über das Weib! Nicht im Goetheschen oder Nietzscheschen oder eigenen, selbstzurechtgemachten Sinne! Wenigstens dann will die Kirche wieder für kein Gelingen einer solchen sogenannten Ehe aufkommen! ‚Und wie die

Gemeinde Christo ist untertan, also auch die Weiber ihren Männern!' Also so, nur so, so ganz, aber auch nur so sollen sie untertan sein! Oder ‚Ihr Männer liebet eure Weiber, gleichwie Christus geliebt hat die Gemeinde und hat sich selbst für sie gegeben!' Zu solchem Opfer bereit soll die Liebe das Mannes sein, dann will die Kirche für Segen einstehen! Es wird jeder immer von neuem zugestehen müssen: Welch eine Tiefe des Reichtums! Die eigentümliche Tiefe der Bibel und ihrer Derivata ist uns verloren gegangen. Wir behandeln sie seit zweihundert Jahren mit Textforschung und Kritik. Das können wir aber auch mit Shakespeare oder Raffael. Die sind ebenso zusammengesetzt und ebenso oft übermalt. An der eigentlichen Eigenart der Bibel gehen wir aber vorbei. Denn hier liegen die Punkte, wo es zu Tage tritt, was moderne Zeiten nicht können! Luftschiffe erfinden können wir. Aber man lasse eine Kommission moderner Professoren und Pfarrer zusammentreten und eine neue Trauungsliturgie, eine einzige neue Kollekte anfertigen, was sollte wohl daraus werden! Was für Flachheiten!

Oder vergleiche jemand die alten Gebetbücher, die bis zur Stunde unseren Gesangbüchern angehängt sind! Man nehme ein ‚Gebet der Eltern für ihre Kinder.'

„...Beselige sie mit deiner wahren Erkenntnis, laß sie in dem wahren, seligmachenden Glauben und in aller Gottseligkeit aufwachsen und darin bis ans Ende verharren. Gib ihnen ein gläubiges, gehorsames, demütiges Herz, auch Weisheit und Verstand, daß sie wachsen und zunehmen an Alter und Gnade bei dir und den Menschen. Pflanze in ihr Herz die Liebe deines göttlichen Wortes, daß sie seien andächtig im Gebet und Gottesdienst, ehrerbietig gegen die Diener des Wortes und gegen jedermann, schamhaftig in Worten, treu in Werken, fleißig in Geschäften, glückselig in Verrichtungen ihres Berufes, verständig in allen Dingen, sanftmütig und freundlich gegen alle Menschen. Laß uns nicht Unehre und Schande, sondern Freude und Ehre an ihnen erleben, daß durch sie auch dein Reich vermehrt und die Zahl der Gläubigen groß werde, daß sie auch im Himmel um deinen Tisch her sitzen mögen als die himmlischen Ölzweige, die dich mit allen Auserwählten ehren, loben und preisen mögen."

In einem Bergwerksgebet ist erst eine halbe Seite lang von Erz und Silber die Rede, von Ein- und Ausfahrt der Bergleute. Man denkt, wie wird sich der Gedankengang noch zum Himmel wenden?! Da schließt das Gebet: „Vor allen Dingen aber“ — die Hauptsache! „laß den edlen Schatz deines reinen Worts und Sakraments bei uns bleiben, daß wir allesamt endlich unsere Ausfahrt aus den dunklen Gängen dieser Erde mit Freuden halten. Amen“. Wir sagen ganz in jeglichem Ernste: Was will man mehr!? Man lese im Vergleich dazu moderne Andachtsbücher, d. h. wirklich moderne Neuschöpfungen, keine Zusammenstellungen aus altem Gut. Wie arm sind sie!

Man muß es seit zweihundert Jahren unserer gesamten Arbeit an der Bibel zum Vorwurfe machen: Die eigentliche Tiefe der Bibel ist uns verloren gegangen! Es gilt unseren Kathedern, es gilt unseren Kanzeln! Und was helfen diesem Verlust gegenüber alle Bereicherungen?! Freilich, diesem Verlust abzuhelfen, wie schwer würde das sein! Die ganze Tradition solcher Bibelkenntnis, der gesamte reiche Schatz derselben ist verloren gegangen. Den könnte ein Geschlecht gar nicht gleich wiederfinden. Wir haben ganz die Art verloren, den Bibelspruch so zu betrachten. Es gilt unseren Kanzeln, besonders Stadtkanzeln, die man solange kujoniert hat, bis sie davon abgelassen haben. Es gilt unseren Kathedern die aus vielem etwas zu machen verstehen, aber nicht aus dem Bibelspruch. Wie hat man noch vor zwei Jahrhunderten das verstanden!? Man vergleiche Luther oder Herberger oder Scriver oder Heinrich Müller oder selbst den berüchtigten Johann Gerhard. Unsere theologische Wissenschaft will führen, aber seit zwei Jahrhunderten ist ihr die Hauptsache aus der Hand geglitten.

Gewiß, es geht uns noch nicht wie dem Franzosen, der über alles lächelt: ‚Bibel — pah! Gott — pah!‘ Aber wir sind auf bestem Wege dazu hin, wenn wir nicht das fester fassen, was uns überliefert ist. Die Bibelsprüche, die wir heute noch von der Bibel gebrauchen, dienen eigentlich nur zu ihrer Kompromittierung. Wir machen sie zur Krankenkost und muten die dann Gesunden zu. Und die wollen dann nichts davon wissen.

‚Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!‘ ist ein wohlbegründetes Gebet. Aber das braucht nicht zu geschehen. Gott muß das nicht

tun! — ‚Ich muß mit allen Parteien halten! Gleiches Recht und gleiches Licht für jede derselben!‘ erklärt jeder leitende Minister, erklärt jeder Bürgermeister. Was aber soll dabei herauskommen? Wie soll das enden?! Der Mensch soll sich zu Gott halten. Und gegen jede Partei, die davon nichts wissen will, soll er angehen, wie Paulus gegen die Feinde Christi anging! Das ist die einzig richtige Stellung! Nur und allein auf die Weise wird Deutschland nicht zu Grunde gehen! Sonst werden ‚gott-lose‘ Bürgermeister und ‚gott-lose‘ Minister unser Land eines Tages ebenso sicher zu Grunde richten wie jeder gottlose Sozialdemokrat. Wenn ein Strauch im Walde fällt, was macht das? Wenn aber ein großer, gewaltiger Baum stürzt, wieviel reißt der im Fallen mit sich! ‚Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!‘ Gott erhalte uns dabei und Deutschland selbst erhalte sich dabei. Sonst wird es nicht lange auf seine letzte Stunde zu warten brauchen. Das ist ganz gewiß! Wer den Bibelspruch hintansetzt, bleibt nicht lange auf guter Bahn. Ganz gewiß nicht!

22. Wunder und Naturgesetz.

Der Text und die Erklärung des zweiten Artikels im lutherischen Katechismus zeigen uns in selten charakteristischem Gegensatz den Kontrast zweier verschiedener Zeitalter, die, durch Jahrhunderte getrennt, ebensosehr geistig verschieden waren. Und zwar tritt die Verschiedenheit gerade hauptsächlich in bezug auf den Punkt in die Erscheinung, den die Überschrift nennt: Wunder und Naturgesetz! Es ist nicht schwer, das zu erkennen. Man setze den aus dem 3. bis 5. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung stammenden ersten Teil des Artikels mit seinem 1529 entstandenen zweiten in Gegensatz: Die ganze Luft, die beide durchzieht und charakterisiert, ist eine fast grundsätzlich verschiedene. Das eine Mal ist das Wunder eine ganze Hauptsache, an der sich sichtlich das Gemüt des Gläubigen ganz besonders erfreute. Das andere Mal ist seine Bedeutung nicht gerade erstorben. Aber um ganz anderer Punkte willen ist

in der Hauptsache doch die Erklärung geschrieben, wie der Text. Man vergleiche rein quantitativ, was rein prozentmäßig der Text in bezug auf dieses Kapitel bietet, was die Erklärung. Es stehen einander gegenüber das eine Mal 60 % des Ganzen, das andere Mal 10 bis 20 %. So hat sich von der Zeit, die die ersten kirchlichen Glaubensformeln schuf, bis zu Luther hin, der sie erklärte, das Gewicht gerade dieses Kapitels verschoben. Es stehen einander gegenüber, leicht herauszuschälen, das eine Mal die Sätze: „Der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, niedergefahren zur Hölle, aufgefahren zum Himmel, sitzend zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten". Und das andere Mal in der doppelt so langen Erklärung die doppelt so kurzen: „Wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, auferstanden von den Toten!" Das ist alles! Nichts von Höllenfahrt! Nichts von Himmelfahrt, nichts vom Sitzen zur Rechten Gottes, nichts vom jüngsten Gericht! Halb so viel in einer doppelt so langen Ausführung! Und dazu noch genau alles, ist zu beachten, aus seiner früheren Stellung in Hauptsätzen in Nebensätze und Appositionen hineingeschoben! Der Gegensatz des 3. bis 5. Jahrhunderts, dem das Wunder eine ganze Hauptsache des Lebens war, zum 16., das sehr anders darüber bereits dachte, für das es anderen Punkten gegenüber bereits weniger wichtig geworden war, ist wohl selten schärfer und zugleich in populärerer Form gegeben worden.

Die moderne Zeit von heute ist Schritt für Schritt auf diesem Wege weiter gegangen. Wir besitzen, wie alle späteren Zeiten, wieder einige letzte jugendliche Neutriebe, wie wenn der Apfelbaum in einem warmen Herbst noch einmal anfängt zu blühen und Früchte anzusetzen. Solche Richtungen geben auf einmal wieder vor, wie das Kind, an Märchen und Wunder zu glauben. Abgesehen von solchen Septembertrieben, die nichts zu besagen haben, hat unsere Hochkultur und Moderne mit ihrer Ansicht über dies Kapitel aber abgeschlossen. Sie glaubt nicht daran, in keiner Weise daran. Das straffste Naturgesetz ist ihr Gebiet. Jede Folge muß ihren Grund, jeder Grund seine Folge haben.

Sie gründet sich, bewußt oder unbewußt in der Erziehung auf diejenige Weltanschauung, die seiner Zeit klassisch bekanntlich Kant zum Ausdruck brachte. Es ist bekannt, in der gibt es kein Wunder, in der gibt es nur Naturgesetz. Es ist der Menschenseele unabänderlich eingeboren und angeboren, im Schema der Kausalität zu denken. Bei irgend einer Folge von ihrer Ursache, bei irgend einer Ursache von ihrer Folge abzusehen, bedeutete rundweg eine Vergewaltigung derjenigen Eigenart, wie sie bei jedem gesunden und normalen Exemplar der Gattung Mensch sich von neuem als angeborene Mitgift wiederfindet. Anders denken hieße sich selbst verleugnen. Es hieße seine eigenen Naturtriebe und Grundinstinkte verkennen. Die bekannten Anschauungsformen und die zwölf sog. Kategorien bilden den Aufzug, in den hinein als Einschlag der Mensch alle seine Vorstellungen bilden muß. Und die Kausalität ist eine dieser Kategorien. So wenig der Mensch sich etwas denken kann, abgesehen von Raum und von Zeit, so kann er gegebenenfalls ebensowenig überhaupt loskommen und abstrahieren von dem Schema Grund und Folge.

Indes Kant würde wahrscheinlich der erste gewesen sein, wird man sagen dürfen, der, falls der Gedanke damals überhaupt bereits erörtert gewesen wäre, auf die Fußnote eingegangen wäre, daß diese gesamte Beschreibung des Menschen und seiner ihm angeborenen Eigenart nicht den Menschen überhaupt betroffen hätte. Es gab damals, wie bekannt, erst nur sehr in ihren Anfängen die Ethnographie mit ihren Schwesterwissenschaften. Mit ihr oder ohne sie aber ist es klar, daß der Philosoph mit seinen Erwägungen doch auf keinen Fall den Menschen überhaupt beschrieben hat, und wie gesagt, das auch kaum wohl selbst so gewollt hat.

Es ist klar, Kant hat nur in jeder Weise beschreiben wollen den Menschen seiner Zeit oder den Menschen des Jahrhunderts vorher und nachher. Auf den passen seine Darlegungen und Denkschemata.

Aber sie passen nicht auf jeden Menschen. Man wird sagen dürfen, Kant selbst würde diese Fußnote, wenn man sie damals gefordert hätte, gemacht haben.

Also seine geistvolle Naturgeschichte unseres Geschlechtes paßt nicht auf alle Zeiten. Man könnte wahrscheinlich noch andere

Kategorien finden, von denen sich dasselbe sagen ließe. Bleiben wir bei der der Kausalität stehen!

Vergegenwärtigen wir uns all die starken religiösen Erscheinungen des Mittelalters von der Art der Katharina von Siena, des heiligen Franz oder der Jungfrau von Orleans, die alle durch Erscheinungen des Gekreuzigten oder der Gottesmutter vorwärts getrieben wurden auf ihren Bahnen! Wollen wir kurzerhand alle diese Figuren, welche sämtliche späteren, moderneren doch rundweg an Gesundheit und Energie um Hauptslänge überragen, damit abtun: Sie haben beruht alle auf Betrug oder Selbstbetrug? Es möchten uns die Worte während ihres Aussprechens auf der Zunge versagen. Wir fühlen, wie völlig unmittelalterlich, wie einseitig modern und damit wie unangebracht für den speziellen Fall wir so denken würden. „Denn was man so den Geist der Zeiten heißt, das ist zumeist der Herren eigner Geist!“ Wollen wir sagen: Die Menschen konnten keinen Gekreuzigten da und da sehen?! Die mußten sich sagen: Wo Luft ist als Grund, kann nicht als Folge an derselben Stelle einen Augenblick später der faktisch Gekreuzigte oder auch nur ein Bild desselben sein!?? Sie mußten sich nicht so sagen: Alles Mittelalter war entschieden nicht so konstruiert. Allem Mittelalter war die Naturnotwendigkeit zwischen Grund und Folge keine solche. Allem echten Mittelalter konnte entschieden ohne Grund plötzlich als Folge irgendwo irgendwie der Gekreuzigte vorhanden sein. Das war ihm nicht Unnatur, sondern Natur. So lagen die Dinge und nicht anders!

Nehmen wir doch ähnliches aus ähnlichen Anschauungen! Wollen wir sagen, in aller Märchen- und Sagenwelt sind die zahllosen grundlosen Folgen und folgenlosen Gründe eigentlich gegen die Natur ihrer Dichter gewesen?! Die Dichter aller Volkspoesie sind ausnahmslos erwachsene Leute. Wollen wir sagen, ihre Poesien seien im letzten Grunde jede einzelne eine Vergewaltigung ihres Inneren, ihrer darin vorhandenen Kantschen Kategorie der Kausalität gewesen?! Soll das ernstlich unser letzter Schluß sein?! Doch wohl mit nichten! Die Dinge werden doch gewiß wieder so liegen: Sie haben die Kategorie nicht gehabt! Es werden die Dinge zu einer solchen Vergewaltigung, wenn der heutige Kulturgroßstädter sich hinsetzt, um ein Märchen zu schreiben. Dieser weiß, was er

schreibt, ist nicht Wahrheit. Er glaubt es nicht und er verlangt von seinen Lesern nicht, daß sie es ihm glauben sollen. „Es war einmal" ist bei solch einem archaistischen Dichter eine Unwahrheit. Er weiß, was er erzählen will, das war nicht einmal! Bei dem echten archaischen Märchen- und Sagendichter aber ist es Wahrheit. Der glaubt selbst daran und verlangt, daß seine Zuhörer daran glauben. Sein Großvater hat den betreffenden Helden noch gekannt gehabt! Das eine Mal also wird die Kategorie der Kausalität zeitweise von dem Erzähler außer acht gesetzt: Was er schreibt, schreibt er wider seine Natur. Das andere Mal ist sie nicht vorhanden: Die echte alte Riesensage mit ihren Unmöglichkeiten und Wundern ist der Art ihres Erzählers gemäß.

Es ist im letzten Grunde dasselbe, wie wenn das moderne katholische Schwarzwalddorf zusammenläuft, weil im blühenden Kirschbaume sich die Mutter Gottes zeigt und der Polizeileutnant dazu kommen muß und die Leute zum Auseinandergehen bewegen, weil da nichts weiter wie ein blühender Kirschbaum ist. Er hält die Leute für tolle Bauern, und die wiederum glauben ihm doch nicht, was er sagt. Die Ursache ist: Der eine lebt mit Grund und Folge, der andere ohne sie.

Jedermann kann solche in der Beziehung anders wie wir konstruierte Eigenart erkennen und verfolgen am besten an aller echten Jugend in seiner Mitte. Jeder weiß, alle solche Jugend, sobald sie, wie gesagt, nur echt ist, nicht vorzeitig durchsetzt und durchseucht ist von Altersprinzipien, lebt ebenso ohne Grund und Folge. Unendlich früh wird nur immer bei uns alle Jugend zum Alter hinübergeleitet und damit ihrer Eigenart entfremdet. Das Bauernmädchen streitet ernsthaft mit dem Stadtmädchen, sie habe den Satan in der Flamme von ihrem Herdfeuer in die Höhe fahren sehen. Über so etwas ist dieses natürlich erhaben. Ganz unnatürlich früh flüstern hundert Stimmen bei jeder Wundergeschichte uns ins Ohr: Das ist aber nun alles nicht wahr! Das wird alles nur so erzählt! Echte Jugend würde ohne solche Weisheit aus einer völlig anderen Weltanschauung ganz erheblich später erst auf dergleichen kommen.

„Gewiß! Das alles in Ehren!" so pflegt unsere Hochkultur die Diskussion über diese Punkte regelmäßig abzuschneiden,

„Gewiß haben andere Jahrhunderte anders darüber gedacht und denken noch heute auch ganze Volksschichten, denkt alle Jugend nach anderen Kategorien über sie, wie wir! Aber es handelt sich doch nun um die tatsächliche Lage der Dinge! Man mag ja denken über Grund und Folge, wie man will, aber tatsächlich vorhanden gewesen sind sie doch auch damals und dort. Die damalige wunderhafte Weltanschauung ihrer Art nach war doch entweder ein Irrtum oder eine Phantasie. Recht, wirklich recht hat doch nur die heutige!"

Man kann nicht deutlich genug darauf hinweisen: So liegen eben die Dinge nicht. Kant hat aufs deutlichste vor allem eben jederzeit darauf hingewiesen: Die Kausalität ist nichts, was an sich existiert, außerhalb der Menschenseele. Sie existiert nur und allein in der Menschenseele. Und damit haben dann ebenso andere Zeiten ihr Recht, in denen sie noch nicht in der heutigen Weise in ihr entwickelt waren!

Die nach diesem Schema denkende Seele steht an diesem Punkte also durchaus nur als gleichwertige Erscheinung neben der nicht nach ihr denkenden. Janicht wird sie folgern dürfen, sich als vollendeten Zustand jenes als eines unvollendeten zu betrachten. Es käme sonst leicht auf den Streit hinaus: Fünfzig Augen sehen ein braunes Buch vor sich liegen, und jedes sieht es eine Nuance anders. Welches hat Recht?! Oder dem Erwachsenen schmeckt ein Gericht, dem Kinde schmeckt es nicht. Wer hat recht?! Es gibt Zeiten, denen das Wunder eine Kleinigkeit ist, und Zeiten, denen es zur Begebenheit wird, über die es einfach nicht wegfinden kann. Recht haben die einen nicht eine Spur mehr vor den anderen. Es sei denn das Recht, das alle Jugend vor allem Alter hat.

Sehen wir die Sache wieder einmal von der anderen Seite, von der Geschichte unserer eigenen Person aus an. Jedes Kind, darüber braucht nichts weiteres gesagt zu werden, ein Blick in jede Kinderstube genügt, fängt mit einem Leben in einer Welt von Zeichen und Wundern an. Ein Stock ist dem Mädchen seine Puppe, ein anderer dem Knaben sein Pferd. Durchaus ernsthaft reden und verkehren sie mit den zwei Stöcken. Dann kommt die Schule, diese Erfindung, dieses stete Werk des Alters. In der gibt es keine Wunder, in der herrscht das Naturgesetz. Die biblischen

Wunder haben als einzige ihrer Art unendliche Schwierigkeit, gegen dasselbe sich dürftig am Leben zu erhalten. Altersluft erstickt acht Jahre lang Jugendluft. Aber die Schulzeit geht vorüber. Und wir sehen beim Jüngling wie bei der Jungfrau noch einmal die volle Jugendart anbrechen. Noch einmal fängt eine Zeit der Träumerei an. Mit aller Kraft wird das jüngst gelernte Naturgesetz wieder verachtet und beiseite geworfen. Es fängt noch einmal eine Zeit der Zeichen und Wunder für beide an. Mehr oder weniger schreiten sie alle wie die Jungfrau von Orleans durch eine Reihe von Jahren hin, bis in der Liebe jedem Mädchen sich sein Siegfried naht, jedem Jüngling seine Kriemhild! Das Alter schüttelt über alle solche Verkehrungen der Wirklichkeit sein ergrautes Haupt: Einst waren ihm alle solche Dinge genau dieselben Realitäten, die ihm jetzt so ganz andere sind. Die Welt der Jugend hat dasselbe Wirklichkeitsrecht für sich vor dem Forum der Jugend, wie die Welt des Alters ein solches vor dem Forum des Alters hat. Welche von beiden ist die wahrhaftig wirkliche? Sie sind es absolut beide.

An die Wunderjahre in unserem eigenen Leben denken wir stets sogar gern zurück. Es waren Höhepunkte in unserem Leben, diese idealen Zeiten. Und an die Wunderzeiten seines Volkes will man nicht glauben? Das sollen keine idealen Zeiten gewesen sein?!

23. Bibel und Zeitung.

Weshalb kann man die beiden miteinander vergleichen? Weil sie beide nacheinander neben der Morgenmahlzeit der Familie gelegen sind, vorzeiten die eine, heute die andere.

Greifen wir einen Einzelfall aus dem Leben der Zeitung heraus.

Es ist noch in Aller frischester Erinnerung, wie vor Jahresfrist fast unsere gesamte Presse einen noch nicht dagewesenen Sturm gegen Kaiser, Thron und Monarchie organisierte. Als Ausgangspunkt waren eine Anzahl von Privatäußerungen genommen, die Se. Majestät zu verschiedenen Zeiten auf seinen Reisen in

England getan hatte. Das ganze war zu einem Gesamtbilde von Indiskretion verarbeitet. Und es gelang, wie es noch kaum je gelungen ist, durch die gesamte Presse und durch die gesamte Bevölkerung Deutschlands einen Sturm der Entrüstung gegen den obersten Landesherrn hindurchzujagen. Jeder konservative Landrat schüttelte den Kopf, jeder Politiker kanzelte seinen Kaiser ab wie einen Schulbuben, und die abgelegensten Bauern auf ihren Dörfern waren überzeugt davon: ‚Wat 's dat 'n slechten Keerl!‘ Man kann unfraglich sagen, ein solcher Angriff auf die Monarchie war in Deutschland noch kaum dagewesen. Der größte Erfolg dabei aber war noch der, daß eigentlich jede Stimme niedergehalten blieb, die den Verdacht aussprach, das Ganze könne alles auch sehr wohl nichts wie Mache sein, die Aufmerksamkeit Deutschlands auf irgend einen Nebenpunkt zu lenken, um sie von irgend einem kritischen Hauptpunkte abzulenken!

Die Presse als Dienerin, als Instrument, als Handwerkszeug der Großfinanz! Die Großfinanz organisiert die Kriege, um durch vorheriges Heben und Drücken der Papiere maßlos an ihnen zu verdienen, noch mehr, wie an Anleihen und Armeelieferungen. Gelegentlich des Burenkrieges stand im ‚Punch‘ das Bild: Englische Regimenter ziehen an ihrem Herrn vorüber — ‚Morituri te salutant!‘ und der königliche Herr war ein Börsenjude! Und Eingeweihte versichern, daß sowohl der Burenkrieg, wie der russisch-japanische Krieg Börsenkriege waren, daß nicht weniger der eventuelle deutsch-englische Krieg ein solcher sein würde. Und die Wolke von Zeitungen muß das alles präparieren, schüren und kaschieren! Die Künste der Presse müssen Legion sein. Wie der Mohr im Fiesco muß sie alles kennen, alles können, müssen ihr alle Wege offen, alle Wege gangbar sein. Und wie jener muß sie dabei selbst stets in der Öffentlichkeit als tadelloser Ehrenmann und weißer Engel dastehen. Man wird ruhig annehmen dürfen, wenige, wenige Ausnahmen abgesehen: Wehe dem Reporter, der sein Gewissen, seine Überzeugung festhalten wollte, der von denen seine Aufsätze sich wollte diktieren lassen! Es würde dem Wesen eines modernen Reporters wahrscheinlich völlig widersprechen! Zielvoll und planvoll allein nach den Intentionen seines Arbeitsgebers hat die Zeitung erst das Vertrauen ihrer Leser zu erringen — wir sprachen früher von ihren Mitteln dazu! um dann

sie zu bearbeiten in dem Sinne, wie es von oben gewünscht wird. Dafür wird dann von oben dem Reporter der Ehrenmann garantiert.

Das alles ist nicht gut. Das alles ist nicht fein, sondern unfein! Die Herren wissen, wie sehr ihre Grundsätze im großen und im kleinen der stetigen Verschleierung bedürfen. Und die erreicht man am besten, wenn es gelingt, die allgemeine Aufmerksamkeit von diesen Punkten überhaupt abzulenken. Die Presse macht es wie der Kiebitz. Wenn der einen Feind kommen sieht, dann kreist er an einer Stelle, wo nie und nimmer sein Nest ist, wo er nie brüten wird. Und der Sucher sucht sich die Augen aus, und er und die Gefahr gehen vorüber.

So und ganz höchstwahrscheinlich nicht anders war der genannte königliche Pressefeldzug gegen Thron und Kaiser gemeint! Es kam zum Ausdruck darin mit der Haß der Juden überhaupt gegen die Gojim, der Haß alles Parvenutums gegen alle historischen alten Instanzen. Die Hauptsache aber war die Ablenkung der allgemeinen Aufmerksamkeit von eigenen, schwachen Punkten. Man tat, was jeder Feldherr tut, wenn er, um den Feind von einem Punkte abzuziehen, auf dem entgegengesetzten einen Vorstoß unternimmt. Und der gegnerische Führer darf nur nicht so einfältig sein, den Plan nicht zu durchschauen und den Vorstoß für die Hauptsache zu halten.

Woran Deutschland gegebenenfalls zugrunde geht, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. An der Börse werden die ‚Gebildeten‘ geschlachtet, im Fabrikleben das ‚Volk‘. Im letzten Hefte der ‚Zeitschrift für Sozialwissenschaft‘ wird an Berliner Fabrikdirektoren erinnert, die ihren Arbeiterinnen Hungerlöhne zahlen gleich mit dem Hinweis auf Nebenverdienst durch Prostitution. An solchen Dingen geht unser Vaterland zugrunde. Aber nie und nimmer an ein paar unbedachten Worten seines Kaisers! Nie und nimmer!

Wer wird so einfältig sein, das ernstlich zu glauben! Solche Worte haben andere Fürsten ganz anders gesagt! Es ist zum Lachen, daß daran ein Land soll zugrunde gehen! Aber daß ein ganzes, ganzes Land da nicht Betrug wittert und so etwas glaubt!!

Aber solche Fälle bringt doch nun jeder Tag! Jetzt eben hat jedes protestantische Dorf in Deutschland seine Protest-

versammlung gehabt gegen die Borromäus-Enzyklika. Wir trafen z. B. gerade mit einem Engländer zusammen. ‚What do you do, when the Pope scolds against your protestants?‘ ‚Oh, we let him scold!‘ And what do you think obout all these protest-meetings?‘ ‚Oh! it is a little amusement!‘ Was ist denn in Deutschland los? Hat der Papst diesmal Worte gebraucht, die er noch nie gebraucht hat? Oder ist Deutschland in Religion so viel frömmer wie England, daß es seinen Zorn nicht halten kann?? Oder ist es ein Opfer seiner Presse, die die gesamten Evangelischen aufrührt gegen seine gesamten Katholiken aus irgendwelchen politischen oder wirtschaftlichen oder Gott weiß was sonst für minderwertigen Gründen, die natürlich niemand durchschauen kann. Der König von Sachsen soll womöglich nicht einmal bei seinem Glauben bleiben dürfen. Hunderte von Adressen muß er empfangen. Was ist denn los?! Man protestiere gegen die Sünde und den Satan! Oder man protestiere doch gegen die Welt. Aber mit der Tat! Aber was kommt hierbei heraus?

Oder alle drei Jahre laufen endlose Gerichtsverhandlungen durch alle Zeitungen wegen Unsittlichkeit gegen einen unserer adligen Namen, Frau von Schönebeck, Fürst Eulenburg oder an wen gerade die Reihe ist. Über eine Dame oder einen Herrn der Großfinanz wird nie so verhandelt. Man greift sich an den Kopf: Was ist denn wieder los in Deutschland? Sind seine alten Familien alle so entartet? Ist seine Großfinanz so engelrein und im gesamten Ostelbien sitzt auf einmal eine derartige Versumpfung; man war doch auch vielleicht einmal dort? Oder ist Deutschland abermals ein Opfer seiner Zeitungen, die ihm Ansichten beibringen, welche sie wollen? Aus wie manchem sonst wohlwollenden Munde, wenn er sich auftut, weht einem der Odem seines faulen jüdischen Leibblattes an?!

Oder kürzlich zog der englische Sonntag wieder durch die Zeitungen. Ein ländlicher amerikanischer Kirchenvorstand habe über Sonntags-Hühnereier verhandelt: Man wolle sie nicht essen, aber für die Kirche verkaufen! Die altjüdische Frage soll hier mehr sein, wie religionsfeindliche Tendenz?!

Also das ist Presse, die Presse als Instrument der Großfinanz. Sie wird ihre Ziele noch ganz anders erreichen, wenn es

gelingt, was schon so manchmal durchschimmert, einen ‚Pressering‘ zu organisieren. Dann wehe zehnfach unserm armen Volke! Es ist aber selbst mit schuld an alledem, indem es solchen Dingen immer wieder mit Vertrauen entgegenkommt, wo allein unentwegtes Mißtrauen am Platze wäre. Was ist es für ein Widersinn, sich eine ‚Leibzeitung‘ zu wählen, und auf die Ansichten einer solchen Leibzeitung zu ‚schwören‘. Der schlimmste Meineid wäre zuweilen besser!

Die Bibel durch eine moderne Zeitung ersetzen, bedeutet im allgemeinen nichts anderes, wie einen Strom von täglicher Wahrheit aus seinem Hause heraus- und einen Strom täglichen Giftes in dasselbe hineinleiten. Unsere heutigen zerrütteten Häuser sind die Folgen und Beweise davon.

Wir haben schon früher von der Zeitung gesprochen. Zwanzig oder fünfzig Jahre solchen Zeitungsgiftes fließen nicht folgenlos durch ein Haus. — —

Frankreich, wenn noch Zeit dazu ist, hat sich Witz gekauft und denkt ganz, ganz anders über seine Zeitungen. Es gibt dort, wie bekannt, keine Religionsstunden in sämtlichen Schulen mehr. Der Lehrer oder die Lehrerin, die den Namen Gottes in der Schule nennen und angezeigt werden, werden bestraft. Jeder Wochentag aber (der Donnerstag ist in ganz Frankreich schulfrei) fängt mit einer Moralstunde an, und jedes Schulkind hat dafür einen Moralkatechismus in der Hand, ein kleines Büchlein von 256 Seiten und 504 Paragraphen. Es steht in diesem Büchlein vieles, vieles, kann man sich denken, was einen Deutschen im höchsten Grade in Erstaunen setzt. Man kommt aber nicht aus letzterem heraus, wenn man die Paragraphen 381 bis 387 liest, was dort bereits den französischen Schulkindern über Zeitungen mit auf den Weg gegeben wird!

‚Die Zeitungen sitzen voll von Irrtümern, Lüge und Verleumdung.‘ ‚Ein Narr ist, wer ihnen glaubt da, wo sie nicht beweisen!‘ ‚Sie halten aber ihre Abonnenten für solche Narren, die glauben, ohne Beweise zu erhalten.‘ ‚Das Journal verachtet seine Leser.‘ ‚Es rechnet auf die Leichtgläubigkeit und Dummheit (bêtise) seiner Leser.‘ ‚Die Redakteure verachten ihre gesamten Leser (méprisent leurs abonnés) und wenden sich lediglich an ihre schlechten Instinkte: Joli compliment, qu'ils font aux

lecteurs!' ‚Die Journale sind die Organe der Großfinanz'. ‚Man darf nicht das geringste Vertrauen auf sie setzen bei der Anlage seines Geldes.' ‚Mißtrauisch muß man gegen sie sein! (Soyons méfiants) — — —' ‚Man lese nur honette Journale! und selbst die mit Mißtrauen!' (Et ceux là même, lisons les avec défiance!) 2c. 2c.

Wie himmelweit ist Frankreich davon entfernt, in seiner Presse einen Volkserzieher zu sehen, wie ebenso himmelweit ist Österreich-Ungarn davon entfernt: Sie sind durch bittere Erfahrungen zu ihrer Erkenntnis gekommen. Wenn diese doch könnten Deutschland erspart bleiben! Bis jetzt freilich steht Deutschland so oft auf dem Standpunkte des trägen Gendarmen, der ein abgebranntes Haus auf Brandstiftung zu untersuchen hat: ‚Ach, so schlechte Leute, die so etwas tun, kann es ja gar nicht geben!' —

Eines Tages wird Deutschland ja auch seine Ansichten in diesem Punkte ändern. Wahrscheinlich aber auch erst, wenn es zu spät ist. Der größte Teil der Presse ist Judenpresse, und der maßgebende heutige Jude, dessen einziger Gedanke Geld ist und der kein Gewissen mehr hat, hat nichts zu tun mit den idealen, gottesfürchtigen Helden und Bauern des Alten Testaments. Der heutige Jude hat Österreich erwürgt und Frankreich erwürgt und trachtet darnach, England und Deutschland gegeneinander zu hetzen, weil er dieser beiden noch nicht so ganz mächtig werden kann. Also Gott bewahre uns vor ihm und lehre uns, die Gemeingefährlichkeit seiner Presse zu durchschauen. Man würde es sich nur zur größten Ehre anrechnen müssen, heuzutage mit Leuten umzugehen, wie Abraham, Isaak, Petrus oder Paulus. Was man aber heute Judenpresse nennt, hat mit dem Geiste solcher Großen nicht das geringste mehr zu tun. So hundegemein wie etwa das ‚Neue Pester Journal' ist sie ja noch nicht, durchaus noch nicht. Das Blatt ist eine Schande für alles Deutschtum der Erde. Wer seinen Sekt in Bordellen oder aus Nachtgeschirren zu trinken liebt, der abonniere es. Also, so weit sind wir bei uns noch nicht. Aber man denkt: was nicht ist, kann noch werden. Auf dem Wege dazu sind wir durchaus auch. Oder glauben wir das nicht?! — —

Freilich, freilich — — wie kann der Mensch in der modernen Großstadt seinen täglichen Gottesdienst, seine Morgenandacht im

Kreise der Seinen noch abhalten, wenn neben der Frühstückstasse schon der erste Posteinlauf liegt mit wer weiß wie viel Ärger, wie viel absichtlichen Kränkungen in den Kuverts?! Wie kann er ein ernsthaftes Kapitel lesen, wenn das Auge immer zur Seite nach der gleichfalls eben eingelaufenen Zeitung hinüberschielen muß! Wieviel Nutzlosigkeiten, wieviel Schmutz, wieviel Klatsch stehen wieder darin! Und doch so zurecht gemacht, daß der Mensch jeden Morgen von neuem zu der ekleñ Latwerge hingezogen wird! Wie eine Motte ist er an den Fliegenleim geraten und kann nicht wieder los. Wie kann man bei dergleichen seine Seele zu einem frommen ernsten Gedanken sammeln?!

Und es bleibt doch bei den alten Weisheiten. Unser letztes Jahrhundert wird nichts an ihnen ändern, wie ein Sechziger sich nicht einbilden soll, auf einmal noch aus sich einen völlig anderen Menschen machen zu können. Es gibt einen neutestamentlichen Spruch, der Heiland sei gekommen, den Menschen ‚ein Hoherpriester zu sein in einer größeren und vollkommeneren Hütte.‘ Die Stiftshütte des Alten Testaments war eine Asylstätte für jeden leiblich Verfolgten. Eine solche Asylstätte, vollkommener, d. h. für Leib und Seele, und in allem, womit die Welt uns zusetzt, und größer, d. h. für alle Menschen bestimmt, eine solche Asylstätte wollte Er sein. Dabei wird es trotz aller Gegenreden bleiben müssen.

Bei der Religion muß es bleiben, oder Deutschland läßt sich von all den Feinden in seinem Innern direkten Wegs in den Abgrund hineintreiben. An dem Tage, wo ein Volk mit seiner Religion zu Ende ist, ist es überhaupt zu Ende.

24. Stadtpredigt und Landpredigt.

Ritschl spricht gelegentlich einer Kritik der Hegelschen Philosophie von der ästhetischen Stimmung, die seit ca. 100 Jahren diese von neuem in die Theologie hineingebracht habe. Und Drews drückt dasselbe schärfer und aggressiver aus: ‚Das Ästhetische, dieser Hauptfeind alles Religiösen, diese große Gefahr der Predigt.‘

Als der Hauptunterschied zwischen Stadt- und Landpredigt wird, zu Gunsten der ersteren, gemeinhin etwa der angegeben: Die Stadtpredigt sei höher und tiefer, die Ideen flögen höher, den Gedankengängen würde tiefer nachgegraben auf den Wegen der Psychologie; Beispiele aus der Geschichte, Kirchengeschichte und Kunstgeschichte könnten nach Bedarf herangezogen werden, das Gesagte zu illustrieren, ohne es in Gefahr zu bringen, dunkel und mißverständlich zu werden; das alles müsse notwendig der Landpredigt abgehen, sei ein leicht zu verstehender Vorzug aller Predigt in der Kultur!

Es ist klar, daß dieses Urteil nur eine ganz unerhebliche Nebensache trifft, einen Punkt, den man jedenfalls bei Beurteilung von Predigten ganz außer Acht lassen sollte!

Es ist sicher, daß es bei dem Eindringen der Ästhetik sein Bewenden haben wird und bei den leider geradezu verwüstenden Wirkungen, den dieses süße Gift und diese schimmernde Sirene auf eben diesem ganzen Gebiete fortwährend anrichtet. Es soll nicht gesagt werden, daß solchen Predigten zum Schluß der religiöse Gehalt abgehe. Wie oft aber wird er durch Rhetorik geradezu überwuchert, werden alle klaren Bauformen und Gedankengänge von Ranken- und Blumenwerk verdeckt, daß der Zuhörer nicht weiß, woran er ist! Über Glauben, über Eheleben, über Kindererziehung, über Elternehrung erhält er keine klare Anweisung. Die ganze Dogmatik und Ethik der Prediger wird der Gemeinde nicht klar. Sie geben ihren Zuhörern geradesoviel und ungefähr auch dasselbe, was sie seinerzeit von ihren in Hegelscher Philosophie großgewordenen Lehrern erhielten. Nur alles aus Kathederdeutsch in Kanzeldeutsch übersetzt.

Die Beispiele für solche Rhetorik liegen leider auf der Straße. Wie ein fressendes Übel greift sie immer weiter um sich, von den Städten aufs Land hinaus. Wie manche Bauerngemeinde muß sich bereits rhetorische Predigten vorsetzen lassen, wenn sie nicht Einsprache dagegen erhebt, wie gelegentlich gegen einen Gustav-Adolfs-Festprediger aus der Stadt: ‚Warum sagt denn der Mann das alles nicht ruhig!?'

Jeder weiß, Allegorien, Reduplikationen, Interjektionen, Verse in Prosagewand, alle Arten von geschraubten, gedrechselten und

barocken Wort- und Satzbildungen geben sich da ein Stelldichein, nicht zum wenigsten schließlich statt des offenen Gotteswortes Schmeicheleien in allen Formen an das Publikum, die demselben verdeckt werden, ihm aber selbstverständlich nur um so besser und glatter eingehen. Dasselbe wird zum Schluß durch dieses ganze Sammelsurium für gute und gesunde Kost verdorben, wie Romanlesen eine gesunde Seele verdirbt. Es ist klar, die starken Mittel, mit denen jeder Roman arbeitet und wuchert, indem er alles, was er bearbeitet, auf Schritt und Tritt eine Handbreit über die Wirklichkeit hinaus übertreibt, möchten am liebsten auch sich auf die Kanzel drängen. Und das Publikum, das von seinem modernen Bücherschrank aus bereits durchaus an solche überwürzte Kost sich gewöhnt hat, findet die Speise, welche Bibel und Kirche ihm geben, schal; beziehungsweise an den anderen Stellen, wo ihm nicht in dem Maße geschmeichelt wird, wie man das auch von seinem Bücherschranke her gewohnt ist, roh und grob.

Über die Allegorien braucht ja nichts gesagt zu werden. Auch Christus gebrauchte ja Allegorien. Seine Gleichnisse waren Allegorien. Das Gleichnis vom vierfachen Acker ist eine Allegorie. Aber man verstand sie. Den vierfachen Acker als viererlei Menschenherz verstand man. Das Wesen der modernen Kanzelallegorie ist aber ersichtlich, daß man sie ausdrücklich weit weniger verstehen soll. Wie mit Auflösen von Rätseln und dem darin liegenden pikanten Reiz wird der Zuhörer beschäftigt. Wir zitieren ein Zitat, das auch Drews bereits zitiert hat: „‚Er stand am See Genezareth und sahe zwei Schiffe am See stehen!‘ So steht ihr heute wiederum am See und seht zwei, o nein, werte Beichtgenossen, seht heute viel mehr, seht euer aller Lebensschifflein am See stehen! ‚Die Schiffer waren ausgetreten!‘ So seid ihr selbst, die Schiffer, ausgetreten. Heut fahrt ihr nicht auf die offene See, heut habt ihr eure Schiffe zum Lande geführt. Heut seid ihr ausgetreten. Aus der Arbeit, aus den gewöhnlichen Geschäften habt ihr euch in die Stille begeben. ‚Und die Fischer wuschen ihre Netze.‘ So wascht ihr jetzt in der Beichte eure Netze. In dem täglichen Tun und Treiben, wieviel Schmutz setzt sich fest in unseren Herzen und Lippen und Händen ....“ Oder anderes! ‚Bringe deinen Stein zur Quelle, was nützt es, wenn

er nicht hohl ist‘ . . . ‚Wer nicht über Ströme verfügt, der fange mit Tropfen an, und wer es zu Gebetsflammen bringen will, der sammele die Funken!‘ Die Allegorie entartet zur reinen Wortallegorie. Nur ein gleiches Wort auf beiden Seiten hält den Vergleich zusammen: ‚Das Kreuz des Ostens ist mehr, wie das Kreuz des Südens!‘ Man nehme irgend ein anderes Sternbild, um die ganze Phrase zu erkennen: ‚Das Kreuz des Ostens ist mehr als der große Bär.‘

Mitten zwischen, wenn niemand daran denkt, kommen auf einmal knatternde Interjektionen: ‚Todeswürdiges Verbrechen! —‘, ‚— dankbar sei's gerühmt! —‘ Oder plötzlich Versmaß mitten in der Prosa, drei Zeilen Jamben oder Trochäen, aber eben im prosaischen Gewande, als Prosa gesprochen und gedruckt und dadurch doppelt pikant. Auch die Interjektionen sind in der Regel Versmaß, Jamben oder ein Daktylus und ein Trochäus. Eine einzige Silbe anders in ihnen würde ihren ganzen Eindruck verwischen und schänden. Zwischendurch dann Alliterationen: ‚Sonne, Salz und Segen sein für die Seinen!‘ ‚. . . den stillen, steilen, stolzen Gang ins Reich des Lebens gehn!‘ Oder andere selbstgemachte aparte Ausdrücke. ‚. . . Die Spötter unter dem Kreuze siegen, aber alles wird anders! nur dreimal zwölf Stunden Geduld!‘ Schon wieder drängt sich der Daktylus vor! Kurz, immer von neuem wird die Aufmerksamkeit vom Gedanken auf die Form hingelenkt. Die soll erbauen. Und Millionen lassen sich den Betrug gefallen, lassen sich eine ästhetische Erbauung an Stelle einer religiösen in die Hand drücken, und sind davon überzeugt, nie Großartigeres von der Kanzel gehört zu haben.

Den breitesten Raum nimmt immer die Redefigur der Reduplikation ein. Es lassen sich kaum im einzelnen alle Fälle aufzählen, wie sie sich variiert. Bald wird dasselbe Wort wiederholt, oder ein ähnliches. Bald ist die Satzkonstruktion zwei-, dreimal dieselbe! ‚Martinskirche! Lange bedacht, herzlich ersehnt, nun endlich herrlich vollendet.‘ Man denkt ein Bauwerk mit drei Etagen vor sich zu sehen, das Erdgeschoß genau konstruiert wie die Etage, durchgehends nur etwa Pilaster statt Pfeiler, und darüber das zweite Geschoß mit breitem, schwerausladendem Dachsims. Es ist nicht nötig, über solche Dreiheit der Konstruktion näheres zu

sagen. Sie durchzieht Satz für Satz zuweilen fast ganze Predigten.

Aber zwischen diese noch immer reinen Kunstformen mischt sich auch gewöhnlicheres noch mit ein. Eine Menge von unnützem Pathos. ‚Ihr, die ihr hinter den Namen der geliebten Mutter heute ein Kreuz setzen müßt!‘ Man sieht die Muse der Geschichte pathetisch das Kreuz auf ihre Marmortafeln einzeichnen. Aber das ist Elterngeschmack, nicht Konfirmandengeschmack! Und man weiß, es geht bis zu Spielereien und Nichtigkeiten fort. ‚Wer sich der Kirche entfremdet, entfremdet sich der Bibel. Wer sich der Bibel entfremdet, entfremdet sich Christo. Wer sich Christo entfremdet, entfremdet sich Gott!‘ Es geht einem wie bei manchem tiefsinnigen Gedichte, das man ebensogut von rückwärts lesen kann, wie von vorwärts! Edelstes und Banalstes wird zusammengebracht, nur durch den Kontrast eine Wirkung zu erzielen! ‚Nun, Gott im Himmel! wir sind am Ende!‘ Statt einfach: ‚Wir sind zu Ende!‘ Es sind lauter Mätzchen, die zum Schluß, ihres glänzenden Schuppen- und Blechpanzers entkleidet, als Geschmacklosigkeit auf dem Dorfe enden: ‚Stürzen wir uns hinein mit offener Brust in den vollen Strom der Kraft Gottes!‘

Was ist von alledem zu sagen? Es ist eine Art, die in starker Weise einen momentanen Effekt und Eindruck erzielt, überall aber durch die Form, das muß festgehalten werden, nicht durch den Inhalt wirkt, überall, das muß noch mehr festgehalten werden, einen ästhetischen, einen rhetorischen Eindruck, nie einen religiösen bewirkt. In alledem liegt eben das Verführerische dieser Weise. Der Mensch wird ungeheuer erschüttert, und doch geschieht das nirgends moralisch und religiös, d. h. nirgends in eigentlich ernstem Sinne. So aber liebt es der Mensch! Deshalb das Glück aller solcher Rhetoren! Aber in alledem liegt eben durchaus auch der Keim ihres Todes. Denn, wenn die ästhetische Erschütterung vorbei ist, ist überhaupt die ganze Wirkung vorbei. Gar an ein Weiterleben ist nicht zu denken. Alle bloße Form ist ungleich, ungleich mehr aller Mode stets unterworfen, wie aller Gedanke. Und wir haben hier Predigten, die oft nichts weiter sind, wie Form! Man vergleiche ihnen allen gegenüber unsere Klassiker der Predigt. Man denkt an das Wort: Das Siegel aller

Vollendung ist stets die Einfachheit! Sie leben bis heute, weil sie nur und allein auf den Inhalt sahen und keiner Ästhetik Zutritt gestatteten auf die Kanzel.

Es ist klar, daß jede einigermaßen korrekte Bauernpredigt in ähnlicher Weise durchaus günstiger sich orientiert wie die charakterisierte Predigtweise der Kultur. Zweierlei hat sie, eng zusammenhängend, ihnen voraus, erstens das Fehlen der Massen von Ästhetik, zweitens daß der damit leergewordene Platz mit korrektem Predigtstoff, Moral und Religion ausgefüllt ist. In der Stadt, wenn zum Schluß auch einmal der Platz dafür reserviert wäre, ist noch lange nicht seine Ausfüllung mit diesem Stoff erwünscht. Der Bauer stellt seinen Pastor zur Rede: „Herr Pastor, Se möt dütlicher snacken!‘ Und das soll nicht heißen lauter, sondern kräftiger in den Gedankengängen, die Dinge richtig beim Namen nennend. Die Sünden der Menschen dürfen und sollen dort genannt werden und auch mit ihren biblischen Namen, Hoffart, böse Lüste, Mißgunst, Unzucht, Ehebruch, Lüge. In unserem bürgerlichen Leben sind diese Worte, wie bekannt, im allgemeinen zu klagbaren Injurien geworden. — —

Man kann der modernen Stadtpredigt, sagten wir, wie dem modernen Katheder, ohne ihnen unrecht zu tun, vorwerfen, daß sie überhaupt aus dem Bibelspruche nicht mehr viel zu machen verstehen. ‚Die ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt‘, das ist ihnen oft alles. Über den Bibelspruch gleiten sie weg. Ihren Zuhörern ist auch oft nicht mit ihm gedient. Man vergleiche damit einen Älteren dessen Dogmatik man ja, wenn man nicht will, nicht mitzumachen braucht. Oder man vergleiche, wenn man früheres will, den Prediger Valerius Herberger, aus dem kleinen schlesischen Städtchen Fraustadt, ungefähr in Luthers Todesjahr geboren. ‚Welch eine Tiefe des Reichtums beides der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!‘ Was der aus der Bibel machte, das haben unsere heutigen Kanzelredner und Festprediger, die man zu Jamben und Daktylen zwingt und Archäologie und Philosophie, hergeben müssen. Die Nahrung ist verloren gegangen. Die Speise wird ersetzt durch hundert Reizmittel. — —

Der Unterschied am Sonntag vormittag ist ja bekannt: Der Großstädter fragt: ‚Wer predigt heute?‘ Die menschliche Aufmachung

ist ihm am Gotteswort das wichtigste! Der Bauer gibt gern zu: ‚Unser Prediger kann nicht gut predigen!‘ ‚Aber‘, fährt er fort, ‚deswegen geht man ja auch nicht in die Kirche, man geht ja um Gottes Wort in die Kirche!‘ Und das Gotteshaus ist Sonntag für Sonntag voll! —

Ein Schwulst von barocken, unnatürlichen Satzgebilden ist ebensooft das Charakteristikum der Stadt-, wie eine ehrenfeste, gesunde, tüchtige Weltanschauung das der Landpredigt. Es endet alles zum Schlusse in der Kultur in Unnatur, zum Schlusse auch die Predigt. Wer weiß, vielleicht erleben wir dort nochmal die freie Liebe, den Nacktkultus und den Juden Heinrich Heine auf der Kanzel. Ein unternehmender Prediger soll's schon fertig bringen.

25. Prädestination und Freiheit.

Man vergegenwärtige sich Christi Gedankenreihe: ‚Der Sohn kann nichts von ihm selber tun!‘ Oder Pauli Schluß: ‚So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen!‘ Man denke an Augustins Lehre von der göttlichen Gnade: ‚Nolentem praevenit ut velit, volentem subsequitur, ne frustra velit.‘ Oder an Calvins electio und reprobatio: ‚Cadit homo, dei providentia sic ordinante, sed suo vitio cadit; horribile decretum, meipse fateor.‘ Man denke an Luthers wilde Theorien im ‚servo arbitrio‘: Mit unsrer Macht sei nichts — nichts! getan! Es sind lauter Theologen und Gottesmänner, die angeblich keinen scotistischen Gottesbegriff gehandhabt haben, denen er aber das Konzept und das ganze System bis in seine Tiefen hinein beeinflußt und durchsetzt hat, weil er wie kein anderer zuweilen in der gesamten Luft lag. Man sagt aber von diesem allen in unserem Zusammenhange: Das alles ist bis zur Stunde noch Bauernart. Bauerntum ist bis zur Stunde noch im letzten Grunde seines Herzens das alles: Fatalismus, Determinismus, Probabilismus, Gnadenwahl, electio und reprobatio.

‚Da is nix bi to maken!‘

Viel früher, als alle Kultur, gar alle bis zum letzten Hauch von Roß und Mann arbeitende Hochkultur, läßt das Bauerntum von seinen Bemühungen ab und legt die Hände in den Schoß. ‚Da is nix bi to maken!‘ ‚Da is nix wedder (gegen) to bruken!‘ ‚Da möt'n tofree weesen!‘ Wenn das Korn oder die Gartenfrüchte nicht wachsen wollen, denkt der Kulturlandwirt darüber nach, was die Ursache davon sein mag, und experimentiert, bis er den Grund gefunden hat oder bis die Zeit verstrichen ist. Viel früher beruhigt sich das Bauerntum: ‚Wenn't mal nicht to'n Wassen wesen schall!‘ Wenn die Obstbäume nicht ansetzen oder die angesetzten Früchte nicht festhalten wollen, haben wir hundert Mittel, ihnen dazu zuzureden. Der Bauer: ‚Wenn wi dat Jar mal nix hebben schallt!‘ Wenn die Kinder uns nicht gedeihen wollen, kennen wir unsere Sorgen und Mühen. Der Bauer: ‚Wenn't mal nich to'n Goen wesen schall! Wenn se sick mal nich trekken laten wilt, dann is nix bi to maken!!‘ Man vergegenwärtige sich irgend eine Krankheit, die nicht an sich wegen vorliegender Altersschwäche zum Tode führen muß, in Stand und Land. Wie verschieden stellt man sich ihr gegenüber! Wie leicht sind wir in solchem Fall, wenn der Tod bei ihr doch eintritt, geneigt, auf nicht genügende Sorgfalt, nicht gut und zahlreich genug angewandte Mittel die Schuld zu schieben! ‚Wenn besser aufgepaßt wäre! Wenn ein tüchtigerer Arzt zur Stelle gewesen wäre, ein Spezialist, nicht bloß der Fleckens- oder kleine Stadtarzt! Es müßte doch mit dem Kuckuck zugehen, wenn ein Mensch in den Jahren nicht noch sollte am Leben erhalten werden können!‘ Völlig anders Bauerntum! ‚Wenn't mal to'n Doe wesen schall! Un use lewe Herr Gott de het dat ja nu mal so wollt!‘ Man denkt manchmal an türkischen Fatalismus, der sein Gewehr in die Luft abschießt: ‚Will's Allah, dann hat's getroffen!‘

Der Prädestinatianismus stellt sich, wenn wir recht sehen, beim Bauerntum ein unter denselben Bedingungen, unter denen er sich immer eingestellt hat.

Wann bildet sich diese Weltanschauung aus? Wir möchten fünf Bedingungen anführen.

Erstens, wenn überhaupt eine starke Religion in der Luft liegt. Darüber braucht nichts näheres gesagt zu werden. Derartiger Determinismus ist eine ausgeprägt religiöse Weltanschauung.

und Mittelalter ebenso wie Bauerntum verfügen über Religion, Religion an einzelnen Stellen in jeder gewünschten Menge.

Zweitens, wenn als Korrelat dazu Hilflosigkeit gegen die Natur vorliegt. Auch darüber braucht nichts hinzugefügt zu werden. Es ist klar, daß alles Mittelalter durchaus mit solcher Hilflosigkeit sich gequält hat. ‚Naturam superare‘ ist durchaus eine mittelalterliche Empfindung und keine moderne. Und es ist ebenso klar, daß der Kampf des heutigen Bauern gegen die Heide oder gegen Flußüberschwemmungen sich in demselben Schema abspielt. Das Bauerntum ist bis heute in seinem gesamten Lebenskreise viel hilfloser, wie alle Kultur in dem ihrigen. Wetter, Saat und Boden gegenüber faßt es das Ergebnis seiner Lebenserfahrungen zum Schlusse dahin zusammen: ‚De Buer seit sich gris, aber nich wis!‘ (Der Bauer säet sich grau, aber nicht weise). Mit solcher Empfindung schließt ein Kulturleben oder ein Kulturjahrhundert nicht ab. Jedes ist von neuem davon überzeugt, wie es über seine Vorgänger hinaus ‚es so herrlich weit gebracht!‘ Also in solcher Luft gedeiht das eine Mal eine deterministische Weltanschauung, das andere Mal eine vom erfolgreichen menschlichen freien Willen.

Prädestinationismus dürfte drittens zu seiner Voraussetzung haben eine Denkweise, der, wenn wir so sagen sollen, das ‚Konsequenzen ziehen‘ nicht nahe liegt. Es ist ja klar, wie darnach sich die verschiedenen Volksschichten, Zeitalter, auch Menschenalter, auch die Geschlechter unterscheiden. Die Stärke des einen ist eine schärfere konsequentere Logik, gewöhnlich auf Kosten praktischer Leistungsfähigkeit, die Stärke anderer Zeiten und Volksschläge mehr Praxis, sehr oft verbunden mit einer salopperen, inkonsequenteren, sprunghaften Logik, einer Denkweise, die gelassen durchs Leben schlendern kann, ohne zu merken, daß etwa vor oder neben ihr Abgründe gähnen. Sie weiß aus Erfahrung, sie stürzt nicht in sie hinein, sie kann getrost in sie hineinschauen: Genau einen Finger breit wird sie in der Praxis noch vor ihnen abbrechen, abbiegen wieder in irgendwelches Sonnenland hinein. Der mittelalterliche Mensch wie der heutige Bauer sind so veranlagt! Aber der Mensch der Hochkultur erachtet es für eine Ehrenpflicht, aus seinen Prämissen auch Konsequenzen zu ziehen, auf Konsequenzen, die ihm sein Gegner daraus zieht, sich auch festnageln zu lassen, und nicht

auszuweichen! Bauerntum wird einen verständnislos ob solcher Zumutungen ansehen und ganz sicher mit dem besten Gewissen von der Welt das tun. In diesem Fall also den grausamen, unmenschlichen Folgerungen aus dem Wege gehen können, die man mit zwei, drei Schachzügen aus dem Determinismus ziehen kann, das setzt diesen selbst jedesmal mit voraus.

Wozu als viertes käme, eng damit verbunden, jedesmal eine Konstitution mit guten Nerven, die, falls durch irgend eine Ritze solches fatalistische Material einmal doch weiter durchsickert als sonst üblich, es mit seinen Plötzlichkeiten, Härten und Herzlosigkeiten doch ertragen werden kann, ohne den Menschen aus den Angeln zu heben. Über solche gute Nerven aber verfügte, wie man weiß, das Mittelalter, und verfügt heute das Bauerntum.

Soll man als fünfte Vorbedingung angeben ein allgemeines richtiges Augenmaß für alle Dinge des Lebens? Man hat gelegentlich den Satz aufgestellt, alle großen Männer seien mehr oder weniger immer in solch religiöser Beziehung Deterministen gewesen. Der Satz scheint etwas richtiges an sich zu haben. Aber war ihre eigentliche Größe vielleicht eben jenes, das allgemeine rechte Lebensaugenmaß? Besteht dessen Hauptfaktor vielleicht eben in einer stark religiös gefärbten Weltanschauung, daß der Mensch sich bewußt ist, auf die Gottheit hin geschaffen zu sein? Und empfinden gerade, die am meisten haben, nicht am ersten mit Paulus: ‚Was ist es aber, das du nicht empfangen hast?!‘ Ist das nicht Menschenart und umsomehr Menschenart, je größer ein Mensch ist? Und wäre um seines rechten Augenmaßes willen in den Dingen des Lebens und Sterbens der Bauer vielleicht der große Mann in der Nation, der weiß, Religion steht über Gold, zuviel Gold ist Satansgabe, und nicht Nationalwohlstand, wofür man ihn doch in unsern Kulturzentren regelmäßig erklärt?!

Unter den kirchengeschichtlichen Beispielen des Prädestinationismus ist es einer, den es im Vergleich gerade zu der hierher gehörigen Bauernanschauung sich lohnt, noch einmal besonders zu betrachten; um deswillen, weil er wieder gerade dem angeborenen bäuerlichen gegenüber einem niemals recht echt erscheint: Es ist der Augustinsche. Bei Augustin fehlten fast alle obigen Bedingungen. Augustins Zeit besaß keine starke Religion, es war die Zeit der

absterbenden antiken Kultur, die wohl in einer starken Religionsmengerei endigte, nie und nimmer aber in eigentlich starker Religion. Augustins Zeit quälte sich nicht mit Hilflosigkeit der Kultur gegenüber. Im Karthago, Rom und Mailand des 4. Jahrhunderts lag die Natur überwunden, dressiert, wie eine in Marmor gefaßte Quelle zu des Menschen Füßen. Eine Angst vor ihr trieb gewiß nicht den Menschen Gott in die Arme. Augustins Zeit lebte weiter gewiß nicht im ungefähren konsequenzlosen Denken eines ungeschulten Mittelalters, sondern der scharfgeschliffene, letzte Konsequenzen ziehende Gedanke war der Stolz seiner Zeit, genau wie der der unseren. Und Augustins Zeit litt gewiß ebensowenig auch am Überschuß guter Nerven, wie die unsrige. Also der Prädestinatianismus, der auf solchem vollständigen Hochkulturboden plötzlich aufschoß, kommt einem, wie gesagt, jedesmal nicht ganz echt vor! Die Zeitstimmung, auch die kirchliche, lautete auf Pelagius hin. Die allgemeine Schätzung der menschlichen Sünde und der göttlichen Gnade waren oberflächlich und niedrig. Und heraus aus Schriftlektüre und Spekulation ist da Augustins so ganz andere Anschauung entstanden!

Wäre sie weiter angewiesen gewesen auf Römer seines Jahrhunderts, sie wäre ebenso schnell vielleicht wieder in sich zusammengesunken, wie sie aufgeschossen war. Ihr Glück und ihre Gunst aber war, daß sie jenseits der Alpen auf anderes, junges Menschenmaterial stieß, Leuten in die Hände fiel, die anders konstruiert waren, die ebensoviel Sympathie für eine solche Weltanschauung in sich trugen, wie heutzutage unser Bauerntum! Die begeisterten sich wieder für das, was Augustin aus Paulus herausgelesen hatte: ‚So liegt es nun nicht an Jemandes Wollen' oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen!' ‚Use lewe Herrgott, de will dat ja nu mal so.' Es ist von Interesse, an dieser Stelle einmal die wunderliche Parallele zu ziehen: Augustin und Bauerntum. Wir wollen jenem seinen bittern Ernst nicht absprechen. Solcher Bauernechtheit gegenüber aber zieht einem unser Begriffspaar durch den Sinn: Massiv und furniert. Ganz gewiß, das Furnier ist zeitlebens nicht wieder abgesprungen. Aber solcher gewachsenen Kernechtheit gegenüber war die Sache doch ein Palimpsest, ein Bußgesang, geschrieben über ein Liebeslied.

26. Männliche und weibliche Frömmigkeit.

Der Unterschied gilt nicht für das Mittelalter, für die Jugend und für das Bauerntum.

Wir haben aus den ersten Anfängen des Holzschnittes Nachbildungen gerade auch von Predigern und ihren Gemeinden. Drews in seinem Werke über die Geschichte des evangelischen Predigerstandes reproduziert mehrere derselben! Und genau zahlenmäßig lassen sich auf ihnen die männlichen und weiblichen Zuhörer zusammenrechnen und unterscheiden: Es sind ihrer gleich viele. Die Schnitte stammen aus den Jahren 1514, 1531 und 1535, Illustrationen zu Johannes Paulis „Schimpf und Ernst“, Geiler von Kaisersberg 2c. und beziehen sich noch auf katholische Verhältnisse.

Wir lassen weiteres beiseite und greifen zur genauen Klarheit einen Kupferstich heraus, noch aus einer Zeit etwa hundert Jahre später, aus der Zeit um den Anfang des Dreißigjährigen Krieges. Es handelt sich um einen Gottesdienst der reformierten Gemeinde zu Stein bei Nürnberg. Der Stich ist namenlos. Er ist auch noch gewaltig verzeichnet. Nicht so sehr wie bei Dürer. Aber in Fenstern und Fußbodenfliesen noch schief und verdreht. Es gehört immer erst viel dazu, bis die Maler und Peintregraveurs den Mut finden zu derjenigen scharfen Verkürzung, die ihre Zimmer- und Saalperspektiven erfordern. Aber es ist höchst interessant, die Aufmerksamkeit nun auf den Kirchenbesuch zu richten! Das Gotteshaus hat keine Emporen. Alles sitzt nur im Schiff. In reformierter Einfachheit trägt die Ostwand des Raumes die Kanzel und drei Reihen von Bänken dehnen sich vor dem Prediger von vorn nach hinten. Eine rechts und eine links für die Männer, eine etwas breitere für die Frauen in der Mitte. Alles aber ist besetzt. Von hinten bis vorn, Platz für Platz. Noch im Jahre etwa 1608!

Ja! der Stich zeigt uns noch mehr! Die Bänke und die Plätze auf ihnen sind so genau angegeben, daß sie sich Stück für Stück zählen lassen. Fünfzehn Bänke befinden sich in allen drei Sitzreihen hintereinander. Die Frauenbänke sind, wie gesagt, breiter

angelegt, für acht Personen. Die Männerbänke sind schmaler, zu je sechs Personen nur. Aber ihrer sind jedesmal zwei, so daß immer zwölf Männer gerechnet werden auf acht Frauen. Außerdem befinden sich rechts und links dicht neben der Kanzel noch weitere sechs Bänke, die sichtbar nur von Männern besetzt sind. Nun, kurz und gut, alles in allem, wenn man zusammenzählt, kommt man zu den zwei Schlußtatsachen, daß sich in der Kirche befinden 120 Frauenplätze und 201 Männerplätze; und alle sind besetzt! Es hören zu 120 Frauen und 201 Männer, das ist höchst interessant. Das heißt: Die Kirche besaß damals denselben Charakter einer normalen Öffentlichkeit, wie ihn heute etwa noch alle öffentlichen Veranstaltungen besitzen, Restaurant, Theater, Eisenbahnverkehr, Kongresse. Es mögen bei ihnen allen kommen für den Einzelfall 120 Frauen auf 201 Männer. Es geht nach dem alten Sprichwort: „Hund un Mann hört stratan, Fru un Pus (Katze) bliwt to Hus."

Der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Frömmigkeit gilt weiter wieder nicht für die Jugend. Man wird ja dabei nicht gerade an unsere Großstädte und Fabrikzentren denken müssen. Wo Vater und Mutter in Gleichgiltigkeit oder Feindschaft gegen Gottes Wort hinleben, die zur Konfirmationszeit der Kinder durch ein kurzes frommes Schauer unterbrochen wird, wo der Jugend zu Hause mitgegeben wird: „Fragt euren Lehrer nur mal, ob Dornröschen und Schneewittchen, oder ob die Geschichten im Alten Testament überhaupt wahr sind?" da läßt schon der Konfirmationstag Söhne und Töchter oft recht verschieden erscheinen. Aber wo die Verhältnisse normaler liegen, wo Kindererziehung in dem Sinne vorliegt, was man seit Ewigkeiten für Kindererziehung gehalten hat: Da ist es, wie wir sagen. Da gibt's für die Jugend keinen Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Frömmigkeit. Da schlagen beide Herzen am Konfirmationsaltar gleich warm.

Und der genannte Unterschied gilt ebensowenig in ersichtlicher Weise für Bauerntum. Man darf auch hier selbstverständlich wieder nicht an den Ring von Bauerntum denken, das sich um jede Großstadt legt, von dessen Korn, Milch und Vieh der Städter lebt, das alle paar Tage mit ihm in Berührung kommt,

Hochdeutsch und Gottlosigkeit ihm ablernend. Abgesehen von ihm aber gilt unsere Behauptung. Dort trifft man Gegenden, wo die ganze Gemeinde sich im Gotteshause zusammenfindet, und auf der Straße geht abwechselnd einer von den Männern die Kirchzeit über patrouillierend umher, mit einer alten Hellebarde bewaffnet, als Tagwächter die Häuser des Ortes bewachend. In der Kirche aber läßt die alte erhalten gebliebene Sitte der Trennung der Geschlechter über die Zahl dieser beiden einen Überblick gewinnen. Und da bemerkt man dann immer wieder dasselbe: Die Zahl der Männer ist dieselbe wie die der Frauen. Kein Gedanke daran, daß Gottesdienst und Frommsein etwa nur etwas wäre für Frauen und nichts für Männer! Das Dorf ist tot die Kirchzeit über. Sein gesamtes Leben sitzt auf den Männerpriechen und den Frauenbänken in seiner Kirche. Man trifft Gegenden, wo wenigstens alle vierzehn Tage feste Kirchsitte ist. Aber immer: Einen Sonntag der Bauer mit Söhnen und Knechten, den anderen die Frau mit Töchtern und Mägden.

Wie kommt es, daß die Dinge in dieser Beziehung so völlig anders liegen im Gebiete aller Hochkultur? In aller Hochkultur gilt der Unterschied, den unsere Überschrift andeutet, müssen wir, wollen wir den Dingen gerecht werden, durchaus unterscheiden zwischen männlicher und weiblicher Frömmigkeit. In unserer Frau sitzt noch in breiten Massen unsere frühere Volksfrömmigkeit. Sie hat in der Schublade ihres Betttisches noch ihr Gesangbuch liegen. Sie hält sich noch zur Predigt. Sie duldet keine Spöttereien über Bibel und Bibelsprüche. Und in unserm Manne von heute ist das alles mehr oder weniger verschwunden. Der Bräutigam kniet völlig anders am Traualtare, wie die Braut. Er kniet ganz anders am Traualtare, wie vor Jahren am Konfirmationsaltare. Eine flüchtige Erinnerung an früher ist alles, was ihn durchzieht. Die Trauungsliturgie, die er über sich ergehen läßt, steht mit ihren gedankenvollen Höhen und Tiefen im scharfen Gegensatz zu seinen eigenen Gedankengängen. Hunderte von Ehen ließen sich heilen, wenn die Männer die damaligen Trauungsliturgien von ihrem Pastor sich wollten aushändigen lassen. Aber wie fern liegt ihnen das! Besteht Morgenandacht im Hause, so sondert sich der Mann bald von ihr ab und revidiert unterdes Vieh und Inspektor

oder liest Zeitung. Das Tischgebet macht er nicht mit. Und in den Gottesdienst geht er, als eine Art Sport oder weil er ein schöner Mann ist, oder eine schöne Stimme hat, oder weil ein neuer Prediger geprüft werden muß, oder weil Kaisers Geburtstag ist. Dann sitzt er als Reserveoffizier da, läßt mit viel Aplomb jedesmal den weißgefütterten Mantel nach hinten fallen, wenn Gottes Wort verlesen wird, und hört verwundert die fremdgewordenen Laute mit an. Die modernen Männer machen den Stadtpastoren von heute das Leben so sauer, verwässern ihre Predigten so oft bis zur Geschmacklosigkeit, weil sie es sind, die sich absolut nicht mehr das geringste von der Kanzel aus wollen sagen lassen. Ungestört jeder in seiner Privatsünde hinleben, das ist ihr Wunsch. Die Predigt und Gottes Wort „gern hören und lernen", ist mit nichten ihre Absicht. Sie hören es zum Schluß hier oder da einmal mit an; aber das Wort „gerne" ist hier, wie an den anderen Katechismusstellen, wo es Luther mit Bedacht hingesetzt hat, von Wichtigkeit. Unaufmerksam hören sie es, unter Widerspruch, aber nicht gerne.

Man sagt ja oft zur Verteidigung des modernen Mannes, es werde zurzeit in der Beziehung besser mit ihm. Es gehe eine Rückkehr zur Religion insbesondere durch unsere Männerwelt! Man weist auf so mancherlei Fragen- und Interessen hin, die sie der Bibel gegenüber hätten. Unseren Männern von heute läge daran, Auskunft zu erlangen über die Inspirationsfrage, die Schöpfungsfrage, die Wunderfrage, die Frage nach der Jungfrauengeburt 2c.! Man täusche sich nicht. Es sind lauter Fragen, die gerichtet sind vielmehr gegen Bibel und Kirche hin, als aus einem Interesse heraus für sie, vielmehr aus einem feindlichen wie freundlichen, aus einem falschen wie aufrichtigen Herzen heraus. Die Leute geberden sich, als wenn die ganze Bibel von nichts weiter spräche wie von Inspiration, Schöpfung und Jungfrauengeburt. Von jedem derselben redet ungefähr ein Kapitel oder ein Vers. Werden ihnen aber die Gedanken gewiesen, von denen auf jeder Seite gesprochen wird, Glaube und Gerechtigkeit, dann ist regelmäßig ihre Zeit zu Ende! „Haltet euch nicht selbst für klug" „. . . auf daß ein jeder mäßiglich von sich halte." „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen": Dann

wenden sie alle den Rücken! Von der Bekehrung, der Frömmigkeit des modernen Mannes ist, selbstverständlich Ausnahmen ausgenommen, nichts zu halten. Der genannte Unterschied zwischen Mann und Frau wird für die Gegenwart, für unsere Hochkultur, durchaus festgehalten werden müssen.

Wie kommt er? Woher rührt er? Wir werden ihn, wie wir ihn angedeutet haben, am einfachsten vielleicht damit festhalten können: Der Mann von heute ist wesentlich modern geworden, die heutige Frau ist noch viel stärker mittelalterlich. Es zeigt sich auf allen Gebieten, und zeigt sich vielleicht am allermeisten hier. Der Mann hat, wie Riehl gelegentlich höchst richtig bemerkt, in allem überhaupt mehr ein Wesen des Fortschritts, die Frau mehr eins der Beharrung. So hat der Mann in diesem Falle sich dazu entschlossen, energischer der ideallosen Welt eines alternden Volkes sich in die Arme zu werfen. Ausnahmen ausgenommen, lebt er nur für Ehre und Ehrerweisung, für Geldverdienen und Lebengenießen. Gott, Unsterblichkeit, Gewissen, zehn Gebote verblassen für ihn. Die rechtliche Weltanschauung ist für ihn die einzige, eine moralische gibt's je länger je mehr für ihn nicht mehr. Und die Frau hat sich energischer für das Festhalten am mittelalterlichen Weltbilde entschlossen, und damit u. a. für die Frömmigkeit. Es ist klar, daß darnach Deutschlands Gegenwart und Zukunft mehr zurzeit ruht auf ihr.

27. Gottgeboren und weltgeboren.

Man hat oft die Frage aufgeworfen: Wie ist es eigentlich gekommen, daß alle Entdeckungen und Erfindungen unserer Neuzeit nicht bereits unser Mittelalter gemacht hat? Daß die zahllosen täglichen Verbesserungen der Kriegstüchtigkeit und Lebensbequemlichkeit, die das 19. Jahrhundert ausfindig machte, nicht bereits das 12. und 13. fand? Waren sie zu unfähig, zu untüchtig dazu?

Man pflegt die Sache ja gemeinhin kurzerhand so zu entscheiden. Man hätte damals dergleichen nicht gekonnt! Aber bei

genauerem Hinsehen scheint einem diese Beantwortung der Frage doch kaum die Sache zu treffen! Menschen, die so ungleich gesunder an Leib und Seele, in allen Stücken so ungleich normaler waren, als wir späten Enkel von heute, sollten das nicht gekonnt haben, was wir in der Beziehung können? Es ist nicht recht wahrscheinlich. Was gibt's im letzten Grunde einfacheres als ein Luftschiff, dies einfache Gebäude aus Holz und Leinwand. Sollte ein solches Luftschiff bauen schwerer sein, wie, um das Beispiel zu wiederholen, eine gute Ehe zu halten? Und die das zweite konnten, hätten nicht gegebenenfalls das erste können sollen? Und wie mit dieser Erfindung, so wäre es mit jeder. Wie gesagt, der Zusammenhang so ist nicht recht wahrscheinlich!

Er wird wahrscheinlich auch einfacher so liegen, daß man damals dergleichen nicht gewollt hat. Man hat alle jene Erfindungen zur vermehrten Kriegstüchtigkeit und Lebensbequemlichkeit nicht gemacht, weil man diese beiden Dinge nicht annähernd in dem heutigen Maße gewollt hat. Man hat sich nicht so sehr um die Welt gekümmert, wie heute, weil man nicht derartig einseitig in der Welt gelebt hat, wie der jetzige Mensch. Man war damals gottgeboren, man ist heute weltgeboren. Nicht ganz, nicht ganz so damals, nicht ganz so heute. Aber vorzugsweise. Das Auge war damals wesentlich gerichtet nach oben und ist gerichtet heute wesentlich auf die Erde hin. Und daraus ergibt sich die Verschiedenheit der menschlichen Tätigkeiten, die Verschiedenheit der Punkte, auf die man damals Wert legte und auf die man es heute tut. Daß die Leute, die ihrem Gott die prachtvollen rheinischen Dome bauten, nicht ebensogut, wenn sie gewollt hätten, Börsen, Brauereien und Bahnhöfe hätten bauen können, lediglich können, meinen wir: Das dürfte nicht recht wahrscheinlich sein. Aber der Geist dazu fehlte, der Geist, für den der Himmel tot ist und die Erde der einzige Himmel. Man war gottgeboren. Und man hatte den Sinn nicht für Börsen und Bahnhöfe, so wenig der Heiland oder seine Apostel ihn hatten. In dem gleichzeitigen Rome Suetons hatte man ihn schon.

Der Vergleich und die Frage kommt ungefähr auf die ähnliche Frage hinaus. Was ist die Ursache davon, daß im allgemeinen Deutschlands evangelische Bauernhöfe besser im Stande sind, reinlicher, ordentlicher, betriebsamer sind wie seine katholischen?

Wie kommt das! Der evangelische Betrachter ist ja schnell mit der Antwort bereit. Der evangelische Bauer sei der tüchtigere! Und wesentlich gerade mit seine Konfession habe ihn dazu gemacht! Luthers Lehre von der Arbeit habe ihn dazu gemacht! usw. usw.

Wer genauer unter den Leuten lebt, dem stellt sich auch eine andere Antwort ein. Der weiß, wenn unter dem sämtlichen unverheirateten Klerus Roms vielleicht bemerkenswert wenig echte Religion sich findet, so vielleicht unter seiner Bevölkerung — natürlich wieder nicht Pariser Stadtbevölkerung! besonders viel. Und wiederum gilt: Wer im Himmel lebt, lebt nicht auf Erden! Wir haben eine Menge von heutigem evangelischen Bauerntum, denen nächstens das Schwein ihr Gott und der Schweinestall ihre Kirche wird. Sie fehlen im Gotteshause, weil sie im Stalle ihre Sonntagvormittage verbringen. Natürlich sind die Folge davon dann reinliche Ställe und reinliche Gehöfte. Aber man wird das nicht einseitig einen wirklichen Fortschritt nennen können.

Die „Goldene Bulle“ bestimmt, wenn die römischen Kaiser in Aachen zur Krönung schritten, dann solle man ihnen Bretter auf den Straßen legen, des Kotes wegen. Aber deshalb kann man doch nicht sagen, daß die auf Teppichen und Marmor schreitenden Kaiser und Könige von heute entwickelter seien. — —

Jedes Volk fängt an mit Gottgeborenheit und endet mit Weltgeborenheit. Und die Geschichte jedes Volkes besteht darin, so zögernd als möglich jene zu verlassen und in diese einzugehen, solange als möglich sich gegen diesen Wechsel wie gegen sein Alter zu wehren: Jedes Volk wittert, daß es sein Untergang ist! Wir sehen denselben in seiner bestimmten Phase durchaus auch z. B. bei uns. Die Hochkultur, die Großstadt hat Gott, Kirche, Religion, Glauben alles ganz bedenklich aus seinen Institutionen herausgedrängt. Stadträte, Stadtverordnete, städtische Bürgermeister, städtische höhere und niedere Schulen: Was haben die von Religion noch in sich? Von zwölf Religionsstunden sind zwei übrig geblieben, auch gelegentlich keine! Auf die Leistungen, die Zensuren darin kommt es nicht mehr an. Wie oft sind die Stunden unfähigen Herren anvertraut, die über Zigarettenhandel und Skatspielen unter der Bank wegsehen müssen. Wie völlig anders sind oft staatliche und städtische Religionsstunden!

Zum ersten Male ist es, wie bekannt, in Meiningen diesen Stadtprinzipien gelungen, auf dem wichtigen Gebiete der Schule solche ihre Stadtgrenzen zu überschreiten, auch aus allen Landschulen die Kirche herauszudrängen, an dieser Stelle den Staatsreligionsunterricht zum ersten Male nach Stadtmuster umzuändern. In Siebenbürgen ist die Kirche bis zur Stunde in jeder Abiturientenprüfung mit vertreten. In Meiningen hat sie nicht einmal in der Religionsstunde eines Dorfes mehr etwas zu suchen. Weshalb unterliegt der dortige Staat so der Stadt?

Es ist übrigens zu beachten, wie selbst eine Menge von Staatsbeamten, weil sie solchen ärmlichen städtischen Religionsunterricht s. Z. genossen haben, immer mehr eine gebrochene Stellung zu aller Religion einnehmen. Weniger mit Worten vielleicht, aber in ihrer wirklichen Gesinnung. Wie ganz anders denkt ein oberster Landesherr und sein Adel, besonders sein Landadel, die alle nicht von einer Stadtschule die Elemente ihrer Weisheit bezogen haben, in der Regel über Religion! Unsere obersten Landesherren, ein Graf auf dem Lande sind davon überzeugt: ‚Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben!' Und es wäre sicher unrichtig, das lediglich als schöne Worte bei ihnen aufzufassen. Aber bei der mittleren und niederen stadtgebildeten Beamtenschaft wird dergleichen bemerkenswert leicht zuweilen dazu. Ganz naturgemäß! Wer soll von Religion etwas halten, der vielleicht nie in der Jugend eine gute Religionsstunde gehabt hat? Es war in der größten und bekanntesten Stadt Mitteldeutschlands, dort genoß Schreiber dieses seinerzeit seine Religionsstunden. Erst sechs Jahre lang auf einer Privatschule, dann vier Jahre lang bis zum Abitur auf einer dortigen höheren städtischen Schule. Dieselben aber waren auf beiden einfach — man verzeihe das harte Wort! Schund oder weniger wie Schund. Die Lehrer gar für die letzten vier Jahre waren die reinen Kaspars! Sonst war die betreffende Schule nicht nur gut, sondern zum Teil recht gut besetzt. Die zwei Religionslehrer, um die es sich handelte, waren aber einfach unter aller Kritik! Und die anderen ersten sechs Jahre auf der Privatschule lagen durchgehend in Händen von Kandidaten, die auf dem Katheder ihre Lehrer von der Jenenser Fakultät her kopierten, aber natürlich keine Ahnung

davon hatten, auch nur eine einzige Katechismusfrage richtig zu stellen! Wie soll auf solchem Boden also Frömmigkeit wachsen? Wie soll daraus der Mann hervorgehen, den Arndt zitiert: ‚Wer ist ein Mann? Der beten kann!‘

Also es dürfte an dieser Stelle ziemlich stark unterschieden werden müssen zwischen staatlichem und städtischem Religionsunterricht! Was für Feinheiten bringt ein Lehrer alten Schlages in einer ländlichen Katechismusstunde zutage! — —

Kürzlich ging die Grabschrift Paulsens, des Berliner Philosophen, durch die Zeitungen. Wie matt und wie ruhmredig zugleich! Wie ein Mensch, der eben keine feste Religion mehr hat! Wie ganz anders schrieben sich unsere Großväter ihre Grabschriften. Es bleibt bei dem Bibelspruch des 91jährigen Apostel Johannes bestehen, der 67 Jahre christlicher Prediger war; ‚Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir sollen Gottes Kinder heißen.‘ Es ist durchaus ein Zeichen beginnender geschichtlicher Abständigkeit, anderes höher zu achten, wie das Evangelium und die Gotteskindschaft! ‚Welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Kantianer sind oder Herbartianer sind oder Goethebündler sind!‘ Denkt England so? England weiß an diesem Punkt viel besser und viel sicherer zu unterscheiden! Wir sind in der Wissenschaft voran, England aber ist es in der Religion! Markstück gefunden, Taler verloren! —

Es gibt nichts interessanteres, als unmittelbar hintereinander ein großes Bauern-Missionsfest und ein paar Tage später etwa eine Evangelische Bund-Versammlung oder dergleichen mitzumachen. Es kann sich ja leicht so treffen! Aber welch ein Unterschied! Das eine Mal sitzen 2—3000 Bauern ernst zusammen, hören aufmerksam alles an, dreistündige Gottesdienste, vierstündige Ansprachen, geben zum Schluß unendliche Gaben und gehen ernsthaft dann nach Hause. Und das andere Mal hat man eine großstädtische Geselligkeit vor sich: donnernde Proteste gegen den Papst, nationalen Pathos, tadellose Kirchenchöre und vor allem tadellose Toiletten bei den Damen, tänzelnde Herren und schwänzelnde Damen. Aber die Hauptsache, die Religion, will sich nicht so recht einstellen! Dort geht alles still nach Hause, den Eindruck weiter verarbeitend. Hier endet man in Lustbarkeit, Bergfahrten

und dem jüngsten Couplet! Und irgend einen Herrn aus der ärgsten Diaspora läßt man nicht zu Worte kommen, weil er vom Dorfe ist, erkennt ihn überhaupt vielleicht nicht in seinem rauhen Wirklichkeitsgewande! Was kommt alles vor! — —

Welches ist die Schlupfwespe, die Deutschland ihre Eier in den Leib legt? Alkohol? Presse? Schundliteratur? Die Finanz? Der Unglaube? Die Unzucht? Sie sind es alle. Der Unglaube aber ist der schlimmste von allen. Kommt ein Mensch von Gott ab, so steht er allem und jedem Satanszeug offen. —

28. Glaubensgerechtigkeit und Werkgerechtigkeit.

Wie kommt es, daß der katholische Typus des Bauerntums, nicht des Bürgertums, im allgemeinen mehr anmutet, wie sein protestantischer?

Die Tatsache im großen und ganzen wird kaum zu bestreiten sein.

Und das Sympathischere liegt auch wesentlich gerade in der stärkeren Religiosität auf katholischer Seite.

Dieselbe ist dort ohne Zweifel vorhanden, im allerbesten, rein religiösen Sinne vorhanden, die Tatsache ist nicht zn leugnen. Daß Religion einmal mit zum Menschen gehört, daß Religion die Nahrung der Seele ist, wie Brot die des Leibes oder Dünger die des Ackers, diese Ansicht findet sich im allgemeinen beim katholischen Bauerntume als dauerndes religiöses Niveau vertreten, bei dem meisten protestantischen vielmehr nur als vereinzelter Höhepunkt, veranlaßt durch besondere Verhältnisse, einen besonders tief greifenden Pastor, dem es einmal gelang, die Seelen seiner Gemeinde wirklich religiös zu interessieren oder dergl. Sowohl die religionslos gemachte Sozialdemokratie, wie die religions- und gottlosen breiten Schichten der modernen Presse, der allgemeinen Weltanschauung, des Industrielebens usw. haben ungleich leichtere Arbeit an dem religiösen Ruin der protestantischen wie der katholischen Bauernschläge.

An immer neuen Beispielen tritt uns die katholische Bauernfrömmigkeit entgegen. Man denke an den katholischen Kirchenbesuch! Wie oft sind 50% der Gemeinde Sonntag für Sonntag

in der Kirche! Gemeinden mit 1000 Seelen haben Kirchen mit 500 Plätzen, Gemeinden mit 2000 solche mit 1200, und Sonntag für Sonntag sind die 500 und 1200 Plätze voll. Die Schiffe sind besetzt, und die Gänge und der Platz vor der Kirche stehen voll von Menschen. Nicht aus jedem Hause geht immer einer hin, wie vielleicht in günstigen Fällen bei uns, sondern aus jedem Hause bleibt einer zu Haus, bei den ganz kleinen Kindern, beim Vieh und beim Feuer; und wie oft auch dieser nicht! Alles geht fort, und der Hausschlüssel wird irgendwo hingelegt, wo ihn der erste wieder finden kann. Große gehen hin, und was zu beachten ist, besonders auch Kinder werden in Menge mitgenommen und lassen uns an die Relativität unseres Kulturfundes denken, Kindern nicht durch zu frühen Kirchenbesuch die Kirche zuwider zu machen!! Und bei alledem was für Wege im Schwarzwald, im Hotzenlande, im Böhmerwald oder in den katholischen Alpen! Fünf Monate lang liegt der Schnee, wo er normal liegt, anderthalb Meter hoch, wo er zusammen geweht ist, so, daß man die Telegraphenstangen nicht mehr sieht, und 30 oder 50 Meter lang Tunnel gegraben werden müssen für Post und Fuhrwerk! In 20, 30 Bauernschlitten fährt das Außendorf zur Pfarrkirche hin. Und wo das Fahren nicht angeht, arbeiten sie sich, man muß oft sagen, mit Lebensgefahr, wenn sie nur irgend durchkommen können, Sonntag für Sonntag zum Gotteshause hin. Und wenn sie dort ankommen, hat man dann für die kalten Winter der Alpen oder des Schwarzwaldes etwa Öfen in der Kirche, die man in den weichen Wintern Nordwestdeutschlands in jedem noch so kleinen Dorfe baut, mit ihnen auch die alte Frömmigkeit wieder zu erwärmen!? Die gewaltige ehrwürdige Klosterkirche von St. Blasien hat bis heute keinen Ofen, und rings umher die Dorfkirchen Stück für Stück haben nirgends Heizung. Und wie dort, so anderswo! Manch einer hat sich in solch verfrorener Kirche, in die der Schnee hineinstäubt, schon den Tod geholt. Aber es fällt keinem ein, die Forderung zu stellen, erst käme die Gesundheit und dann der Gottesdienst! Also wo kennt man derartig harte Zustände in Niedersachsen oder Holstein! Und zum Amt kommt die Messe jeden Alltag, nicht so viel von den Jungen besucht, die schaffen müssen, aber so etwas Rechtes für die Alten, die Leibgedinger, die viel freie Zeit haben. —

Und neben den Gemeinde-Gottesdiensten nehme man den Hausgottesdienst, alles, was sich an den Herrgottswinkel anknüpft, was in dem sich abspielt, alles, was mit den Hauskapellen zusammenhängt, die auf so vielen großen Höfen sich befinden. Höchstens ein freisinniger Wirt denkt einmal anders, läßt das Hausgebet fallen: ‚Es schafft nix! Das eine schaut zum Fenster hinaus, das andere schaut, was Hund und Katze machen!‘ und reißt aus dem Herrgottswinkel die Bänke heraus und stellt neumodische Stühle hinein. Die Bauerschaft denkt anders, und der katholische Dorfwirt ist entfernt nicht der König in ihr, wie der protestantische in der seinigen.

Und bei alledem ist die Regelmäßigkeit die Hauptsache! ‚Der Bittgang tut's nicht, sondern das Amt und das Frommsein daheim!‘ Wie der Acker seine regelmäßige Nahrung haben muß und nicht von einer Gabe Kunstdünger leben kann, und der Mensch seine regelmäßige Nahrung bedarf, und nicht an Fleischextrakt genug hat, so auch der Fromme! —

Man macht sich die Sache entschieden zu leicht, wenn man auf gegnerischer Seite diese gesamten kirchlichen und religiösen Erscheinungen mit den kurzen Einwänden denkt erledigen zu können: Priesterzwang, Formenwesen, opus operatum! Das stimmt nicht. Die Zusammenhänge liegen nicht so! Der Begriff des opus operatum bedarf einer Fußnote! —

Wir wissen, der menschliche Organismus ist auf Leib und Seele angelegt. Eins von beiden verleugnen wollen, führt zu nichts. Wie aber bei ihm, so wiederholt sich dasselbe Verhältnis unendlich oft in dieser geistleiblichen Welt, bei unendlich vielen Begriffen; und auch bei dem unsern. Das fromme Werk in seiner Gesundheit bedarf einer äußeren Form, und bedarf einer dieser innewohnenden Seele, dieses allein ist seine gesunde Ausprägung, und es ist bekannt, wie unendlich oft dieselbe in der Geschichte seiner Theorie und Praxis verfehlt ist. Es ist bekannt, wie man immer wieder auf sogenannten Höhepunkten seiner Entwickelung es entweder zum Sakrament hat steigern wollen, daß es selig macht allein als getane Tat, oder zum Symbol erniedrigen, daß das äußere Tun dabei nichts sein soll, eine schädliche Äußerlichkeit, die den Menschen von der Hauptsache ablenke, welch' letztere allein der

dabei sich abspielende innere Seelenvorgang sei. Es entsteht auf der einen Seite der katholische Kleriker, der zur gegebenen Stunde im Eisenbahnkupee oder wo sonst seine Andacht verrichtet, plappernd, gedankenlos im Buche blätternd, gedankenlos zum Fenster hinaus schauend, und die Mitreisenden musternd, diesem zum sonderbaren Schauspiel: Das Plappern allein macht ihn selig. Und ihm gegenüber steht der vergeistigte sublimierte Fromme, dem der Kirchgang als äußere Form nicht würdig genug ist, seinem Gott zu dienen, zu seinem Gotte in Beziehung zu treten, der zuletzt ‚aus Religion‘ nicht zur Kirche geht, ‚aus Religion‘ keinen Religionsunterricht in der Schule mehr dulden will! Nicht weit genug kann er sich von dem äußern frommen Werke entfernen, um nur ja die Seele und den Inhalt derselben zu pflegen.

Man wird sagen dürfen, beides sind Entartungen! Die katholische Kirche war der Lehrer der Jahrhunderte. Wenn aber der Lehrer zu lange lehrt, immer wieder von neuem dasselbe, so entflieht ihm naturgemäß zuletzt der Geist aus der Form, mit dem die stets jugendfrischen neuen Zöglinge für ihre Person sie immer wird füllen. Und das Gegenteil davon ist eine andere spätere Entartung, in anderer Weise entstanden. Wir können für das Bauerntum aber wieder zu unserm Schema greifen. Die Jugend des Bauerntums, der plastische Sinn aller Jugend, den sie an alles und jedes herandrängt, und ihr Idealismus, mit dem sie alles und jedes übergießt, sie haben es verursacht, daß, was man beim Bauerntum als opus operatum bezeichnen möchte, so etwas völlig anderes ist, wie das, was alle Kirchenlehre so zu nennen pflegt: Dort eine durchgeistigte Form, eine Form mit entsprechendem Inhalt, ein Inhalt mit entsprechender Form, hier eine ausgeglühte Schlacke! Die katholische Kirche aber hat in ihrem weiten Rahmen ersichtlich mehr Platz und mehr Verständnis auch für den uns beschäftigenden Typus der Bauernreligion, wie wir in unseren engeren Rahmen des Protestantismus!

Noch eine andere Betrachtung führt uns zu demselben Resultate.

Wir sagten, alle Jugend ordnet sich ganz wesentlich in das Schema des Befehlens und Gehorchens. Für andere Lebensalter sind entschieden charakteristischer andere Lebensschemata.

Für die Jugend dürfte weitaus mit das wichtigste das genannte sein. Das Kind fragt: Was soll ich tun? Es will nicht weiter gehen, sondern etwas neues befohlen erhalten. Und sein beste Lehrer ist nicht der gelehrteste, sondern der, der am besten befiehlt. Schüler bereits zur Selbständigkeit erziehen wollen, heißt sicher auch die Art dieses Alters noch verkennen! Ein völliges Korrelat aber dazu ist der Bauer. Es ist bekannt, alles Bauerntum liebt und wünscht eine klar und fest befehlende Behörde. Die achtet es, unter die fügt es sich, der gehorcht es ohne Widerrede: Wie beim Militär, das auch bis heute noch stark auf mittelalterlichen Prinzipien sich aufbaut, alles beendigt wird durch die eine Tatsache: ‚Es ist befohlen!‘ Eine nicht befehlende, sondern eine verhandelnde Behörde versteht alles Bauerntum überhaupt nicht. Die schätzt es nicht, die verachtet es, gegen die wird es, was sonst durchaus nicht in seiner Eigenart liegt, unverschämt und maßlos. Ja, wer Bauerntum kennt, weiß, verhandeln, was wir so darunter verstehen, das geht überhaupt mit dem Bauer nicht. Er hat kein persönliches Urteil in einer Sache, und bildet sich keins, und will keins haben, und will sich keins bilden. Mit Bauern verhandeln, das ist nichts anderes, wie wenn ein ungeschickter Lehrer anfängt mit seinen Schülern zu verhandeln. Allein gehorchen und befehlen ist Bauernwelt! Eines Tages hatten sie irgendwo sich mit Erfolg gegen die Bahn durch ihre Bauerschaft geweigert. Zum Schluß war es ihnen leid. ‚Sie würden doch sonst zu allem gezwungen. Weshalb man sie nicht auch hierzu gezwungen habe?!‘ Also jedenfalls, seine normale Welt, die Welt, für die der Bauer da ist, die, die für ihn da ist, das ist die des Befehlens und des Gehorchens.

Wann aber war diese Welt je klassischer ausgeprägt, als im katholischen Mittelalter! Eine alte Schicht, vom römischen Kaisertum her ans Herrschen gewöhnt, im Herrschen geübt, traf zusammen mit immer neuen jungen Schichten, mit jungen Völkern, die nichts anderes wünschten, als vor allen Dingen einen großen Herrn, ihm mit leuchtenden Augen und jugendlicher Verehrung zu dienen. Wie zwei sich bedingende Gegensätze haben Befehlen und Gehorchen dem größten Teile des Mittelalters ihren Stempel aufgedrückt!

Alles wird noch klarer durch einen Blick auf das Gegenteil, auf die Eigenart des Bürgertums und des Protestantismus. Auch

die sind ja ersichtlich aufeinander zugeschnitten, sind ersichtlich auch nach ähnlichen Prinzipien aufgebaut als zwei Welten der Persönlichkeit, zwei Welten der Selbständigkeit. Wo Befehlen und Gehorchen die Hauptsache ist, da kann sich keine Persönlichkeit entwickeln, die des Gehorchenden nicht, und die des Befehlenden nicht. Die Diener bedürfen des Herren, aber auch der Herr bedarf der Diener. Der Troß bedarf seines Grafen, aber der Graf ohne Troß ist auch nichts, ein Herr ohne Heer; die Kunst des Gehorchens bedarf des Herrn, aber auch die Künste des Befehlens, die Menschenbehandlung, die Menschenverwendung bedürfen eben auf Schritt und Tritt der Menschen. Herrschen wie Dienen bedeuten beide keine Selbständigkeit, keine Persönlichkeit. Der Diener ist eben so unbehilflich ohne Herr, wie der Herr ohne Diener.

Dem steht also gegenüber das Bürgertum mit seinem Prinzip der Selbständigkeit. Das Bürgertum will nicht gehorchen und nicht befehlen, will nicht zusammenhängen nach oben hin mit Vorgesetzten, und nach unten hin mit Untergebenen. Es will es nicht und es versteht es nicht. Im Bürgertum will möglichst jeder einzelne seine Eigenart auswirken, jeder einzelne sich zum kleinen Mikrokosmos gestalten, eben zu dem, was wir nennen Persönlichkeit. Sein Stolz ist nicht ein gewaltiges großes Ganze, an dem er die Ehre hat, mitzuarbeiten, mit dem zu stehen und zu fallen seine Natur wäre. Sein Stolz ist, unabhängig von allem frei auf sich selbst zu stehen.

Und nun vergleiche man damit den Protestantismus, soweit er tatsächlich Glaubensüberzeugung und Gewissensfreiheit beabsichtigt: So gewiß bis heute Luthers freimütiges Auftreten in Worms seinen völligen Widerhall und sein Verständnis findet immer nur im Bürgertum, so gewiß bis heute weder Bauerntum und Adel gerade an diesem Punkte an einem derartigen Heraustreten aus der Menge, einem derartigen Auffallen eine rechte Freude empfinden, so gewiß ist der gesamte Protestantismus eine Erscheinung, die wesentlich in gleicher Luft mit aufgewachsen ist, wie das Bürgertum. Luther ist durch die Vermittlung zweier Generationen aus dem Bauernstand hinübergetreten in den Bürgerstand, und die von ihm ausgegangene Reformation trägt neben ihren starken, religiösen Zügen, die durchaus in erster Linie stehen bleiben sollen, überall erkennbar an sich die Züge des Bürgertums.

Das ergibt sich aus dem Vergleiche der beiden Welten mit aller Sicherheit, was wohl öfter hier und da halb im Scherz bereits ausgesprochen ist, daß ebenso wie alles Bürgertum auf den Protestantismus, so alles Bauerntum auf den Katholizismus hin zugeschnitten ist. Der Protestantismus, als eine Konfession der Persönlichkeit ist die Konfession aller höheren Jahre, der Katholizismus als eine Konfession der Unpersönlichkeit, die aller Jugend. Vom Bauern verlangen, er solle dahin kommen, für sich auch mehr oder weniger dazustehen, wie Luther, eine ausgeprägte eigene Ansicht zu haben über Religion im allgemeinen, und über seine eigene Religion im besonderen: Das ist einfach rundweg falsch, heißt Bauerntum rundweg mißverstehen, Bauerntum in die Aktenfächer des Bürgertums hineindrücken. Wo das Bauerntum frei ist, ordnet es seine Religion sich sofort nach katholischen Gesichtspunkten! Das gibt zu denken!

Knüpfen wir wieder an die Eröterungen über das opus operatum an! Wo gern befohlen wird, wird gern viel befohlen, wo gern gehorcht wird, wird gern viel gehorcht. Mit wenigen, alles beherrschenden Prinzipien, die alles regeln und alles erledigen, ist weder dem einen, noch dem anderen gedient. Also in solcher Luft gedeiht nicht die prinzipielle Antwort, sondern gedeiht die Kasuistik, gedeiht das opus operatum: Nicht zu dem schwindsüchtigen Kapitel unserer Dogmengeschichte, sondern in jenen lebensvollen, saftstrotzenden Formen, von denen dieselbe bei diesem Locus nichts meldet.

Wir schließen mit der Frage, mit der wir angefangen haben: Wie kommt es, daß der katholische Typus des Bauerntums dem unbefangenen Betrachter sympathischer erscheint, wie sein protestantischer. Es kommt von der einfachen, natürlichen Tatsache her, die aber nicht übersehen werden darf, daß die Prinzipien, nach denen der Katholizismus, und diejenigen, nach denen das Bauerntum sich entwickelt haben und bis heute leben, einander entsprachen, ineinander sich eingelebt haben, ebenso wie sie uns, dem Protestantismus und dem Bürgertum nicht entsprechen, unverständlich sind. Der Katholizismus des katholischen Bürgertums, der zwei Dinge umspannt, die nicht miteinander groß geworden sind, gar der Katholizismus des katholischen Klerus aus anderen Gründen machen einen weit weniger angenehmen Eindruck, ergeben zwei

Formen der Konfession, mit denen die entsprechenden protestantischen wahrscheinlich durchaus mit Erfolg konkurrieren können. Der Katholizismus aber des katholischen Bauerntums erscheint als eine äußerst glückliche Ausprägung dieser Konfession, der den Protestantismus nichts zur Seite zu stellen hat. Dieselbe mittelalterliche, jugendliche, alles idealisierende Volksschicht haben wir in unseren Bauernschlägen auch, aber unsere Konfession paßt nicht dazu. Wird sie dazu passend gemacht, so nimmt sie katholische Züge an, wie sich leicht an Beispielen nachweisen läßt.

Die Frage: ‚Werkgerechtigkeit oder Glaubensgerechtigkeit?‘ ist beinahe so alt, wie die Menschheit selbst ist. Fast vom ersten Blatte der Bibel an bis auf die Gegenwart hin haben sie ihren Strauß miteinander gehabt, entschieden, wie fast alle solche Fragen, zum Schluß jedesmal natürlich nicht nach absoluter Richtigkeit, sondern nach der Weltanschauung des jeweiligen Jahrhunderts. Nur dürfte der Zusammenhang beider Ansichten nicht dahin, wie es öfter geschieht, zusammengefaßt werden: Jedes Volk fängt an in Glaubensgerechtigkeit und endet in einem seelenlosen Werkedienst! Dieser Zusammenhang dürfte die Lage der Dinge nicht treffen! Die Sache wird fast eher nach dem Gegenteile hin sich gestalten. Jedes Volk lebt, sobald es einigermaßen zu Verstand kommt, in einem Kultus, einer Heiligung des sichtbaren Werkes. Das Werk ist der Leib der Gesinnung, ohne den die Gesinnung überhaupt nicht denkbar ist. Das Beten, das Opfern, das Spenden an die Götter, das Steinesetzen ist ein Gottesdienst, aber eben durchgeistigt, wie das nur jugendlicher Idealismus und jugendliche ‚spielende Energie‘ fertig bringen! Und das zunehmende Wertlegen auf den Glauben allein oder auf das Werk allein stellt sich in späteren Jahrhunderten ein. Der Glaube tut alles, das Werk tut nichts, das Werk ist Symbol! Der Glaube tut nichts, das Werk tut alles, das Werk ist Sakrament! Das sind die beiden Formen der Entartung in der Hochkultur. Es entsteht der Fromme, der von aller kirchlichen Form nichts wissen will, von keiner Taufe, Trauung, nichts von Kirchengehen, Abendmahl: Aus Religion! Es entsteht der Fromme, der seine Gebete abplappert, die Spanierin, die der Madonna zu Ehren acht Wochen lang braun oder blau trägt: Das Plappern allein, das blaue Kleid allein macht selig.

Seele und Leib, Glauben und Werk einander durchdringend sind stets jeweiliger Höhepunkt gewesen. Luthers sola fides ist nicht anders gemeint gewesen, wie die neutestamentliche fides allein. Von einer Religion ohne Kirche haben sie beide ebensowenig wissen wollen, wie von einer Kirche ohne Religion.

29. Fühlen und Tun.

„Bekanntlich pflegt man dreierlei Arten von Gefühlen zu unterscheiden: Die sinnlichen Gefühle, die Formalgefühle und die ästhetischen.

Zur ersteren Klasse gehören die Empfindungen des Geschmacks, des Geruchs, der Temperatur, des allgemeinen Lebensgefühles, die Reize greller Farben, gellender und weicher Töne u. a. Unter allen Völkern und bei jedem einzelnen machen sich in diesen Gebieten bestimmte Unterschiede des Vorziehens und Verabscheuens, dessen, was als angenehm gesucht, und dessen, was als unangenehm gemieden wird, geltend. Diese Gefühle sind fast ganz in der leiblichen Beschaffenheit gegründet und darum zum großen Teil bei verschiedenen Individuen, Völkern und Zeiten überaus verschieden, zum andern Teil auch wiederum gleichmäßig.

Die Formalgefühle beruhen auf besonderen Lagenverhältnissen der Vorstellungen, im besonderen hängen sie mit derem Steigen und Sinken, den Spannungen und Lösungen unter denselben zusammen, so daß jede Vorstellung bezw. Vorstellungsgruppe unter Umständen begehrt und verabscheut werden und den Sitz für Gefühle der Lust und Unlust bieten kann. Hierher gehören die Gefühle, auf welche sich die Urteile des Schädlichen und Nützlichen gründen, das Selbst- und Ehrgefühl, die Gefühle der Erwartung und Ungeduld, Hoffnung, Besorgnis, Überraschung, der Zweifel.

Die ästhetischen Gefühle endlich, zu welchen besonders auch die sittlichen mit gehören, haften nicht an dem Stoffe, d. h. an dem durch den Leib gegebenen Gefühlten, wie die sinnlichen, auch hängen sie nicht in der Weise von den zufälligen Lagenverhältnissen

der Vorstellungen ab, wie die Formalgefühle. Sie ergehen über gewisse Verhältnisse, gewisse Intervalle von Tönen, gewisse Zusammenstellungen von Farben und Formen, bestimmte Willensverhältnisse.

Allen drei Arten von Gefühlen ist gemeinsam, daß dabei gewisse Vorstellungen nicht gleichgültig bleiben, sondern mit dem Zusatze des Vorziehens oder Verwerfens behaftet, sich im Bewußtsein befinden. Dieser Zusatz des Vorziehens oder Verwerfens findet im Urteile seinen sprachlichen Ausdruck; die betreffenden Vorstellungen werden zu logischen Subjekten und die damit verbundenen Gefühle zu den dazugehörigen Prädikaten. Wir haben es hier mit Werturteilen zu tun, mit dem Prozeß, wie Erkenntnisurteile zu Werturteilen werden. Gewisse Vorstellungen und damit zugleich die diese Vorstellungen bedingenden äußeren Gegenstände erfahren eine Beurteilung, Lob oder Tadel. Der Rosenduft ist angenehm, das Eisen ist nützlich, der harmonische Dreiklang ist schön, Wohlwollen gefällt.

Das aber leuchtet auf den ersten Blick ein, die dritte Art, die ästhetischen Gefühle, erfordern von allen die größte Ausbildung des Gedankenkreises." (Flügel.) Es ist diese dritte Art von Gefühlen allerdings innerlich am festesten konstruiert, d. h. zu allen Zeiten am gleichartigsten gewesen. Sie ist andererseits aber am zartesten, leidenschaftslosesten, bedient sich von allen dreien der leisesten Sprache. Die Kultur der ästhetischen Gefühle setzt in jeder Beziehung den Menschen auf dem Höhepunkte seiner Entwickelung voraus.

Also ein höchst charakteristisches Moment bei diesen drei Klassen von Gefühlen ist, daß dieselben ihre Zeit haben, daß sie nicht zu gleicher Zeit auf ihrem Höhepunkte sich befinden. Die höchste Entwickelung setzen, wie gesagt, die ästhetischen, voran unter ihnen die moralischen Gefühle voraus. Man denke an den jungen Mann in seinen idealen Jahren: Wie hoch stehen ihm moralische Grundsätze! Wie wenig gibt er auf Essen und Trinken! Wie kann er gängelang das Diner passieren lassen, wenn ihn irgend etwas fesselt! Wie ist das alles anders, solange der Mensch noch kein Mensch oder kein Mensch mehr ist! Dann spielt das Essen eine Rolle, sind Augenlust, Ohrenlust, Gaumenlust, Fleischeslust von Wichtigkeit.

Jugend macht es oft genug auch dem Alter heutzutage ja so nach: Gelernt aber hat es solche Gefühle eben erst vom Alter. Vor allem die sittlichen Gefühle nehmen in späterer Zeit ab und vor allem die sinnlichen nehmen zu. Auch alle Formalgefühle. Was machen Furcht, Hoffnung, Überraschung für die gesunden Jahre aus, was für die kranken. „Die Nerven sind schlecht geworden!“ sagen wir. Es gilt von Jugend und Alter beim Menschen und von Jugend und Alter beim Volke. Man lese die Gesta Romanorum und vergleiche moderne Novellistik damit.

Man drückt den ganzen Vorgang, soweit er die Religion betrifft, oft dahin aus: „Das Tun in der Religion nimmt ab, das Fühlen nimmt zu! Die Religion wird in der Kultur aus Taten zu Gefühlen.“ Es ist das dieselbe Sache. Das Tun, das hier allein gemeint ist, das moralische Tun aus moralischen Gefühlen heraus, das nimmt ab. Es nimmt ab, weil die moralischen Gefühle abnehmen und weil die religiösen, die in aller gesunden Entwickelung nie Selbstzweck waren, sondern stets nur Handhabe, Hebel zur Verwirklichung der gesamten moralischen Welt, mit ihnen abnehmen. Wer kein Interesse mehr hat an der Moral, hat auch an denjenigen Mitteln kein Interesse mehr, die der Moral zu Leben und Bestand verhelfen. Und andererseits, das sinnliche Gefühl und, worauf wir bereits an anderer Stelle hinwiesen, das ästhetische Gefühl drängt sich in die Religion hinein. Kontemplative, pietistische, mystische Richtungen stellen sich ein, die im letzten Grunde auf mehr oder weniger sinnliche Gefühle hinauslaufen bis zu dem in Schweiß gebadeten verzückten Frommen hin. Er sieht seine Leistung vor Augen und ist zum Schluß oft genug von ihr in viel festerer Weise überzeugt, wie der einfache Fromme, wie zur Not selbst der Gottessohn, der nichts weiter war als fromm und moralisch. Den wandelten Zweifel an. Ihm kommen keine! Und daneben, die ästhetischen Gefühle, an denen der Mensch sich erbaut, die schön gebaute Predigt, die den Menschen mit sich fortreißt, daß er abermals von seiner Leistung überzeugt ist, die er unmittelbar so stark fühlt! Es ist zu beachten, das eine wie das andere Mal erschöpft sich der Mensch in solchen seinen Gefühlen. Auf die Kontemplation, auf die angezündete Begeisterung folgt nichts. Sie verfliegen, der Mensch, der sie so heftig empfunden

hat, meint, unendliches geleistet zu haben, und leistet in Wahrheit nichts.

Wir haben aus dem Gesagten bereits die Geschichte der Religion in ihren zwei Hauptrichtungen durchblicken lassen. Es ist nicht schwer, spezielle Beispiele aus ihr noch anzuführen. Sie setzt ganz unverkennbar aus den beiden sich ablösenden Definitionen sich zusammen: Religion gleich Tun, Religion gleich Fühlen. Greifen wir nur einige Phasen aus ihrer Vergangenheit heraus.

Die Gefühlsrichtungen sind stets am sichtbarsten gewesen, weil sie mit dem meisten Pathos, auf einem Kothurn jedesmal durchs Leben gingen, weil sie jedesmal die Kultur bevorzugt oder sich neu ausgedacht hat, und die handhabt nichts, ohne ihm einen großartigen Feldherrnmantel um die Schultern zu drapieren. Wir denken an den Neuplatonismus in der absterbenden römischen Kultur. Wir denken an die terrores conscientiae, Mystik und Kontemplation, an den Zorn gegen die eigene Kreatürlichkeit, an alle mönchische Demütigung, Bußkämpfe und Bußkrämpfe, mit denen alle mittelalterlichen Richtungen, soweit sie Rom nahe standen, sich in kalten Schweiß hineingearbeitet haben. Wir denken noch an Luthers Gefühlsexzesse im Kloster. Wir denken in der Kirche, die sich nach ihm nannte, an Franke, Johann Arndt, Jodocus von Bodenstein und ähnliche Richtungen: „Ich bin ein Scheusal ohne dich!" Wir denken an die modernen Gefühle in verwandten ähnlichen Richtungen. Es ist überall wieder dieselbe Erneuerung des alten neuplatonischen Gefühlslebens: Nicht ein einfaches, vernünftiges Mißfallen an begangener Sünde, sondern Todesschrecken und Höllenfurcht, ein Antoben gegen das Geschaffensein, gegen das Ausgeschlossensein vom eigentlichen „Sein". Das ist die eine Richtung. Nie Volkstum, aber alle Kultur hat sie stets bevorzugt. Man fühlte in ihr so deutlich und sinnenfällig, was man leistete, der ausgepreßte Schweißtropfen auf der Stirn bewies es. Und man brauchte doch keine eigentliche Leistung zu leisten. Mit einem Gefühl kaufte man sich von der Tat los.

Und dieser Richtung stand stets die andere gegenüber, die, man kann es kurz sagen, alle Reformatoren jedesmal wieder in den Vordergrund drängten: Religion im Tun! Gewiß, auch Christus verstand, was Mißfallen über begangene Sünde war.

Aber nun war es gut damit! Nun warf er sofort das Wort dazwischen: „Nicht alle, die zu mir Herr Herr sagen, kommen in das Reich meines Vaters, sondern — die wichtige Neuerung! die den Willen tun meines Vaters im Himmel!“ Und das Tun bildete nunmehr den roten Faden, der durch seine ganze Predigt sich hindurchzog. Das Johannesevangelium ist voll von Sprüchen, die solches Tun betonen, die dieses Wort in diesem Zusammenhange enthalten. Ein absolutes Tun war Christi, wie Pauli Leben, wir sprachen schon davon. Kein Schatten von Kontemplation findet sich bei ihnen. Die völlige Fruchtlosigkeit solcher schönen Gefühle war ihnen absolut geläufig.

Und ihnen nach hielt sich Luther. Man hat über Luthers Mystik sich zu schreiben bemüht: In dem Manne der Tat gab es keine! Mit seinem Mönchstum hatte er sie beiseite gelegt! Er hörte auf, seines Heiles sich im Gefühle gewiß werden zu wollen, weil er erfahren hatte, das ging nicht, das endete nicht mit Heilsgewißheit, sondern mit Verzweiflung. Er schob wieder alles hin auf die Welt der sittlichen Gefühle, die mit Hilfe der Religion sich in sittliche Taten umsetzen. Der Mensch wird seines Heiles gewiß in Reue über seine Sünde — gewiß, auch er kannte die Reue wieder! aber weiter im Sichzurechnen zur Gemeinde, im christlichen Tun, im Dienst an den Menschen und in der Herrschaft über die Welt. Das ist alles kein Gefühl. — —

Das sind Bauernrichtungen gewesen!

Die Welt ist einmal und unser Volk ist einmal durch Bauernblut erlöst, das der Hochkultur in ihrer Mitte gegenübertrat. Man wird sagen können, alle Reformationen gehen von Bauernblut aus. Ein Volk, das dieses Blut in sich vergiftet, vergiftet sich selbst, vergiftet seine Hoffnungen.

30. Alte und moderne Theologie.

Professor Beth in Wien hat kürzlich eine längere Monographie herausgegeben unter dem Titel: ‚Die Moderne und die Theologie.‘ Andere haben unter ähnlichen Überschriften geschrieben. Kurz, die Empfindung, daß, wo alles modern sei, auch die Theologie modern

zu sein habe, liegt in der Luft. Am deutlichsten hat der Schleswiger Generalsuperintendent Kafftan das Problem formuliert: ‚Moderne Theologie des alten Glaubens'. Man hat den Instinkt, der Glaube müsse der alte bleiben. Man empfindet, an den dürfe nicht getastet werden, den hätten unsere Väter besser gehabt wie wir Söhne und Enkel, auf dem Gebiete hätten sie mehr verstanden. Aber Theologie, Dogmatik dürfe und müsse man unbeschadet modernisieren. Der Glaube sei das alte einfache Verhältnis des Menschen zu seinem Gott, ein Vertrauen auf ihn, ein Sichhingeben an ihn, dessen Richtigkeit darin erkannt werde, daß ein gutes, rechtes Leben daraus folge. Das sei der große alte Kronjuwel, der nicht ohne Schaden umgeschliffen werden dürfe. Aber das Reden um das Raisonnement über diesen Gott, über den Menschen, der dabei in Betracht käme, und über das Verhältnis zwischen beiden, das könne immer jeweilig mit den Zeiten sich ändern. Die Fassung des Steines könne wechseln.

Beth, um die Art der modernen Theologie darzulegen, geht aus von der Art der Moderne überhaupt. Die ‚Moderne' setze sich aus nichts anderem zusammen, als aus lauter modernen Einzelfaktoren, die Art der Moderne müsse zum Schluß sich in jedem modernen Einzelfaktor widerspiegeln. Eins lehre das andere verstehen! Als Eigenart der Moderne aber gibt er zwei große Eigenschaften an, die nach allen Richtungen hin ihr Wesen ausstrahlten: Die Persönlichkeit statt des früheren unpersönlichen Lebens, die Empirie statt des früheren vielen Übersinnlichen in der Weltanschauung. Sie bestimmten auch die moderne Theologie in ihrer Art.

Es ist sicher, daß Beth mit diesen beiden Beobachtungen im Recht ist. Ohne Zweifel ist die Moderne eine empirische Welt gegenüber allem Mittelalter als einem erheblich übersinnlicheren Dasein. Und was allgemein so war, war auch in der Theologie so. Wir sprachen davon in dem Kapitel ‚Wunder und Naturgesetz'. Auch in der Theologie erbauten unsere Vorväter sich am Wunder: ‚Credo, quia absurdum est'. Und wir Enkel behaupten, dasselbe zu tun, wenn wir religiöse Weltanschauung uns nach Naturgesetzen zurechtlegen. Und wenn wir eines Tages verzweifelnd merken, daß uns dabei die Erbauung nicht recht gelingen will, so ist

es uns doch klar, daß wir um das Naturgesetz doch auf keinen Fall mehr herum können! Und weiter, Beth hat recht, ohne Zweifel ist unsere Moderne eine Welt der Persönlichkeit. Wer wird darüber nur ein Wort noch verlieren wollen! Und die Persönlichkeit verdrängt auch in unserer Theologie die Unpersönlichkeit in der Theologie der Väter. Vom alten Testamente her war ihnen der Gedanke geläufig, wie so manchmal es als ganz in der Ordnung festgestellt wurde, daß Sünden der Väter, Guttaten der Väter an den Kindern gesucht, heimgesucht wurden bis ins dritte, bis ins tausendste Glied, daß den Kindern die Zähne stumpf wurden für die von den Vätern gegessenen Herlinge. Hiskia blieb für seinen Unglauben an der eigenen Person straflos, aber sein Sohn mußte sterben. Und Josia konnte noch so fromm sein, von den Sünden seiner Väter sich unterscheiden, um der Sünden seiner Väter willen mußte er vorzeitig bei Megiddo sterben. Es war die Fortsetzung oder die Neubildung solcher Gedanken, die sich sichtbar durch unsere ganze alte Dogmatik hindurchzog, wenn so oft eine ähnliche Stellvertretung sich fand. In der Taufe stellvertreten die Gevattern das Kind, wenn sie für das Kind gefragt werden: ‚Entsagest du der Welt?‘ ‚Entsagest du dem Teufel?‘ und wenn sie antworten: ‚Ja!‘ Die Gevattern stellvertreten das Kind, das noch nicht glauben kann, mit ihrem Glauben; daher die Notwendigkeit, wirklich Gläubige zu Gevattern zu wählen. Die Stellvertretung ließe sich noch an anderen Orten nachweisen. In klassischer Form und größter Breite tritt sie uns entgegen in dem Kapitel von der Erlösung, wo der Heiland für uns stellvertritt. Er wird statt unserer schuldig, wir werden statt seiner unschuldig. Die Verachtung, die Schläge, das vergossene Blut, das unser Teil hätte sein müssen, ist sein Teil geworden, die Gesetzeserfüllung und Gerechtigkeit, die Gott von uns zu fordern berechtigt gewesen wäre, wird von ihm prästiert, an Gott ausbezahlt. Es ist eine Stellvertretung, eine Unpersönlichkeit, die man sich nicht durch allerhand Auslegungskünste abschwächen und modernisieren darf, wie das so unendlich oft geschehen ist. Denn so ist die Sache dogmatisch nicht gemeint. Man muß daran festhalten, so, wie sie dogmatisch gemeint war, ist sie absolut etwas nur für einen mittelalterlichen, absolut nichts für moderne Menschen,

wo jeder seinem Gott gegenüber nur eigene Sünde kennt, nur für die eigene Gerechtigkeit auf der Schanze zu stehen hat.

Beth wird nichts dagegen haben, wenn wir im Schema unserer bisherigen Betrachtungen die von ihm angeführten zwei Punkte noch durch eine Reihe anderer vervollständigen. Wir denken an unsere Begriffspaare: Gesundheit und Schwäche, ungefähr und exakt, Geschichtslosigkeit und Geschichte, körperlich und vergeistigt. Man könnte deren noch mehrere anführen. Auch sie alle spiegeln sich, wie überall, so auch in der Theologie wieder.

Gesundheit und Schwäche! Wir sprachen in dem Kapitel ‚Bauerngott und Kulturgott' davon. Luther seufzte im Kloster, Luther schrieb auch sein Buch ‚de servo arbitrio' ‚von der völligen Unfreiheit des menschlichen Willens' unter dem Druck des mittelalterlichen anselmschen, scotistischen, occamistischen Gottes. Wie milde ist dem gegenüber unser heutiger Gott geworden. Er darf nächstens nicht mehr verlangen, daß in seinen Kirchen Sünde überhaupt genannt wird. Sünden vergeben ist seine einzige Beschäftigung. Natürlich ohne daß Reue vorhergeht. Liebe, Liebe und immer wieder Liebe ist seine einzige Eigenschaft, Nachsicht über Nachsicht; er muß die Menschen halten wie verzogene Kinder. So wird er in der modernen Theologie nach und nach.

Weiter, das andere Begriffspaar: ‚Ungefähr und exakt'! Denken wir an den Heilsplan, den Gott mit der Menschheit gegangen ist, wie ihn das Mittelalter, wie ihn die Moderne auffaßte. Wie systemlos, wie ungefähr konstruierte ihn das Mittelalter! Mit einer nie dagewesenen Plötzlichkeit, durch ein sechsmaliges ‚Es werde!' wurde alles geschaffen, eine Welt, die in jeder Weise vollkommen war, eine Welt, unter die die Zensur gesetzt wurde: Sehr gut! Der erste Mensch war religiös, moralisch, körperlich, intellektuell vollkommen. Jahrhundertelang haben die Maler ihre Akte immer wieder ‚Adam und Eva' getauft, weil Adam und Eva vor dem Sündenfall auch den künstlerisch idealsten Leib an sich trugen! Gottes Werk scheint vollbracht zu sein! Da plötzlich, durch eine unglaubliche Kleinigkeit wird alles, nicht weniger als das ganze große Weltwerk, wieder in Frage gestellt. Ein Gebot, dessen Tiefsinnigkeit, eine Versündigung, deren Schwere einem nicht in den Kopf will, wirft alles wieder

über den Haufen. Was Gott am Tage geschaffen, stößt der Satan des Nachts wieder um; wenigstens seine Blüte bricht er, seinen Adel zieht er in den Staub. Und Gott steht dabei und schaut zu, wie wenn er ihm Zeit geben wollte, seine Bosheit und Rache zu kühlen, damit sie ein zweites Mal nicht wieder erwache! Wir sagen: Wie ziellos, wie systemlos! Und das geschändete große Werk liegt nun! Und liegt und liegt! Mit nichten macht sich der Gott des Himmels und der Erden daran, den Schaden baldigst wieder auszubessern! Er liegt und bleibt liegen, Jahrhunderte lang, vier Jahrtausende lang, wie eine offene Wunde, in die jeder hineinschauen kann: Wie es fast allen deutschen Domen gegangen ist, daß sie gewaltig begonnen wurden und dann jahrhundertelang turm- und fassadelos als Ruine liegen blieben, daß man nicht wußte, soll aus ihnen noch einmal etwas werden oder verfallen sie mit dem Moos dem Untergang! Bis eines Tages noch einmal alles sich ändert, Gott sich wieder aufmacht, seinen Sohn sendet, und nun auf langsamerem, naturgemäßerem Wege alles wieder auf die Höhe geführt werden soll. Wer hatte nach solchen Jahrtausenden noch daran gedacht, daß noch einmal alles wieder gut werden würde! Wie ziellos, wie systemlos war das ganze System.

Und ihm gegenüber das andere, das moderne, mehr oder weniger von Schleiermacher aufgebrachte: Die Geschichte der Menschheit fängt niedrig an, nicht ganz so niedrig, wie es die Naturgeschichte vorschlägt, aber ziemlich niedrig auch; Gott führt dann die Seinen höher und höher, bis die größte Nachhaltigkeit in diese Bewegung hineinkommt durch den Gottessohn. Nichts mehr von dem hohen Einsetzen einer Linie, von dem plötzlichen tiefen Absturz, von dem endlosen Hinlaufen und Hinliegen in der Tiefe wie zwischen Unkraut und Brennesseln! Von Anfang an geht alles zielvoll und systematisch langsam nach oben. Der zweite Heilsplan ist moderne Theologie.

Oder weiter, das Kapitel: ‚Geschichtslosigkeit und Geschichte'! Man denke an den so unglaublich geschichtslosen Christus unserer alten Dogmatiker, an die Wunderlichkeiten, die sich an dessen zwei Naturen und seine eine Person angesetzt haben, vom nestorianischen Streit an, man denke, wenn man an nichts anderes denken will, an die sogenannte communicatio idiomatum, die im

genus maiestaticum stattfindet. Die Eigenschaften der göttlichen Natur müssen im Interesse der einigen Gottmenschheit auch völlig der menschlichen zukommen. Es ist aber nicht zulässig, daß die der menschlichen auch ebenso der göttlichen zukommen. Und da doch beide Naturen völlig eins sein müssen, teilt dann selbst noch Luther zum Schluß die menschliche Natur in eine doppelte Seinsweise, eine natürliche, sichtbare, lokale, räumlich begrenzte, und eine übernatürliche, unsichtbare, illokale, allgegenwärtige. An der letzteren konnte die göttliche Natur teilhaben, von der konnte sie die Eigenschaften annehmen. Der ganze Christus aber war so nach seiner Gottheit und nach seiner Menschheit allgegenwärtig, allmächtig und allwissend! Man übersah, daß die Kluft nur an eine andere Stelle verlegt war. Aber was für einen geschichtslosen, jeglicher Geschichte baren Heiland hatte man zusammengezimmert!

Es soll nicht behauptet werden, daß der historisch so echte von heute seinen Gläubigen weiter hilft. Wir wollen uns ja nicht dazu versteigen, das zu behaupten. Die Worte, die noch der Theologe Ritschl gegen den historischen Jesus gesprochen hat, sollen unvergessen sein. Aber jedenfalls, historischer, mit mehr Lokalfarbe gefärbt ist er gewesen.

Und schließlich die zwei Begriffe: ‚Körperlich und vergeistigt‘! Sie ziehen sich abermals durch das ganze Mittelalter und die ganze Neuzeit hindurch! Nehmen wir nochmal die Person Jesu. Wonach hat die alte Theologie sie verstanden? Nach dem Schema der Naturen, der Willen und der Person. Die neue? Vergeistigt nach ihrem Glaubensverhältnis zu ihrem Gott. Oder Sünde, Gnade und Rechtfertigung. Wie hat die alte Theologie sie begriffen? Die Sünde ist ein Giftstoff, der im Menschen steckt, und die Gnade wird wie ein himmlisches Serum ihm einfundiert. Im Sakrament steckt sie und tötet den bösen Keim im Menschen, der es zu sich nimmt. So die alte Theologie. Und die neue? Sünde ist die Abwendung des Menschen von Gott. Unglaube ist die eigentliche Sünde aller Sünden. Gnade ist die trotzdem bleibende gütige Gesinnung Gottes gegen die Menschen, die den Sinn des Menschen ändert. Rechtfertigung ist die Tröstung der schuldigen Gewissen durch das Wort: Dir sind deine Sünden vergeben. So die moderne Theologie! Oder Glauben und Werke! Die

alte Theologie: Glauben ist ein Fürwahrhalten, gute Werke sind Taten, sind Werke bis zum Bettel, bis zur äußeren Weltflucht des Mönchs. Die neue: Glauben ist eine neue Gesinnung gegen Gott, das gute Werk aller guten Werke ist wiederum die rechte neue Gesinnung gegen ihn, eine innere Weltflucht! Man kann sagen, auch alle ihre kirchlichen und religiösen Ideale hat die alte Theologie sich konstruiert und zurechtgelegt nach dem Vorbilde eines Siegfried, die neue nach dem eines Faust. Sie schreiten alle vom Körperlichen zum Vergeistigten hin.

Es soll nicht heißen, daß auch mit dem Gesagten der Unterschied zwischen alter und moderner Theologie erschöpft wäre. Auf der ganzen Linie spiegelt diese Wissenschaft wie jede ihre jeweilige Zeit wieder. In so viele Begriffspaare man die beiden Weltanschauungen fassen würde, in so viele müßten auch die beiden Theologien einrangiert werden.

Der Glaube bleibt alt wie die Sonne, wie Feuer und Wasser unverändert bleiben. Die Theologie, die ihn umbrandet, die Diskussion, die über ihn diskutiert wird, ändert sich von Jahrhundert zu Jahrhundert.

31. Religion und Theologie.

Welches ist seit Urzeiten das große Verhältnis gewesen zwischen Theorie und Praxis? Doch dieses: Mit der Praxis fängt jedes Lebensgebiet an; praktisch wird jedes geübt, praktisch wird jedes durch die Jahrhunderte fortgebildet und weitergetragen, von Vater zu Sohn, von Meister zu Lehrling, von Menschenalter zu Menschenalter! Und erst, wenn ein Volk in seine Periode der Theorie eintritt, erst dann ordnet man die Praxis nach Regeln und Systemen, erst dann vergleicht man, erst dann stellt man jene bekannten tausendfachen Raisonnements über sie an, die man ihre Theorie nennt. Und hat man sich lange genug in solche abstrahierte Theorie hineingearbeitet und hineinverliebt, so ist es nur ein Schritt zu der weiteren Behauptung: Diese Theorie liege der Praxis zugrunde, nach dieser Theorie sei die Praxis im

letzten Grunde aufgebaut! Man ist überzeugt von solcher Hoheit der Theorie und achtet nicht darauf, daß regelmäßig die Probe auf diese hohe Behauptung nicht stimmt, nämlich, daß es regelmäßig nicht gelingen will, an der Hand solcher Theorie die lebensvolle Praxis, wenn sie einmal dahingegangen ist, von neuem zu rekonstruieren.

Religion und Theologie stehen sicher in dem obigen Verhältnis der vorangehenden großen Praxis und der nachfolgenden kleineren Theorie.

Die große Praxis ist die Religion, der Glaube, das Sichhängen des Menschen an seinen Gott, ebenso einfach, wie groß in seiner Art wie in seinen Folgen: Solcher Glaube, der zu allen Zeiten im großen und ganzen derselbe war; daher die einzige Jugendfrische der Gestalten des Alten und Neuen Testaments, neben denen alles andere aus jener Zeit gealtert ist, unverständlich geworden ist bis zur Unbegreiflichkeit. All solcher Glaube, dessen Anwesenheit spielend tausend Schwierigkeiten beseitigt, dessen Fehlen ebenso spielend immer neue tausende aus dem Boden wachsen läßt: Er ist die große Praxis, die größte, die das Menschengeschlecht je in seiner Mitte trug!

Und ihm steht gegenüber die Theologie, in ihrer Dreiteilung als historische, systematische und praktische solchem Glauben, solcher Religion nachgehend, ihre Raisonnements über sie anstellend. Denn was ist, wenn wir nachdenken, die Aufgabe der historischen Theologie? Doch nicht die, die Religionskriege und die theologischen Streitigkeiten zu registrieren, sondern lediglich die, in der Geschichte den Spuren des Glaubens nachzugehen. Der 30jährige Krieg gehört in die Kirchen- und die Profangeschichte, aber Figuren wie Gustav Adolf und Wallenstein werden doch beide in durchaus verschiedener Art beschäftigen. Oder die Reformation gehört in beide hinein. Aber die Profangeschichte wird darüber reden, wie Karl V. Luther und Luthers Lehre benutzte, um sie immer von neuem geschickt gegen das Papsttum auszuspielen. Die Kirchengeschichte wird in Luther den Gottesmann erkennen. Wir sprechen nicht von absoluten, aber doch sicher von relativen Unterschieden.

Oder die systematische Theologie mit ihren Locis! Das Wesen eines jeden derselben besteht doch wieder darin, in der

Sprache und den Gedankengängen seiner Zeit die Hoheit der Religion, Gottes und Christi darzustellen. Ob wir die Inspirationslehre älteren oder neueren Stiles betrachten: Wo sie aufrichtig arbeitet, hat sie immer nur die Absicht, um der in ihr liegenden Religion willen die Einzigart der Bibel zum Ausdruck zu bringen. Ob wir die Christologie älteren oder neueren Stiles nehmen: Sie will das eine wie das andere Mal nur die Einzigart Christi schildern. Irgendwelchen Selbstzweck haben die Lehren nicht. Wird derselbe obige Zweck verfolgt von einer Richtung so, von der anderen anders, von einem Jahrhundert mit diesen, von dem anderen mit jenen Mitteln, so ist das irrelevant. Sobald sie aufrichtig sind in der Darstellung des Glaubens, sind sie sämtlich gleicherweise im Recht. Lediglich jene Aufrichtigkeit besitzt die Verheißung.

Und in gleicher Weise eine Umschreibung der Hauptsache des Glaubens ist alle praktische Theologie!

Dies ist das Verhältnis zwischen Religion und Theologie. Da ist keine Rede von Isokephalie, wenn die alte Plastik Götter und Menschen gleich groß darstellte, sondern da heißt es immer wieder von neuem nur: ‚Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun‘. Wenn der Kaiser geredet hat, dann sammeln sich die Rezensenten und Reporter, stecken die Köpfe zusammen, und dann geht's nach der Erfahrung: Der Mund redet sich nicht satt! Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler: Was die einander mitzuteilen haben, das ist Theologie! Und es geht im letzten Grunde immer nach dem Schema: Historische, systematische, praktische Theologie. Alle Ehrerbietung vor unserer Theologie, aber die Beobachtung kennt sie selbst am besten, daß aller Glaube sich doch immer nur wieder am Glauben entzündet.

Also das wären Religion und Theologie! Das aber, was wir hatten sagen wollen, ist, daß dieser Weg von der Religion zur Theologie genau genommen sich eigentlich wiederholt unendlich oft in der Welt, sich wiederholt sozusagen auf jedem Lebensgebiete. Es geschieht auf jedem Wege von der Natur zur Kultur. Jedes Lebensgebiet fängt an in der Natur mit einer starken Praxis und endigt in der Kultur mit einer redegewandten, im letzten Grunde aber unfruchtbaren Theorie.

Nehmen wir die Kunst! Wir brauchen doch bloß zu fragen: Was war eher, Poesie oder Poetik? Musik oder Harmonielehre? Was war eher, die Statue und das Bild oder die Ästhetik über sie, der Kranz der Schillerschen Dramen oder Gustav Freytags Buch über die tragische Schuld? Alles in Ehren! Aber jedesmal war doch die Praxis der große bauende König und die Theorie nicht viel mehr wie der Kärrner, der sich dabei zu schaffen macht. Bis heute gehen denn auch beide in ihren eigentlich großen, maßgebenden Leistungen ziemlich getrennte Wege. Die Pyramidenbaumeister oder die argivischen Baumeister in Griechenland handhabten ohne Statik und Mechanik Blöcke, denen gegenüber unsere Statik und Mechanik uns im Stiche lassen. Der Kölner Dom und die Peterskirche sind ohne Statik und Mechanik gewaltiger und für längere Jahrhunderte gebaut, wie wir mit denselben unsere Bauten aufzuführen vermögen! Und der rechte Künstler von heute weiß, daß der echte künstlerische Funke in ihm nicht geweckt, genährt und in Glut erhalten wird durch die Kunstakademie und das Studium der Alten, sondern daß der sich selbst seine Wege sucht und bahnt. Der echte Maler interessiert sich nicht für Ästhetik und Kunstgeschichte, und ihm gegenüber steht Springer, mehr oder weniger unser erster Kunsthistoriker, der nicht einen geraden Strich auf die Tafel bringen konnte.

Oder werfen wir von der Kunst, auf der dieses Verhältnis bereits ziemlich klar ist, einen Blick auf all die Gebiete der Praxis, die selbst unsere schreib- und systemlustige späte Zeit noch bis zur Stunde mit einer Theorie dazu verschont hat: Auf das weite Gebiet des Handwerks, das ungeheuere von Ackerbau und Viehzucht, das weite Gebiet eigentlicher Körperbetätigung, Leibesübung! Denken wir uns den Reiter und Bergsteiger nicht in der Form des Kranken, der eine Leibesbewegung, und nicht in der Form des Sportsmenschen, der einen Ehrgeiz daraus macht, sondern als die Centauernfigur des Pußtahirten oder Kosaken, oder als den Alpenheuer, der dem mageren Grasbüschel auf der Felskante nachsteigt, die trotz jedes Sportsmannes es in ihrer Kunst doch allein zu einer wirklichen Fertigkeit gebracht haben. Was soll all solchen wirklichen Meistern der Praxis die Theorie!! Ja, vielmehr, was wir andeuten wollten, hier ist eine Menge von Praxis, die bis

heute noch ein jugendkräftiges, mittelalterliches Dasein lebt, an die bis heute sich noch keine Theorie herangedrängt hat, in grauem Gewande, mit grauen Haaren und grauem Gesicht, die nicht mehr lachen, weinen und jauchzen kann, die aber alles besser weiß.

Indes sehen wir ab von solchen vorwiegend oder einseitig praktischen Gebieten. Unsere Beobachtung von der Verteilung der beiden Existenzformen jedes Lebensgebietes dürfte sich auch auf uns Geläufigeres hin verfolgen lassen! Nehmen wir unsere offizielle Wissenschaft und die zugehörige Praxis! Nehmen wir unsere vier Fakultäten!

Wie steht es mit der Philosophie? Welches von beiden ist das Primäre, die Praxis oder die Theorie? Nun, wenn irgendwo, so doch auch hier, die Praxis. Erst kommt das Seelenleben und dann die Psychologie, erst die Moral und dann die Sittenlehre, erst die praktische Lebensweisheit und dann die Seelendiätetik und die Lehre von der Zufriedenheit. In jedem Fall kommen erst die universalia post res, die aus der bunten Wirklichkeit abstrahierten Allgemeinbegriffe, und dann erst werden sie vielleicht zu universalibus ante res gemacht, wenn von Heraklit bis Hegel sie in hundertfach verschiedener Weise zur wirkenden Idee hypostasiert und in den Himmel erhoben werden. Voran geht alle Wirklichkeit und hinterher kommt erst alle Spekulation!

Steht es ebenso mit der Rechtspflege? Es scheint fast so! Wir haben die großen Massen der germanischen Weistümer, die gesamten Leges in den Mon. Germ. hist. als eine vorangegangene gewaltige Praxis, an deren Sohlen sich die kommentierende Rechtsgelehrsamkeit angehängt hat. Wir haben die deutliche Empfindung, daß in ihnen nicht bloß ein großzügiges, sondern im letzten Grunde ein den einzelnen Fall richtiger lösendes Rechtsgefühl lebt, wie in der offiziellen theoretischen Rechtsgelehrsamkeit. Wir wissen, daß der berüchtigte Vorwurf von der Zufälligkeit ihrer Entscheidungen, der Vorwurf des berüchtigten ‚Buchstabens des Gesetzes', immer nur gegen diese Theorie des Rechts sich gerichtet hat. Alle salomonischen Entscheidungen aus einer großen Praxis heraus waren stets frei von solchem Vorwurf, ja, haben sich vielmehr stets eines besonderen Beifalls erfreut!

Und endlich die Medizin?! Von der Tierheilkunde steht die bekannte Erfahrung fest, daß kein gelernter Tierarzt das Pferd so zu behandeln versteht, wie die Zigeuner, die jedes aufgegebene Tier ankaufen, hunderte davon wieder gesund machen und als junge Araber wieder verkaufen! Gilt ähnliches auch von der menschlichen Heilkunde? Wirkt der nichtzünftige Heilkünstler, der das Vertrauen seines Patienten besitzt, dasselbe oder mehr, wie der zünftige Arzt? Der Schuster Lampe einst in Goslar, der Schäfer Ast? Kneipp?! —

Es wiederholt sich wahrscheinlich überall derselbe Abstieg von der Religion zur Theologie! Es ist bekannt, daß Kaulbach, der bissige Spötter, die Germania in Berlin an den Museumswänden einmal dargestellt hat, lesend. Und über dem Bücherlesen ist ihr die Krone rückwärts vom Haupte gestürzt!! Und sie merkt es nicht!! — —

In dieser Zeit soll darüber verhandelt werden: ‚Was fehlt der modernen Theologie?‘ Gewöhnlich spricht man umgekehrt: ‚Von dem gesamten Kirchenbetriebe ist allein die Theologie, die theologische Fakultät, in Ordnung!‘ Es ist sehr und sehr hoch an der Zeit, daß man einmal anders fragt. Denn der Theologie fehlt seit hundert Jahren unendlich viel, ganz gleichgültig, ob es moderne Theologie ist, ob positive oder modern-positive — wir sprachen davon! Gewiß, Theologie ist eine Wissenschaft, die Wissenschaft vom Bibelspruch. Aber sie soll nicht in erster Linie ergründen, wo derselbe im einzelnen Falle herstammt, wo er sich sonst noch findet, wo sich ähnliche Sprüche finden, weiter, von wem er geschrieben ist und ob er echt ist oder nicht echt ist, sondern in erster Linie, was in ihm drin steht. Und dieses eine, dieses eine verlernt sie seit hundert Jahren immer mehr. Und alles, was sie seit hundert Jahren im allgemeinen dazugewinnt, an Archäologie, Geschichtswissenschaft, an Philologie und Philosophie — gar der neuesten Ehe nicht zu gedenken, die die Theologie mit dem Spaten geschlossen hat! Das ist alles kein Ersatz dafür. Abermals: Groschen gefunden, Taler verloren! Das sind alles schlechte Bundesgenossen, die alle wenig taugen. Sie sind alle, als Nebenbeschäftigungen, als Rahmen des Bildes betrachtet, sehr hübsch und interessant und auch schätzenswert. Aber sie sind alle

nicht das eine, wie Luther sich ausdrückt: Ein Schlüssel zur Bibel! Man hole Herberger und Scriver, Luther und die Bekenntnisschriften, Thomas a Kempis und die mittelalterlichen Beichtspiegel, und ähnliche lebenskräftige, gesunde Ware auf die Katheder. Man achte einmal darauf, was die aus dem Bibelspruch gemacht haben. Oder unser ganzes kirchliches Mittelalter ist doch nicht katholisch, sondern ist uns doch gemeinsam. Und es ist gesund gewesen! Also man halte ausgiebige Kollegs über solche Stücke. Sie bieten massenhaften und bieten vorzüglichen Stoff dafür. Vor allem auch Stoff, der die Jugend ganz anders anziehen und begeistern wird, wie Napflöcher und Gilgameschhypothesen. Und man wird wieder auf den richtigen Weg gebracht werden. Ganz gewiß! Ob auch anderswie? Wir glauben es nicht.

Ein Volk, das sich auslebt, endet in maßloser Wissenschaft und erstickt zuletzt in Gelehrsamkeit. Die Wissenschaft ist sein Stolz. Und die Wissenschaft ist sein Totengräber. Die Wissenschaft tötet seine große Praxis. Erst lähmt sie sie. Dann tötet sie sie. Unter der Hand der Jura wird der Mensch immer ungerechter, unter der Hand der Medizin immer kränker, unter der Hand der Theologie immer gottloser. Wie stolze Ozeanschiffe ziehen sie ihren Weg. Dann und wann schlägt einmal aus dem gewaltigen Meere unter ihnen eine Welle über sie. Eine Welle aus der großen Praxis schlägt einmal über das Katheder: In der Theologie waren das die Tage von Ritschl. Aber die Welle fließt schnell wieder ab, und die Brigg zieht ihre Bahn weiter, ohne Berührung mit dem Meere unter sich. In Ritschl rauschte Luthers und Scrivers Geist über das Katheder hin. Wunderlich genug in einem unglaublich verkrüppelten und verdrehten Gewande, aber doch wenigstens so, daß er ihn zu dem großen Romantiker, dem großen Mann machte, der er war. Und man möchte nur immer wiederholen: An ihm festhalten! Nicht über ihn hinaus! Es wird sich nicht gleich ein größerer finden! Auf Kant folgten Neukantianer. Es werden einst sicher auf Ritschl Neuritschlianer folgen. Es wäre bald Zeit dazu! —

Ein Volk soll seine Theorie ja nicht bis ins Blaue hineintreiben. Es geht das ja natürlich. Man kann über einen Maikäferflügel oder über den Subjunktiv im Koptischen, wenn es darauf

ankommt, nicht bloß drei Dissertationen, sondern drei dreibändige Werke schreiben. Aber das ist nicht vom Guten, sondern vom Übel! Theorie ist ganz gut. Aber die Hochkultur darf sich nicht in sie hineinsetzen und sie zum Wuchern bringen. Dazu hat alle Theorie schon das Bibelwort gegen sich: ‚Das Wissen bläset auf.‘ Alle Theorie macht hochmütig und hoffärtig. Dazu macht sie schwach. Zum Schluß wollen die gesamten großen und kleinen Theoretiker nicht an die Praxis heran. Dafür ist ihnen die Lust vergangen und die Kraft und der Mut. Es ist im großen ähnlich, wie im kleinen bei dem Bauernjungen, in den zuviel Volksschulwissen hineingebracht ist. Der verliert nachher auch die Lust zum Pfluge und zum Hof. Die sind im zu niedrig und zu angreifend. Also wir sollen alle Theorie nicht verachten aber auch nicht zu hoch achten. Sonst verdirbt sie uns. Immer wieder empfiehlt sie sich uns. Immer wieder heißt es: Ein Buch ist eine Tat! Nein! Es ist nicht wahr. Ein Buch ist keine Tat! Eine Tat ist mehr wie ein Buch!

32. Gottvertrauen und Vorsehungsglaube.

Die Abwandlung dieser beiden Begriffe untereinander, der allmähliche Ersatz des einen durch den anderen ist typisch für die Abwandlung der religiösen Begriffe im Laufe der letzten Jahrhunderte überhaupt. Luther hatte von neuem stark den Faktor des ‚Gottvertrauens‘ betont. Heutzutage, soweit einer für dieses Gebiet überhaupt noch aufgeschlossen und empfänglich ist, ist es nur möglich, mit dem Hinweis auf Gottes stete Vorsehung zu arbeiten, an einen solchen ‚Vorsehungsglauben‘ anzuknüpfen. Welches ist der Unterschied?

Es ist klar, derselbe ist ebenso groß, wie charakteristisch. Das Gottvertrauen bedingt ein besonders enges Verhältnis zwischen Mensch und Gott, aber der Mensch ist aktiv vorgestellt, der Mensch beschließt, an Gott sich in den Stürmen des Lebens festzuhalten, festzuklammern. Und der Vorsehungsglaube bedingt wohl dasselbe enge Verhältnis des Menschen zu seinem Gotte. Aber der Mensch

ist nicht völlig, aber ungleich mehr passiv. Er läßt es zu, er hat nichts dagegen, daß in der Zeit der Not Gott allzeit für ihn sorgt, über ihn seine Flügel breitet, ‚wie eine Henne über ihre Küchlein‘. Selbstverständlich lassen sich für beide Gedankenreihen Anknüpfungen in der Bibel finden. Auf jeden Fall hat man aber früher die erstere bevorzugt. Heute entscheidet man sich mehr für die zweite. Und es ist klar, wie ungleich härter, straffer, kraftvoller jene ist, wieviel sentimentaler, weicher, weichlicher diese.

Der Verlust der Religion an dieser Stelle ist typisch für den gleichen Vorgang überhaupt.

Zuerst wurde der große Abstieg getan von den Zeiten eines tatsächlichen religiösen Verständnisses im Reformationsjahrhundert zu der so ungleich schwächer religiös gefärbten Weltanschauung des sogenannten Rationalismus hin. Welches war der Hauptunterschied zwischen beiden? Man kann sagen, der, daß man in dem erstgenannten Jahrhundert die drei Glaubensartikel festhielt, in dem letzteren sich hatte zurückdrängen lassen bis auf Trümmer des ersten. Daß es dem Menschen selbstverständlich war, so selbstverständlich, wie es Christo war, jede Tat seines Lebens mit seinem Gotte zu besprechen, daß man weiter davon überzeugt war, die Welt habe keinen gehabt, der der Welt seinen Namen tiefer eingebrannt habe, wie der Heiland, daß man davon überzeugt war es gäbe nichts idealeres auf Erden, wie den fortlebenden Geist desselben in seiner Gemeinde: Das war Reformationsjahrhundertsatmosphäre. Und was war im Rationalistenjahrhundert davon übrig geblieben? Der Sinn für den zweiten und dritten Artikel war völlig vergangen und vom ersten war, wie gesagt, nur der verwässerte Rest eines Vorsehungsglaubens übrig geblieben. Und weil die Hauptfragen den Gläubigen nicht mehr recht in Anspruch nahmen, weil er in der Beziehung nichts rechtes mehr zu tun, zu viel freie Zeit hatte, fing er an, Fragen nachzuhängen, die einmal überhaupt über menschliches Lösungsvermögen hinausliegen: Ob es überhaupt einen Gott gäbe? und ob der Mensch unsterblich sei? Wenn die Menschen nichts zu tun haben, dann machen sie sich etwas zu tun. Der frühere Fromme hat für solche Grübeleien keine Zeit gehabt. Es gilt von ihnen nicht mehr als wie Luther der bekannten anderen Frage zuspricht: Was tat Gott, ehe er die

Welt schuf? Antwort: Er saß in einem Birkenwalde und schnitt Ruten für solch unnütze Frager!

Die Moral, muß man sagen, erfuhr einen gewissen Zusatz, eine gewisse Erweiterung in der Rationalistenzeit. Sie verstand das völlig nicht mehr, wie Luther einst im Vertrauen auf die Religion sie hatte so nebensächlich behandeln können: ‚Sündige tapfer, glaube nur!‘ Moral wurde zu einem eigenen Kapitel erweitert. In allen Lehr-, Hand- und Predigtbüchern, in allen Poesien der Zeit breitete sie sich weiter und weiter aus. Aber, das ist hier das charakteristische: Als Rede nicht von Sünde, sondern von der Tugend. Das Kapitel lag noch an derselben Stelle, aber es war ein völlig anderes Licht, das man auf es fallen ließ. Der zu weich gewordene Mensch hatte die Kraft verloren, an seine Sünden zu denken. Er merkte nicht, wie die sachlich so ähnliche Überschrift eine Unmenge wichtigster Verschiedenheiten in sich schloß.

Und der zweite neue große Abstieg, der getan ist, reicht von der Rationalistenzeit her bis auf die heutige Hochkultur. Gegen solche Zeiten von heute war die Rationalistenzeit religiös. Vom Vorsehungsglauben ist noch erheblich mehr geschwunden. Solange der moderne Mensch sich überhaupt ernstlich ein Weltbild macht, ernstlich mit einem solchen operiert, macht er sich ein solches ohne Gott in der Färbung des Epikuräismus, Stoizismus oder Skeptizismus. Und die moralischen Nachgedanken sind ebenfalls erheblich zurückgegangen. Das Wort Sünde ist überhaupt nicht mehr vorhanden, ist ein versunkenes Wort, wie so viele. Und Tugend läßt der Mensch sich nur als Schmeichelei über ihren Besitz, nicht als Ziel und Aufgabe gefallen.

Das rationalistische religiöse Durchschnittsniveau des Volkes war entschieden höher als solches moderne. Die Linie vom Gottvertrauen zum Vorsehungsglauben hin ist in derselben Richtung noch weitergeführt.

Es gibt heute ihrer so viele, denen der Gottesbeweis aus der Natur der einzige ist. Es kommt davon, daß sie sich der Natur so weit entfremdet haben, daß sie sie nicht mehr kennen. Wer sie kennt, genauer wie durch das Mikroskop, der verliert den Wunsch, sie zu vergöttern und anzubeten, der weiß, die Grundsätze

in der Natur stehen tief. Gottes Offenbarung in der Natur über die im Sohne zu stellen, ganz gewiß, eine hohe Zeit ist nicht auf solchen Gedanken gekommen. Natur, das roheste Reich der Gewalt — man denke an jeden Baum, an jedes Tier! wie kann man das über das Reich der Gnade stellen! Da ließe Gott sich eher aus den römischen Juristen erkennen. Denn ganz gewiß steht dieses Reich des Rechts über jenem Reiche der Gewalt. Wer die Natur als anderes, höheres ansieht, der muß sich kurz und bündig das Urteil gefallen lassen, er kennt sie nicht. Es trifft die Rationalistenzeit. Es trifft noch mehr die unsere. — —

Herberger zitiert Chrysostomus: ‚Alles Übels Ursache ist, wenn man in der Bibel bekannt ist, wie im Böhmerwalde!‘ und Zenocarus, den Biograph Karls V., der dessen Patengeschenke aufzählt: Seine sämtlichen Äbte hätten ihm das Alte und Neue Testament binden lassen und die Worte daraufsetzen ‚Forschet in der Schrift‘! Es ist kein anderer Name den Menschen gegeben! —

C. Moral.

33. Gewissen und Recht.

Es braucht kein Wort darüber verloren zu werden, daß Religion, Sittlichkeit und Gewissen bedeutend höhere Anforderungen an den Menschen stellen, wie das Recht, daß die Rechte, die sie dem Menschen zubilligen, bedeutend kleiner, die Pflichten, die sie ihm auferlegen, bedeutend größer sind, wie die betreffenden Faktoren in der Rechtspflege. Die Moral spannt den Menschen ganz anders an, wie das Recht. Als Norm für das Recht wird ein erheblich niedrigerer, oft ein auffällig niedrig eingestellter Mittelschlag des Menschen angenommen. Beispiele für alles liegen auf der Hand.

Wozu ist der Mensch moralisch in der Ehe verpflichtet? Welches sind dort seine moralischen Pflichten? Das sechste Gebot formuliert sie: ‚Keusch und züchtig leben in Worten und Werken und ein jeglicher sein Gemahl lieben und ehren'. Die Trauungsliturgie drückt sich in klassischer Weise für beide Teile aus: ‚Ihr Männer, liebet eure Weiber, gleich wie Christus geliebet hat die Gemeinde und hat sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligte'. Und ‚die Weiber seien untertan ihren Männern als dem Herrn; denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie Christus ist das Haupt der Gemeinde und ist seines Leibes Heiland. Wie die Gemeinde Christo ist untertan, also auch die Weiber ihren Männern'. In geradezu klassischer, kaum überbietbarer Weise führt die kirchliche Liturgie das beiderseitige Verhältnis auf das hohe Verhältnis zwischen Christo und der Gemeinde zurück! Und der Bibelspruch drückt dasselbe sachlich im ganzen ebenso aus: ‚Ihr Männer, liebet eure Weiber und seid nicht bitter gegen sie!' Das sind die sittlichen Pflichten der Ehegatten.

Es braucht, wie gesagt, kaum ein Wort darüber verloren werden, wie bemerkenswert niedriger alles Recht dieselben orientiert. Wozu ist rechtlich der Ehegatte gegen den Ehegatten verpflichtet? Es ist unendlich wenig. Er muß ihm eheliche Treue halten. Hält er sie ihm aber nicht, und der andere Teil muß das aus irgendwelchen Gründen dulden, so äußert kein Recht sich dazu. Weiter! Der Mann muß die Frau nähren und kleiden. Vertrinkt er aber den Verdienst, so dauert es lange, lange, bis das Recht hineinredet. Der Jurist als moralischer Mensch kann sich darüber entrüsten. Als Jurist muß er dazu schweigen. Wird es gar zu schlimm, so kann der Verschwender entmündigt werden. Aber jeder weiß, der Schaden wird dadurch in der Regel nur größer.

Oder anderes! Welches sind die moralischen Pflichten eines mündig gewordenen Sohnes gegen die Eltern? Das vierte Gebot formuliert sie: ‚Vater und Mutter ehren, sie nicht verachten noch erzürnen, sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert haben‘. Der Bibelspruch sagt: ‚Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in allen Dingen‘. ‚In allen Dingen‘ wird richtig ausgelegt werden müssen, wird aber nicht übersehen werden dürfen! Wozu sind im Vergleich zu alledem dieselben Kinder rechtlich gegen ihre Eltern verpflichtet? Man wird die Sache treffen, wenn man sagt: Zu fast nicht mehr, wie gegen jeden anderen Menschen. In eine törichte Eheschließung seines Sohnes hat der Vater rechtlich ebensowenig hineinzureden, wie jeder andere Mensch. Einen noch so begründeten väterlichen Einspruch erkennt das Recht nicht an. Der Sohn darf den Hof verlassen, die Tochter die kranke Mutter, wenn sie irgendwo mehr Geld verdienen, mehr Freiheit und Vergnügen nachgehen können. Sich nicht abwendig machen zu lassen, zu bleiben, den Eltern zu dienen, dazu verpflichtet sie keine rechtliche Bestimmung. Eine einzige bleibende Kindespflicht scheint zu sein, verarmte Eltern zu unterstützen. Wie das geschieht, das in würdiger Weise zu regeln, vermag kein Gesetz.

Oder etwas umgekehrtes! Ein Brand bricht aus, und man hat ein schlafendes Kind im Hause vergessen. Moralisch ist natürlich der Vater verpflichtet, energisch dessen Rettung in die Hand zu nehmen. Täte es einer nicht und überließe es sich selber

und wendete nur einige Ausreden vor, daß kein öffentliches Ärgernis aus der Angelegenheit würde, so wäre das rechtlich keine Pflichtverletzung.

Fragen wir umgekehrt zu dem bisherigen: Was für Rechte hat der Mensch in der moralischen Welt? Was für Rechte hat er vor Gott? Wohltaten erhält er ja in derselben von ihm die umfangreichsten, denn was wäre das Menschenleben ohne Gottes Wort, ohne Evangelium. Rechte hat er aber auf nichts. Daß Gott die Menschen erhebt und von Thronen stößt, daß er in seinen Plänen sie vernichtet, Rechte hat er alledem gegenüber nicht. ‚Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen!‘ ‚Rächet euch selber nicht, sondern gebt Raum dem Zorn!‘ d. i. dem Zorn des anderen. ‚Du sollst nicht begehren!‘ Die Rechte des Menschen in der moralischen Welt sind die geringsten.

Wie bedeutend viel größer und umfangreicher sind dieselben in aller Rechtspflege! Respektierung seiner Person, seiner Ehre, seiner Pläne, seiner sämtlichen Gedankensünden. Zu Hoffart, bösen Lüsten, Geiz, Neid, Haß, Mißgunst ist jeder berechtigt, solange es nur Gedanken bleiben. Jede Bezeichnung derselben, auch nur als das, was sie sind, kann er als eine Verletzung seiner Menschenrechte behandeln lassen.

Viele Pflichten, wenig Rechte ist das Schema aller Sittlichkeit, möglichst viele Rechte, möglichst wenig Pflichten das alles Rechts. Es ist von vornherein klar, wieviel mehr von Natur dem Menschen das letztere liegt. Denn das eine kommt immer hinzu, den Gegensatz von neuem charakterisierend und weiter verschärfend: In der sittlichen Welt springt jeder kategorische Imperativ befehlend oder verbietend sofort hervor, wie nur ein Anlaß dazu da ist; in der rechtlichen, wie oft! nur erst, wenn es beliebt, den Anlaß zur Sprache zu bringen. Wie oft bleibt es dabei: Wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Die sittliche Welt besitzt in dieser Beziehung ungleich mehr innewohnende Federkraft, wie die rechtliche.

Es hieße ja, in Banalitäten hineingeraten, wollte man dem Rechtsstaate diejenigen Lobsprüche vorenthalten, die ihm gebühren. Die Menschheit besitzt größere Güter als das Recht. Volksgesundheit, Sitte, Sittlichkeit und Religion mögen größere Güter sein. Kunst, Frieden und Besitz mögen etwa geringere sein; die

Abstufung soll keine absolute sein. Das Recht ist, wie sie alle, ein Gebiet, in das eine gewaltige Menge bester Menschenkraft niedergelegt ist. Aber jedenfalls, das eine ist klar und dürfte alles abschließen: Es gibt auch noch ein Reich der Gewalt! Es gibt ein Reich der Gewalt, in dem die einzig entscheidende Instanz die Macht ist, in dem alle Schwachheit einfach aller Stärke zum Opfer fällt, ein Reich, das aus der Tierwelt zuweilen in die Menschen seine Wellen hineingeschlagen hat und bis heute hineinschlägt. Und das hat der Rechtsstaat beendet. Im Rechtsstaat, in dem Unterschiede dieses Reiches des Rechts von dem Reiche der Gewalt erhebt sich zuerst der Mensch über das Tier. Ohne Recht wäre ein bellum omnium contra omnes stets von neuem das Ende. Es würde heißen, sich sämtliche vernünftigen Maßstäbe verschieben lassen, wollte man das nicht jederzeit festhalten. So manche sentimentale Gedankengänge von heute, die über einer höheren Stufe diese niedrigere übersehen möchten, verlieren in bezug hierauf einfach das rechte Augenmaß. Man lese, wenn man will, Jellinek oder Rehm darüber.

In der Weise hat also der Rechtsstaat jeglichen Anspruch auf Anerkennung und Würdigung. Wenn er auch, um eine Mehrzahl der Guten gegen eine Minderheit der Schlechten sich zu konstruieren, als Normalmenschen wie gesagt ein oft höchst bescheidenes Mittelmaß von Ehrenmann zugrunde legen muß: In den Wirrwarr der gröbsten Verwirrung schafft er erst einmal Ordnung und hält darauf, daß diese aufrecht erhalten wird. Für die wildesten Hunde schafft er erst einmal Ketten. Soweit muß ihm stets von neuem die Anerkennung, die ihm zukommt, gezollt werden.

Nur, wenn der Mensch von da aus sich verleiten läßt, die höhere sittliche Weltanschauung zu vernachlässigen oder zu verleugnen, wenn ihm die Flugkraft erlahmt, auf dem Niveau dieser höheren sich zu halten, wenn er die so viel bequemere Weltanschauung des rechtlichen Normalmenschen zu der seinen und zu der einzigen zu machen sich anschickt, dann bedeutet das einen Niedergang, einen Sturz, einen Fall. Dann ist die Menschenwürde erniedrigt! Dann muß jederzeit ein Volk sich hüten, solche weichen, echt menschlichen Maßstäbe, die sich immer wieder der menschlichen Bequemlichkeit in Empfehlung bringen, einzutauschen

gegen die so viel härteren göttlichen. Rechtlich korrekt leben, di justitia civilis, bedeutet weiter nichts, als daß jemand den Beweis erbracht hat, in seinem Hause geht es nicht nach Gewalt zu. Der Staat, wie Ihering so oft ausführt, ist eine Anstalt, die mit eherner Faust die niederen Triebe im Menschen regelt. Aber um die höheren kümmert er sich nicht.

Die Häuser in unserer Kultur mehren sich aber bedenklich, die sich mit jenem begnügen.

Und man wird immer festhalten müssen: Wenn Richter und Polizist ein Volk regieren sollen, nicht Gewissen und Gottes Wort, dann kann vieles passieren.

Gottes Gebot in der Hand eines gewissenlosen Menschen bleibt nicht Gottes Gebot. Recht in der Hand eines gewissenlosen Menschen aber bleibt Recht. Zur Rechtspflege gehört kein Gewissen. Damit ist demselben das Gericht gesprochen! Gottes Wort wird nie ein Volk in den Abgrund hineingeleiten. Das Recht war ganz vorzüglich gerade dazu stets geeignet. Es ist oft genug nur um so subtiler geworden, je näher die Menschen ihrem Ende waren. — —

Jeder Mensch, jedes Haus, jedes Volk, jeder Staat, jede Justiz, jede Kunst, jede Wissenschaft, jeder Handel, jedes Gewerbe, kurz jedes Lebensgebiet, sie alle müßten sämtlich auf das eine sehen: Die Zeit hinauszuschieben, wo sie sich nach und nach losmachen von Religion und Gewissen und anfangen, sich zu behelfen mit der hölzernen Gliederhand des Rechts. Die Zeit solchen Verfalls kommt ja für sie alle. Alles menschliche verfällt, und dies ist wahrscheinlich der gewöhnliche Weg dazu, daß der Mensch sich von seinen Idealen los macht und daß Machtfragen, Magenfragen, Genußfragen und vor allem immer wieder Gelderwerbsfragen seine Hauptfragen werden. Und ein klein, klein wenig darüber, um die gröbsten Exzesse in Zügel zu halten, schwebt das Recht.

Es kommt alles zu dieser Weltanschauung hin. Ein ganzes Volk argumentiert zuletzt: Was der Richter mir nicht verbietet, ist erlaubt. Ein ganzes Volk argumentiert: Religion und Moral sind Liebhaberei! Wer sie mag, hat sie, wer sie nicht mag, ist nicht zu ihnen gezwungen! Alle Kunst argumentiert: Auf der Leinwand ist alles erlaubt, diesseits und jenseits von solchen

Dingen; die haben nichts damit zu tun! Die Schriftstellerei fängt an ebenso zu denken. Auch die Wissenschaft. Freiheit der Wissenschaft heißt immer mehr auch Freiheit von Moral und Religion. Gar sämtliche Industrie, sämtlicher Handel, sämtliches Gewerbe denkt noch viel leichter so. Eine ganze Menge von Berufsständen denken fast Mann für Mann so. Endlich denkt auch das Recht so: Es kommt nur auf den toten Buchstaben an, ob der erfüllt ist oder nicht erfüllt ist. Und zuletzt dringen solche Grundsätze in die Häuser und Familien ein, diese letzten Bollwerke ruinierend. Es handelt sich nicht nur um die Trennung des Staats von der Kirche, sondern um Trennung von sämtlichen Lebensgebieten von Gott, Kirche und Sittlichkeit. Die der Hochkultur am nächsten stehen, fangen damit an, die anderen werden nach und nach durch das böse Beispiel verführt. Zuletzt, wenn ein Volk ganz alt ist, findet sich überhaupt gar keine Stelle mehr in ihm, wo noch Gewissen schlägt. Zu große Jugend und zu großes Alter haben keins.

Die Sache geschieht ja nicht so grob und so plötzlich, wie man es niederschreibt. Man argumentiert zuerst durchaus: ‚Selbstverständlich sind Religion und Sittlichkeit zum Leben nötig! Selbstverständlich! Für Haus, für Schule, für Kunst und Wissenschaft, selbst für Handel und Wandel sind sie notwendig! Wir wollen nur selbst dafür sorgen! Wir wollen uns unsern Gott und unsere Sittlichkeit nur selbst beschaffen! Wir wollen uns nicht von Bibel und Kirche bevormunden lassen!‘ Also so fängt man an. Vielleicht ganz wohlmeinend fängt man so an. Aber das Ende davon läßt sich natürlich stets voraussehen. Das ist das obige. Wer sich von der Bibel lossagt und von dem Ort lossagt, in dem dieselbe verhandelt wird, bei dem ist es erfahrungsgemäß immer nur eine Frage der Zeit, wann er sich von der ganzen damit zusammenhängenden Welt, Gott, Gewissen und Sittlichkeit, lossagt.

Man entschuldigt sich ja. Man begründet sich ja. Man sagt: ‚Das ist naturgemäß! Der Sohn sagt sich vom Vater los, jede Tochter sich von der Mutter und sie gehen eigene Wege!‘ Man wird es festhalten können: Genau zu derselben Zeit, als die Kulturmenschheit angefangen hat, sich von Vater und Mutter loszusagen — wir sprachen davon! allein zu leben ohne Vater

und Mutter, genau zu derselben Zeit haben unsere Kulturvölker auch angefangen, sich von Gott, Religion und Glauben loszusagen. Und das eine liefert keine tüchtigen Söhne und Töchter mehr, das andere kein tüchtiges Volk mehr, keine tüchtigen Häuser, keine tüchtige Literatur, keine tüchtige Kunst, keine tüchtige Wissenschaft, mit einem Worte keine tüchtigen Menschen mehr. Der Mensch ist einmal auf Gott hin angelegt. Wer das leugnet, kennt die Naturgeschichte des Menschen nicht.

Also solche Zeiten, solche von Gott losgetrennte Menschheit, solange es geht, hinausschieben, das, das im letzten Grunde allein, heißt für ein Volk, sich gesund, sich jung erhalten. Man weiß, wie so mancher Mensch heute vorzeitig sein Leben abschließt. Hinterher fragt man den Hausarzt, und der beruhigt: ‚Er war schon jahrelang krank, nur die Art seines Leidens konnte man nicht ergründen. Aber schon 6, 8 Jahre trug er die Sache in sich!‘ Es war einfach dieselbe Zeit, als er begann, von seinem Gott loszulassen. An Recht hielt er selbstverständlich immer fest. —

34. Welt und Stille.

‚Es bildet ein Talent sich in der Stille, und ein Charakter sich im Sturm der Welt!‘ Das Wort trägt zwei scharfe Antithesen in sich, Charakter und Talent, Stille und Sturm der Welt. Und mit zwei scharfen Antithesen kann ein geflügeltes Wort sein Glück machen. Dazu hat es einmal ein großer Mann gesagt. Im übrigen besäße ungefähr ebensoviel Richtigkeit seine Umkehrung: ‚Es bildet ein Charakter in der Stille, doch ein Talent sich in dem Sturm der Welt!‘ Man denke an Jesus Christus. Ist dessen Charakter entstanden in Jerusalem oder in seinem Landleben, in seiner Heimat am See Genezareth und wo er sonst auf dem Lande war? In den stillen Nächten in der Wüste, wenn er mit seinem Gott im Gebet redete?! In Jerusalem seinen Stadtfeinden gegenüber, die sich nicht von der Provinz wollten belehren lassen, gewiß, da hat sein Charakter sich bewährt, hat er sich ausgearbeitet. Aber gebildet hat er sich da nicht! Und denken wir ihm gegenüber

andererseits an die Wolken von Talenten, von Künstlern, die alle Antiken und Renaissancen hervorgebracht haben. Blieben die in ihren Wäldern, Dörfern und Klöstern? Fiesole, ja, der tat es. Aber sonst trieb doch alles stets nach Rom und Berlin hin. Canova bleibt nicht in Bassagno und Thorwaldsen nicht in Kopenhagen. Ihre Feder zittert von Ergriffenheit, wenn sie niederschreibt: „Heute haben wir Rom betreten!‘ Man lese noch Schinkels Tagebuch. Der Wetteifer mit Rivalen ist ihnen allen Lebensluft für ihr Talent! Die wirkliche Wahrheit unseres Wortes ohne Antithesen wird die sein, daß der gesamte Mensch, nicht bloß sein Charakter und sein Talent, sondern alles, was zu seinem normalen Sein, seiner normalen Entwickelung gehört, am besten, am gesundesten sich entwickelt in viel Stille und in etwas Welt. Wobei nur unter Stille nicht an irgend etwas Kloster-, Pensionat-, Männer- oder Frauenstiftartiges gedacht werden darf, an irgend eine Solitüde oder Eremitage, sondern immer in erster Linie an jegliche Häuslichkeit, an ein Zusammensein einer Anzahl von Häuslichkeiten. Das ist dann aber erfahrungsgemäß immer für alles wahrhaft richtige und große doch der beste Mutterboden gewesen. Weshalb war das Bauerntum stets so besonders fruchtbar an großen, tüchtigen Leuten? Weshalb alle Sozialdemokratie jederzeit so ganz auffallend unfruchtbar daran? Weil das eine Mal gerade besonders stark mit Häuslichkeit gearbeitet wird, die in dem zweiten Falle gerade so besonders stark überhaupt fehlt.

Zitieren wir nochmals ein zweites Wort über unser Thema! Es bezieht sich auch auf Stille und Welt: ‚Der Prophet gilt nichts in seiner Heimat!‘ Das Wort ist alt. Es wird bekanntlich sogar auch Christo in den Mund gelegt. Es dürfte wieder ebenso nur eine durchaus relative Geltung haben.

Gilt es von Christo selbst? Gewiß, Jerusalem hat ihn nicht anerkannt. Aber nochmal, wann wünscht sich je eine Hauptstadt von ihrer Provinz belehren zu lassen. Wenn der Prophet aus der Provinz sich zuvor in die Hauptstadt hereinziehen läßt, daß zum Schluß der Hauptstädter zu Hauptstädtern spricht, dann läßt man sich vielleicht allerhand von ihm sagen. Aber das alles beabsichtigte und, wie bekannt, tat der Heiland nicht. Also gewiß, in Jerusalem galt er nichts, wenigstens in dessen gesamten maß-

gebenden Kreisen. Aber auch nochmal, wie stand es in seiner Heimat? Da stand es anders! Wie oft wagten seine Feinde die aufgehobenen Steine nicht zu werfen um der vielen Freunde willen, die hinter ihm standen. Es ging Christo zum Schlusse genau so, wie es den meisten Propheten vor ihm gegangen war. Sie fanden alle eine Menge Zustimmung und eine Menge Widerspruch. Genau wie es dem gesamten Christentum auch später zu allen Zeiten gegangen ist, als es längst seine eigentliche Heimat völlig verlassen hatte. Der Widerspruch gegen den heimatlichen Propheten ist nicht eine Eigentümlichkeit sämtlicher Heimat. Wo dieselbe unter natürlichen Verhältnissen lebt, da wird im Gegenteil gewöhnlich eine sogar durchaus zutreffende Beurteilung desselben auch durchaus rechtzeitig sich einstellen. Wo freilich naturwidrige Verhältnisse dieses Urteil wie alle erschweren, da kann der zitierte Spruch oft genug beobachtet werden. Man legt sich die Gedankengänge zurecht: An dem Einheimischen kennt man zu viel, er ist durch seine Beziehungen nach allen Seiten hin gebunden, man hat mit ihm zusammen auf der Schulbank gesessen! Ein Fremder, der frei ist, von dem man keine Antezedenzien weiß, der wird's besser machen! Es wird zum Schlusse oft genug dahin kommen, daß eine Bauerschaft, wenn sie sich einen neuen Bauermeister wählt, in erster Linie danach fragt, ob die alte Bauermeisterfamilie, aus der man sich bereits so oft einen nahm, nicht etwa wieder einen in den betreffenden Jahren hätte, und daß die Stadt ihren Bürgermeister auf alle Fälle sich von außen bezieht; der Fremde dünkt sie mehr! Es ist ja ein unglaublich kurzsichtiges Verfahren, aber man tut's um des neuen willen. Sozusagen in allen Dingen bevorzugt unsere Hochkultur — das dürfte stimmen! etwas schlechteres neues vor gutem, bewährtem alten.

Es sind unglaublich harte Worte, welche Luther, so oft er auf sie zu sprechen kommt, über die Welt zu sagen hat. Schreiben wir nochmal eine Seite aus dem Register seiner Werke ab! Man wird sehen, es gibt nichts charakteristischeres! Freilich, wie gesagt, auch kaum etwas härteres! ‚Die Welt ist ein Haufen Leute, der für Gottes Wohltaten undankbar ist‘, ‚die Welt ist ein Haufen Volks, der Gott in seinen Reden schändet und lästert‘, ‚die Welt ist zu böse und nicht wert, daß sie sollte viel kluge und fromme

Fürsten haben, Frösche müssen Störche haben', ‚die Welt ist eigennützig und tut niemand etwas umsonst', ‚die Welt ist unbändig und will sich nicht mit Gesetzen regieren lassen', ‚die Welt ist voll Undankbarkeit, voll Vermessenheit und Sicherheit', ‚die Welt ist voll Gotteslästerer, Hoffärtiger, Heiliger und Märtyrer des Teufels', ‚die Welt ist voller Rotten, welche den Namen Gottes zum Deckel und Schein ihrer Teufelslehre führen', ‚die Welt ist voller Teufel in allen Ständen', ‚die Welt ist nichts anderes, denn Unrecht tun, geizen, wuchern und allerlei Laster und Bosheit sich befleißigen', ‚die Welt ist Gott und allem, was Gottes ist, feind, und kennt keine Liebe des Nächsten', ‚die Welt ist Gottes Widersacherin, obgleich sie voll heiligen Scheins ist', ‚die Welt ist einig im Haß gegen Christus und sein Evangelium', ‚die Welt ist ein rechtes Jammertal', ‚die Welt gönnet niemandem etwas gutes', ‚die Welt kann den Geist der Wahrheit nicht empfangen, kann die Wahrheit nicht leiden', ‚kann alle Predigt leiden ohne Christi Predigt', ‚kann und will Christum nicht lieben, noch sein Wort halten', ‚kann nicht leiden, daß man ihr Gutes tue und Christum predigen will und hasset die Christen', ‚kann nicht ohne Wucher, Mord und Ehebruch sein', ‚kann nicht ohne Blut regiert werden, es soll und muß das weltliche Schwert rot und blutrünstig sein', ‚die Welt wird durch die drei Stücke regiert: Lust des Fleisches, Lust der Augen und hoffärtiges Leben', ‚der Welt Wesen ist Verachtung Gottes, Stolz und Hoffart', ‚sie will der Sünde wegen sich nicht strafen lassen, weder in Lehre und Glauben, noch im Leben', ‚die Welt liebt die Finsternis mehr, denn das Licht', ‚die Welt wird durch keine Strafe gebessert' . . .

Wir wollen abbrechen! Wodurch entsteht solche Luft, die Luther zu solch exorbitanten Urteilen veranlaßt, zu Urteilen, die ja allerdings jeder teilt, der nicht selbst in ihr darin lebt, daß er mit ihr sein ganzes eigenes Milieu mit verurteilte?

Das Fluktuieren machts vielleicht zum großen Teil, das Durcheinanderströmen. ‚Die Landstraße macht den Menschen schlecht', urteilt der Bauer über einen, der keine Lust zur eigentlichen Arbeit hat, sondern mit ein paar Pferden sich tagaus tagein auf der Landstraße zu schaffen macht. Und er rechnet einem vor, wie unter solchem außerhäusigen, öffentlichen Wesen der Hof zu Grunde geht.

Dieselben Ursachen, ebensolches Fluktuieren und Durcheinanderströmen im großen macht das, was von jeher in diesem besonderen ethischen Sinne ‚Welt‘ heißt, zu dem, was sie ist! Der Ausdruck, gerade dieses Wort als Wort ist ja aus dem modernen Sprachgebrauche auch wieder stark ausgemerzt. Es ist mit ihm gelungen, was mit dem Worte Sünde und mit den Worten für jede einzelne Sünde im besonderen gelungen ist: Man hat sie mehr oder weniger aus dem Sprachgebrauche ausgerottet. Zank und Streit nennt man Unstimmigkeiten, Ehebruch Eheirrungen. Am allertätigsten mit ist unsere Sprachbildung gerade auf diesem Gebiete mit Schaffung neuer Worte beschäftigt gewesen, die den ganz wesentlichen Nebenzweck mit haben, die klare ethische Beurteilung von ehemals lahmzulegen. Also durch diese gesamte Arbeit wird man sich nicht verblenden lassen, nicht von der Erkenntnis abbringen lassen dürfen, um gerade auf unser Wort zurückzukommen, daß mit dem Begriff Welt die Sache Welt nicht schwindet. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß auch hier deren Mißbildung von der Stunde an, wo sie nicht mehr mit Namen genannt, nicht mehr offiziell als Unkraut bekämpft wird, nur um so stärker wächst.

Man betrachte doch irgend eine Badereunion, einen Badeball, den die Leute, die Eintönigkeit des Badelebens zu töten, sich arrangieren. Wie nimmt jeder einzelne dabei etwas Abenteuerndes an. Man kennt niemand, man wird von niemand gekannt. Da erliegt jeder der Versuchung, sich für fünfzig oder hundert Prozent mehr auszugeben, als er ist. Und unsere modernen Großstädte sind solche Badereunions, wo man niemand kennt, von niemand gekannt wird. Da bekommt jeder so etwas Abenteuerhaftes an sich. In den abgeschlossenen kleinen mittelalterlichen Städten war dergleichen nicht möglich. Da kannte jeder jeden. In unseren großen von heute stellt es sich ein und ruiniert sie, macht sie zur Welt.

Man kann etwa drei Stufen unterscheiden, wenn man will, das Haus, die Nachbarschaft oder Verwandtschaft und die Welt. Im Hause wird nicht gelogen, kann nicht gelogen werden, weil jeder jeden kennt. Das Haus ist Wahrheit. Auch Kreise, wie Verwandtschaft und Nachbarschaft sind in der Weise noch bedeutend solider konstruiert. Da kennt auch noch ungefähr jeder

jeden. Von unseren Großstädten aber hat einer kaum viel Unrecht, wenn er von ihnen behauptet: Es ist alles Lüge in ihnen! Man lügt dort überall, weil man überall lügen kann, weil zum Schluß keiner keinen mehr kennt. Wer aber lügt, der stiehlt auch. Wer stiehlt, der betrügt auch. Und so geht es fort! Man kann es auch beobachten, wie alle Menschen, denen so etwas Abenteuerndes nach und nach ins Blut hineingekommen ist, vor allen Dingen dem Hause und der Verwandtschaft sich entziehen, auf sie als eng, philisterhaft u. dergl. schelten, und von ihnen sich frei machen. Mehr aus sich machen wollen und darin von keinem Sachkenner gehindert zu werden, das ist ihr Element. Sie sehnen sich nach einem Scharlatandasein, nach dem Ruhme, den die Welt gerade Scharlatanen aller Art so oft gespendet hat, bis sie darin untergehen.

Man würde übertreiben, aber man würde nicht viel übertreiben, wenn man unsere gesamte Hochkultur und auch weite Strecken noch unserer heutigen Kultur als das bezeichnete, was Christus, Paulus und Luther im obigen Sinne als ‚Welt' bezeichneten. ‚Was geht mich Christus an!' Nach der Devise leben und wirtschaften sie. Und dafür schlägt sie Gott vorzeitig nieder. Es ist einer der schmerzlichsten Anblicke, es mit ansehen zu müssen, wie die Besten unserer Nation je länger je mehr von ihr angezogen, herausgezogen, herausgesogen werden aus Staat und Land, daß je länger je mehr auf allen Gebieten diese sich begnügen müssen mit Kräften zweiten Ranges. Und in jener unserer Hochkultur werden die jungen Stierbändiger dann erst gezähmt und darauf zu Grunde gerichtet. Erst wird die Silhouette ihnen abgeschliffen, dann wird ihnen das Mark aus den Knochen gesogen, und zum Schlusse sind sie mit ihrer Arbeit zu Ende in Jahren, wo früher gerade die Weisheit des beginnenden Alters noch mit der Kraft der Jugend sich paarte.

Es gäbe für sie alle nur einen Rat, sie zu schützen vor solcher unverantwortlichen Ausbeutung, sie sich und der Nation zu erhalten: Heraus aus Berlin! Heraus aus der Welt! Zurück in die Stille! Aber wer, wenn er von dem süßen Stadtgift einmal gekostet hat, besitzt noch die Kraft, diesem Morphium wieder zu entsagen?! Man trinkt von diesem Gifte und lebt vergiftet weiter!

Wie viele Simsons erliegen dieser Delila! Man stellt sich starkduftende Blumen ins Zimmer, die so berauschend riechen, bei denen sich so angenehm einschläft. Aber morgens erwacht man mit verstörtem Kopf!

Gleißnerisch, schmeichlerisch, heuchlerisch und tückisch ist die Welt. Mit Schmeicheln und Drohen arbeitet sie. So ist sie, und nicht anders. Und zahllos wie zu allen Zeiten so bis heute sind ihre Opfer. „Meide soviel als möglich das Getümmel der Menschen! Seneca hat gesagt: ‚So oft ich unter den Menschen war, bin ich weniger ein Mensch zurückgekehrt!‘ Wer nach dem inneren und geistigen Leben trachtet, der muß mit Jesus dem großen Haufen entweichen!“ So sagt und zitiert Thomas a Kempis. —

In aller Stille entwickelt sich vor allem auch der Todesgedanke bedeutend mehr, das bekannte Memento mori, ohne das der Mensch einmal kein vollkommener Mensch ist. Der bekannte Volkskunde-Arbeiter A. Freybe hat eben ein höchst verdienstliches Werk unter diesem Titel herausgegeben. Er weist darauf hin, wie stets dieser Gedanke in den gesunden kräftigen Zeiten unseres Volkes im Vordergrunde stand.

35. Güter ersten Ranges, Güter zweiten Ranges.

Wir können einen Teil unserer Betrachtungen unter der obigen Überschrift zusammenfassen. Nehmen wir einen Vergleich:

Es ist bekannt, daß man von Städtern, unter deren Hand ein Garten gerät, oft recht merkwürdige Dinge hört. Sie legen ihre Blumenbeete im Norden an, an der Nordseite ihres Hauses, wo keine Sonne hinkommt. Sie pflanzen sich ein Rosenbeet unter Tropfenfall, pflanzen die Rosen in den gelben Sand und gießen sie mit Wasser, und wundern sich, wenn nichts darnach kommt. Die Kanten werden gewissenhaft abgestochen, daß Rasen und Beet sich voneinander abheben, wie schwarz und weiß, die Harke hält die Erde gewissenhaft glatt und an die Pflanzen kommen lackierte Stäbe. Aber das alles nutzt nichts; der Blumenflor bleibt aus!

Von einer solchen vornehmen Dame wird erzählt, daß sie sich eines Tages eine Selleriepflanzung in den Kopf gesetzt hatte. Der Gärtner wurde zitiert und sollte ihn an eine Tannenhecke entlang pflanzen, die dort liegenden Nadeln sollten ihm ein besonders guter Dünger sein. Der Gärtner lachte über den Gedanken, sein Lachen wurde als eine Beleidigung empfunden, und, kurz und gut, es geschah, was die Dame wünschte. Der Sellerie wurde zwischen die Tannennadeln gepflanzt, natürlich ohne weiteren Dünger, er, der nicht genug davon bekommen kann, und blieb natürlich aus.

Es kommt bei jedem Lebewesen darauf an, zu wissen, was seine notwendigen Lebensbedürfnisse sind, was seine entbehrlichen. Für das Rosenbeet wäre notwendig gewesen Luft und Sonne von oben, Nahrung von unten, entbehrlich waren der abgestochene Rand, die glatte Erde und die lackierten Stäbe. Und ähnlich lassen sich selbstverständlich die menschlichen Lebensgebiete absondern. Wir stellen ihrer die folgenden drei Reihen auf: Religion, Sittlichkeit, Haus, Ehe, Erziehung, Arbeit, Gesundheit, Kämpfen und Arbeiten für die Gebote Gottes usw.; Ehre, Lust, Geld usw.; Kunst und Literatur, Wissenschaft und Technik, Handel und Gewerbe, Erfindungen und Entdeckungen, Staatskunst und Kriegführen usw.

Soweit die Geschichte der Menschheit sich zurückverfolgen läßt, kann man sagen, ist die erste Reihe das Brot des Daseins gewesen. Die zwei anderen Reihen sind wahrscheinlich ebenso alt. Am Tage, wo die erste Religion entstand, entstand wahrscheinlich auch die erste Kunst und Erfindung. Aber es sind nie in dem Maße notwendige Lebensgebiete gewesen. Notwendig waren stets die zuerst genannten, die anderen waren und blieben stets entbehrlich.

Im einzelnen, Stück für Stück miteinander verglichen, ist ja das auch leicht klar. Daß Religion mehr ist, wie Ehre, Lust und Geld, mehr, wie Kunst und Literatur, Wissenschaft und Technik, ist klar. Daß Sittlichkeit und Moral mehr sind wie Ehre, Lust und Geld, mehr sind, wie Handel und Entdeckungen, ist klar. Daß ein gutes Haus, eine gute Ehe, daß tüchtige Kindererziehung mehr wert ist für den einzelnen Menschen wie für das ganze Volk, als alle die anderen genannten Lebensgüter, das ist klar. Stück für Stück miteinander verglichen, ist über alles das niemand im Zweifel.

Aber in der Form ganzer Menschen repräsentiert erscheinen die Dinge oft anders. Daß ein Mensch, der nur nach Ehre, Lust und Geld strebt, tiefer steht, wie einer, der die Güter der ersten Reihe in sich umfaßt, ist auch zur Not noch klar. Den Winter über in Völlerei und Diners leben, den Sommer in Karlsbad zubringen und den nächsten Winter es wieder treiben, wie den vorigen, daß das eine minderwertige Anordnung der Lebensgebiete bedeutet, das ist noch klar. Aber die Gebiete der dritten Reihe! Der große Dichter! Der große Künstler! Der große Gelehrte! Der große Ingenieur! Der große Staatsmann! Der große Feldherr! Wie oft meint man, solchen Leuten muß vieles verziehen werden! Oder gar, solche Leute müssen sich absolut willkürlich auf anderen Gebieten ausleben können, um so groß, wie sie sind, auf einem Gebiete zu werden. An einem Heine nimmt man zur Not noch Anstoß. Seine Wüstheit war zu groß, und, was er geleistet hat, noch nicht groß genug. Aber ein Napoleon, ein Ludwig XIV., ein Goethe, haben sich auf sittlichem und häuslichem Gebiete ausleben müssen! Nur so, eben dadurch haben sie das Große geleistet, was sie geleistet haben.

Es ist Verblendung!!

Man vergleiche einen Augenblick miteinander die beiden so oft verglichenen, Goethe und Bismarck.

Goethe hat als Dichter Großes geleistet und Großes hinterlassen, dem stimmt jeder zu. Goethe hatte ein eminentes Gedächtnis. Goethe hatte die größten Anlagen in der Kunst des Menschenumganges und Menschenverkehrs! Aber im übrigen Goethe als Mensch! Goethes Sinn für sein Vaterland! Goethes Sinn für Religion! Goethes Sinn für Familie, für Haus! Goethes Sinn für Moral! Das Urteil über ihn in der Beziehung steht fest. Wer will etwas dagegen sagen?! Er war als Mensch ein Lebenskünstler, nicht gerade ein grober, aber um so stärker ein feiner Epikuräer, vor allem ohne jede feinere Achtung vor den Frauen, sie nur ausnutzend für seine Lieben und seine Dramen — ‚Ich habe dergleichen nötig, sonst kann ich keine Dramen schreiben!‘ ein schlauer Garçon, der nur durch eine Dummheit in die Ehe hineingeriet, als er eine Frau fand, die vielleicht noch schlauer war, wie er. Es ist kein großer Ruhm, zu Goethes Nachkommen zu zählen von seinem Sohne ex anticipato concubitu

her, wenn auch die modernen Pompejaner keinen Anstoß daran nahmen, als sie in dessen Gegenwart die Casa di Goethe ausgruben. Überall, wo ein Mann nötig war, versagte Goethe. Zum Schlusse hinterließ er eine Menge geflügelte Worte, hatte er es mit den Worten wie der Bauer sagt, ‚wie't „Katekelken‘ (Eichhörnchen) mit dem Swanze‘! Hat man nicht die Empfindung: Wenn jener rein menschliche Untergrund bei ihm nicht gefehlt hätte, wieviel mehr hätte der große Mann für sein Volk sein können, hätte gerade dieser menschliche solide Untergrund ihn zu so etwas machen können? Wenn Goethe auf dem Standpunkt stand: Ich kann keine Ehe und keine Kinder ertragen, ich kann nur jeweilige Geliebte ertragen, wenn seine Kunst zum guten Teile auf solchen stetigen Reizmitteln beruhte, so trägt sie an solchen Stellen trotz allem und allem den Todeskeim in sich. Es ist dasselbe, wie wenn jemand der Meinung ist: Im Landleben gehe ich unter, ich kann nur in den fortwährenden Nervenanregungen der Stadt leben! Ein immer neuer Liebesrausch ist nichts anderes, wie jeder andere immer neue Rausch.

Also behalten wir da das klare Auge, hüten wir uns vor Verblendung!

Wieviel kleiner war Goethe in seiner Gesamtfigur, wie Bismarck! Wieviel ernster dachte der von Familie, Haus, Ehe, Kindern, Arbeit, nicht zum geringsten von Religion. Man hat die Empfindung: Wieviel mehr war er seiner ganzen Person nach stets derselbe ehrenhafte Landedelmann! Man hat die Empfindung was er seinem Volk wurde, das wurde er ihm gerade, weil seine gesamten Lebensäußerungen getragen wurden von einem so viel gesunderen Untergrunde. Wieviel mehr Tiefe und Treffsicherheit besitzen die Bismarckschen geflügelten Worte wie die Goetheschen.

Also man lasse sich in der Beziehung das richtige Augenmaß nicht rauben!

Die Dinge werden ja heute so oft gruppiert um ein merkwürdiges apokryphes Wort, von dem man nicht weiß, woher es stammt, das sich eine wunderliche Augenblicksherrschaft angeeignet hat, um das Wort „gebildet‘. Gebildet will jeder sein, ungebildet niemand. Der Mensch läßt sich zur Not vorwerfen, daß er schlecht sei. Aber niemand will sich vorwerfen lassen, daß er ungebildet sei. Was ist gebildet?!

Es ist klar, wenn man das Wort nicht ganz oberflächlich nimmt, daß man sagt, gebildet ist, wer Zeitungen liest, ungebildet, wer keine liest, oder gebildet ist, wer viel Geld ausgibt, ungebildet, wer wenig ausgibt, dann kann man dieses Wort nur so verstehen: Bildung besitzt, wie ein feiner Kopf gesagt hat, wer Wesentliches und Unwesentliches unterscheiden kann, oder Bildung besitzt, wer obige erste Reihe von Lebensgebieten besitzt. Wahrhaft gebildet, gebildet in einem ernsten, hohen Sinne ist nur, wer Religion, wer Sittlichkeit, wer Haus, wer Ehe, wer Erziehung, wer Gesundheit, wer Dreiviertelkraft übt. Alle die anderen Dinge machen nicht gebildet. Ehre, Lust und Geld machen nicht gebildet. Kunst und Literatur, Wissenschaft und Technik, Handel und Gewerbe, Erfindungen und Entdeckungen, Staatskunst und Kriegführen machen nicht gebildet. Sind sie vereinigt mit den Gütern der ersten Reihe vorhanden, so besitzt der Mensch um deren willen Bildung. Jene allein schaffen sie ihm nicht: Sobald wir das Wort, wie gesagt, in einem irgendwie ersterem Sinne nehmen.

Sie schaffen keine Bildung. Man wird weiter behaupten dürfen: Sie schaffen ebenso keinen eigentlichen Nationalwohlstand, ‚Gerechtigkeit erhöht ein Volk'. An dem Bibelworte wird man festhalten dürfen. Gesunde Instinkte tun das. Die Güter der ersten Reihe tun das. Insoweit ist in der kurzen Spanne historischen Lebens der Mensch sich durchaus derselbe geblieben, daß, was für ihn gut und schädlich, notwendig und entbehrlich ist, daß das auch dasselbe geblieben ist. Die erste Reihe schafft Nationalwohlstand. Die zweite und dritte kann daneben vorhanden sein, aber sie schaffen keinen Nationalwohlstand. Geld erhöht ein Volk nicht, Geld schafft keinen Nationalwohlstand. Kunst und Literatur, Erfindungen und Entdeckungen erhöhen ein Volk nicht, schaffen keinen Nationalwohlstand. Religion, Moral, Haus, Ehe, Gesundheit tun das. Die sind Nahrung, das andere ist Reizmittel, die sind notwendig, das andere ist entbehrlich. Es ist nicht viel mehr, wie das sorgsame Abstechen, Harken und Aufbinden des Rosenbeetes.

Wir dürfen in der Beziehung uns immer von neuem das klare Auge nicht verblenden lassen, wenn auch Tausende anders wollen.

Nur so, wie wir gesagt haben, kann man den Größten, den das Menschengeschlecht erzeugt hat, mit unter seine Gebildeten

rechnen. Es kommt darauf an, im Leben die Güter ersten Ranges zu besitzen, nicht, diejenigen zweiten und dritten. — —

Jeder Mensch, wie er von Natur ist, denkt natürlich nicht so. Er ruft ‚Bildung! Bildung!‘ Aber er denkt dabei eigentlich immer nur an obige Güter zweiten und dritten Ranges: Fabriken und Banken, gute Schulen, gute Ärzte, Theater, Konzerte, Sammlungen, Museen, Restaurants und Cafés, Ehre, Lust und Geld. Die will man haben, dann ist ein Volk gebildet.

Das Vorgehen jeder Regentschaft, in Stadt, wie in Land, wäre es, unentwegt daran festzuhalten, daß dergleichen nicht die Bildung eines Volkes ausmacht, sondern daß Bildung nur auf den Gütern unserer ersten Reihe beruht. Dafür sind sie Regenten. Dafür müssen sie die bessere Einsicht haben. Aber gar wie wenige Stadtoberhäupter gibt es, die dem durchaus ablehnend gegenüberstehen! ‚Wir geben, was die Leute begehren! Um Gotteswillen, wenn wir ihnen dergleichen vorenthalten wollten! Sie würden uns totschlagen!‘ Und wie oft fangen alle unsere Staatsregierungen, indem sie sich in ihren Residenzen niedergelassen haben, an, von solchem Stadtgift angesteckt zu werden. Man muß sagen, in diesem Punkte gefällt einem die katholische Kirche, welche kurz und bündig sagt: ‚Alle diese Dinge sind Volksverderb!‘ Man lese Hansjakob oder anderes. ‚Herr, wohin sind wir gekommen! Was wenig oder nichts hilft, wird beachtet, und was höchst notwendig ist, wird fahrlässig versäumt; weil der Mensch von Natur nach der Außenwelt hinneigt, und, wenn er nicht bald zur Besinnung kommt, freiwillig in den äußeren Dingen begraben bleibt.‘ (Thomas a Kempis).

36. Beruf und Liebhaberei.

Man kann den Zusammenhang auch anders formulieren.

Wenn man heutzutage so manch einen aus unserer Hochkultur um seine Meinung fragen würde, worauf er im Leben Hoffnung und Zuversicht setzte, woran er für seine Person glauben, was er für seine Person für Mittelpunkte und Lebenshauptsachen halten möchte, so würden im ganzen die Antworten ziemlich ähnlich

ausfallen: Goethe, Kant, Nietzsche, Persönlichkeit, Sichausleben, Genußfähigbleiben, Geld, Geld, Geld! Es ist sehr zu beachten und wird von jedem denkenden Menschen nie vergessen werden dürfen, daß es einst Zeiten gab, die anders dachten, die ihre Anschauung trotz aller Feindschaft, trotz aller Ausrottungsarbeit bei weitem aere perennius der Menschheit eingegraben und aufgedrückt haben. Es war die Anschauung: Das oberste, worauf man seinen Glauben setzen müsse, sei die Herrschaft eines Gottes über die Welt; das zweite sei die Tatsache, daß diese Welt alles das erlebt habe, was mit dem Namen Jesus Christus zusammenhänge; das dritte sei die weitere Tatsache, daß dies alles nicht mit ihm gestorben sei, sondern für alle Gegenwart am Leben erhalten, wieder neu geboren werde durch den Geist unter seinen Gläubigen.

Kein Historiker wird die Tatsache vergessen dürfen, daß es einst breite Zeiten gab, welche diese Dinge als die ersten der Welt ansahen, an die man glauben wollte.

Es sind Zeiten und Gedankengänge von einem himmelstürmenden Idealismus gewesen. Was wühlen unsere sich dagegen lichtscheu in ihre Maulwurfsgänge und in die Erde ein, und wenn die Erde Gold und Diamanten ist. Also damals kannte man die Güter ersten Ranges. Und es geht uns heute leicht wie einer verkrebsten Pflanze oder einem tuberkulösen Organismus. Das Krebswachstum und Schwindsuchtswachstum ersticken alles gesunde normale sonstige Wachstum, nehmen alle noch vorhandenen Kräfte des Organismus für sich in Anspruch. So unsere ganze moderne Entwickelung mit ihren tausendfachen Erfindungen. Sie erstickt und überwuchert alle normale Entwickelung, Moral, Religion, leibliche und geistige Gesundheit.

Es geht wie in der Schule, wo es kein Unkraut auf dem Felde und keinen Fluß in Brasilien gibt: Sie werden hereingeholt und betrachtet und zerlegt. Und der Heiland der Welt bekommt erst zwölf, dann vier, dann eine, dann in ganz ‚gebildeten‘ Schulen gar keine Stunde mehr. Als ob das Unkraut auf dem Felde mehr wert wäre, als der Weltheiland. Was für ein verschobenes Augenmaß muß das ergeben. Ein Volk läßt seine Liebhabereien, seine Pflichten überwuchern. ‚Und mich sollte nicht jammern Ninives, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn hundertund-

zwanzigtausend Menschen, die nicht wissen, was rechts und links ist!?‘ Das Arbeiten allein tut's nicht.

Das Neue Testament redet sehr deutlich auch von toten Werken. ‚Christus ist gekommen, uns zu reinigen von den toten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott‘. Das ist eine sehr scharfe Unterscheidung. Der Ausdruck ‚tote Werke‘ ist ja heute aus unserer Sprache entschwunden. Aber man versteht, was er bedeuten soll.

‚On ne vit que pour s'amuser!‘ Wer weiß, ob das auf das heutige Berlin nicht noch mehr paßt, wie auf das heutige Paris. Und es sind alles Nebensachen. Ehre, Lust und Geld sind Nebensachen. Aber auch Kunst, Wissenschaft und Nationalwohlstand sind Nebensachen, sind, was beim Menschen seine Liebhabereien sind. Sie werden sich einstellen oder ausbleiben, je nachdem sie in der Zeit und in der Rasse liegen. Sie werden aber nie ein Volk über Wasser halten können.

An Kunst und Öffentlichkeit zunehmen, aber in Sitten und Kinderstube abnehmen, bedeutet mehr ab- wie zunehmen. Das unterliegt unter ernsthaften Menschen keinem Zweifel.

37. Sündlosigkeit und Menschlichkeit.

Jeder weiß, es ist eine besondere Eigentümlichkeit der Bibel, des gesamten Alten, des gesamten Neuen Testamentes, daß in ihr ein so breiter Raum sich findet für das Kapitel der Reue. Das Wort, das ganze Kapitel ist heute eins der denkbar ungebräuchlichsten geworden. Wie oft haben die 70000 Setzer Deutschlands, soweit sie nicht gerade Manuskripte von Predigten vor sich haben, wohl dieses Wort heutzutage zusammenzustellen? Abgesehen von der Kanzel existiert es nicht mehr! Also die Dinge lagen so grundsätzlich verschieden in der Welt der Bibel. Man blättere die Geschichte von Saul nach. ‚Da sprach Saul zu Samuel: Ich habe gesündigt, daß ich des Herrn Befehl und deine Worte übertreten habe; denn ich fürchtete das Volk und gehorchte seiner Stimme.

Und nun vergib mir die Sünde und kehre mit mir um, daß ich den Herrn anbete!' Wie manches Mal hat Saul so gesprochen! Man sehe David nach: ‚Und David sprach zum Herrn: Ich habe schwer gesündigt, daß ich das getan habe; und nun, Herr, nimm weg die Missetat deines Knechtes; denn ich habe sehr töricht getan!' Wie oft hat David so gesprochen. Wo hat sich je ein Hofprediger gefunden, wie Nathan! Und wo ist je ein König gefunden, der sich so zureden ließ, wie David! Aber ist man mit geringerem zufrieden, so zeigt ähnliche Bilder die ganze zweifache Königsreihe, die sich durch die nach ihnen benannten beiden biblischen Bücher hindurchzieht. Und ganz gewiß nicht bloß sie! Man denke an die Reue im Gleichnis vom ‚Verlorenen Sohn': ‚Da schlug er in sich und sprach: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen, Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße! Mache mich als einen deiner Tagelöhner!' Der Sohn machte sich auf, wie uns erzählt wird, und kommt zu seinem Vater und spricht wirklich die harten Worte, die er sich vorgenommen hat, vor ihm aus! Oder man denke an Kain! Wie sympathisch bleibt er uns doch immer dadurch, daß er imstande ist, sich selbst ein so richtiges und rücksichtsloses Urteil zu fällen: ‚Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge.' Wie haben wir selbst für Judas einen Rest von Sympathie, daß er zu ähnlicher Reue und Selbstbeurteilung noch immer imstande ist: ‚Ich habe unschuldig Blut verraten!' Wieviel mehr jedenfalls, als für die Anzahl von routinierten Kulturmenschen und Großstadtleuten, die unter dem Ausdruck der Pharisäer und Schriftgelehrten zusammengefaßt werden, die genau dasselbe, die mehr taten, wie Judas, nur ungleich raffinierter und hinterlistiger, die aber doch nicht einen Augenblick an so etwas, wie Reue darüber, dachten. Von Anfang an ihr Gewissen vergewaltigend, ihr Unrecht als Recht sich zurechtlegend, kommen sie bald gar nicht mehr auf eine solche Auffassung.

Die Reue hat zur Menschenart mit gehört, kann man sagen, unsere ganzen früheren Jahrhunderte über. Wie manches mittelalterliche Wort wird uns überliefert von der Art des bekannten letzten Ausspruchs Rudolfs von Schwaben nach der Schlacht an

der Elster, als er von Heinrich IV. niedergeworfen und ihm im Kampfe die rechte Hand abgeschlagen war: ‚Das war die Hand, mit der ich meinem Kaiser einst Treue geschworen!‘ Man hat doch den Eindruck, kein moderner Fürst oder General in entsprechender Lage würde so sterben. Würde etwa Friedrich der Große, wenn er in seinen drei Kriegen, statt anders, zum Schlusse so geendet hätte, mit solchen Worten aus der Welt gegangen sein: Das sei die Hand, mit der er seiner Kaiserin einst Treue geschworen!? Und sehen wir ab von der eigentlichen Geschichte! Wie viele Historien werden uns in den Erbauungsbüchern, besonders in der lutherischen kirchlichen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts erzählt, die alle wahrscheinlich noch aus früherer Zeit herstammen, und alle das Gewissen und die Reue in ihrer Hoheit und Absolutheit behandeln. ‚Contritio est serius et sanctus dolor cordis.‘ Man nehme die merkwürdige Geschichte von einem spanischen Richter. Im Herbergsraum eines Gasthauses erlischt auf einen Augenblick das Licht, und als es wieder angezündet ist, ist einer der Gäste erstochen und der Mörder unter den anderen nicht aufzufinden. Sie werden sämtlich vor den Richter geführt, der auch nichts ermitteln kann. Er bricht die Untersuchung mit den Worten ab: ‚Wo das Recht nicht sprechen kann, soll euer Gewissen sprechen! Knöpft alle euer Wams auf über dem Herzen!‘ Er tritt zu jedem heran, sieht ihm in die Augen, legt das Ohr ihm aufs Herz und findet mit Sicherheit den Mörder heraus, der nun seinerseits auch mit seiner Strafe völlig einverstanden ist: ‚Ich bins gewesen, nehmt mich hin und tut mir, was ich verdient habe!‘ Wir brauchen keine weiteren Beispiele anzuführen. Caspari ‚Geistliches und Weltliches‘, der um ihrer richtigen Weltanschauung und damit ihres erbaulichen Wertes willen eine Menge solch alter Geschichten zu einer dankenswerten Sammlung zusammengestellt hat, steckt voll auch gerade von solchen über die mittelalterliche Schätzung derartiger Faktoren. Und gerade auch jener wichtige Schlußzug in obiger Geschichte findet sich immer von neuem, daß, wo das Gewissen dem Menschen seine Strafe diktiert, er mit dieser Vorschrift völlig und freiwillig einverstanden ist. Er appelliert nicht von seinem Gewissen an allerlei möglicherweise anders entscheidende menschliche Instanzen, sondern sieht im Gewissen eben schon die höchste Instanz, die über

allen Menschen steht und fügt sich ihm mit einer ganz anderen Leichtigkeit, als es dem modernen Menschen der Kultur möglich wäre!

Und wie im Mittelalter, so ersichtlich oft noch beim Bauerntum bis zur heutigen Stunde! Wie selten wird auf städtischen Sterbebetten, und wie oft auf bäuerischen Abbitte geleistet. „Jan vergiv mi! Ek glöwe, ek hebbe di da to veel dahn!" Die Magd geht von der Frau fort, wenn ihr Dienst zu Ende ist und bittet ihr ab, wo sie schlecht gewesen ist. Die Söhne und Töchter schreiben Briefe aus der Fremde, in denen sie ihren Eltern ihre Schlechtigkeiten abbitten. Wir begnügen uns, noch einmal eine in Bayern aufgelesene, bis heute dort kursierende Sage zu zitieren, die ein klassisches Beispiel ist für Reue und Gewissen.

„Aus einem reichen bayrischen Bauernhause hat der Sohn eine Magd verführt und ihr die Ehe versprochen. Die Mutter läßt aber keine Ruhe, bis sie ihm die Heirat ausgeredet hat, denn sie will kein Bettelmädchen als Schwiegerin. Der Sohn muß des gebrochenen Eheversprechens wegen vor Gericht, die Alte droht ihm mit Enterbung. ‚So lieb dir Grund und Boden ist, geh' und schwör'!' So geht der Sohn hin und schwört das Eheversprechen ab, und die Verlassene ertränkt sich. Der Meineidige siecht ebenfalls hin und stirbt, aber selbst auf dem Sterbebett hat er dem Priester seine Sünde nicht gebeichtet. Als er nun gestorben, sehen die Leute vom Hofe ihn am dritten Tage nach dem Begräbnis kohlschwarz am Zauntor stehen. Mit schauerlicher Stimme begehrt er, daß Bretter bis zur Haustür gelegt würden, damit er seinen Boden nicht berühren müßte, und trotzdem schrie er, während er über die Bretter schritt: ‚Au weh, wie brennt der Grund und Boden, um den ich mich verschworen hab!' An der Haustür stand die Mutter, ganz auseinander vor Schreck; da hat er sie angerührt und ihr seinen Fluch gegeben, zugleich verkündigt, sie werde bei ihm sein in der ewigen Pein. Dann verschwand er, und die Alte war seitdem nicht mehr recht im Kopf, bis sie ihrem Sohne nachfolgte. Seit sie nun auch tot ist, kann man des Nachts manchmal einen schwarzen Hund und eine schwarze Katze miteinander raufen sehen an der Grenze des Ackerlandes, dem zulieb ihnen jede Sünde recht war. Es ist eine Welt, in der Reue und Gewissen regieren, in der die Menschen nicht mehr sein wollen wie sündige Menschen. —

Unsere Hochkultur will von so etwas nichts mehr wissen. Sünde erkennen, Sünde anerkennen, Sünde bereuen sind ihr unbekannte Dinge geworden, das Wort Sünde ein mittelalterliches Wort, an das ein moderner Mensch nicht mehr gebunden ist. Man diskutiert allen Ernstes darüber, was es im letzten Grunde für Sünden seien, die einem, den man Ehrenmann nennt, der keine groben Vergehungen hinter sich habe, eigentlich noch anhingen. Dem einen oder anderen fällt vielleicht noch einmal in der Kirche die Tafel des Beichtbekenntnisses auf, daß er einen Augenblick darüber nachdenkt: ‚Unglauben, Zweifel, Kleinmütigkeit, Ungeduld, Hoffart, böse Lüste, Geiz, heimlicher Neid, Haß und Mißgunst, auch andere Sünden.' In der Regel wird ein solches kirchliches Bekenntnis aber rasch überwunden! ‚Unglauben' — zum Glauben ist niemand verbunden! ‚Zweifel' — gar Zweifel! Ohne Zweifel kein Fortschritt! Ohne Zweifel keine Entwickelung! ‚Kleinmütigkeit' — ist Nervensache! ‚Ungeduld' — ist erst recht Nervensache! usw. ‚Die Weisheit lässet sich sagen!' heißt ein Bibelspruch. Die Hochkultur läßt sich nichts sagen, absolut nichts. Wer es tut, wer es wagt, wird angefahren: ‚Das geht Sie nichts an!' Und wagt es der Seelsorger, so ist der moderne Herr sicher davon überzeugt, daß er in Zukunft bei einem anderen arbeiten lassen wird. Es gehört eine Diplomatie dazu, über die Diplomatie jedes Ministers hinaus, dem Menschen der Moderne ungestraft Vorhaltungen machen zu dürfen.

Schon unrecht will man nie behalten, niemals. Man sagt überhaupt nichts, dann hat man zum Schlusse nichts gesagt gehabt. Aber etwas gesagt haben und damit nicht recht behalten, ist für den Menschen der Moderne ein ungeheuer bitterer Trank. Der Beamte tut es noch und tröstet sich über die Niederlage mit dem Gedanken an den großen Organismus, in dem er ein gehorsames Glied sei: ‚Nur ein Amt und keine Meinung!' Wer diesen Trost nicht hat, geht auch auf die Niederlage nicht ein. Er greift zur Lüge und Entstellung, verdreht sämtliche Tatsachen, um nur recht zu behalten. Wie oft kommt dergleichen vor!

Das Wort Sünde aber ist ausgeschaltet. Die Zeitung hat dem Menschen vorgeschlagen, es auszurotten. Und der Mensch ist nur zu leicht darauf eingegangen. Die Sache wuchert

natürlich um so schlimmer, seitdem sie nicht mehr bei Namen genannt wird.

Die Hochkultur stolziert sündlos durch die Welt. Sie merkt nicht, daß der Teufel stets den am festesten am Genicke hält, der davon überzeugt ist, daß es ihn überhaupt nicht gibt: Wie Friedrich der Große bei Kollin sich seine derbste Niederlage holte, als er an die Nähe und die Courage der Österreicher überhaupt nicht glauben wollte. —

Etwas anderes! Wie manchmal legt ein alter Bauer seinem Pastor die Hand auf die Schulter: ‚Wissen Sie, Herr Pastor, weshalb die jungen Leute heute alle so auf die Wildbahn kommen? Wir haben die Ohrenbeichte nicht mehr!‘ Man weiß nicht recht, was man dazu sagen soll. Der Strom der Ohrenbeichte hat ja, wie jeder weiß, maßlosen Schmutz im Lauf der Zeiten mit sich geführt. Man möchte aber fast geneigt sein, den weniger auf die Institution zu schieben, wie mit so unendlich vielem abermals auf den römischen Priestergarçon. Wenn man die schlimme Nebenwirkung abzieht, dann bleibt gewiß trotz aller Anklagen eine Menge gutes an ihr. Wie wird der Mensch durch die Ohrenbeichte gewöhnt, Sünden wieder gut zu machen, d. h. dadurch bei sich anzuerkennen. Ein Müller erzählt, wieviel anonymes Geld er jedes Jahr zur Osterbeichte zurückgesandt erhalte. Und solche Dinge, wie jeder weiß, ereignen sich oft.

Uns Protestanten ist nicht immer der sogenannte ‚Beichtspiegel‘ bekannt, der dabei eine so große Rolle spielt. Gewiß, die Massen von Schmutz, die sich auch wieder an diese Einrichtung gehängt haben, soll nicht bestritten werden. Man lese Hoensbruch und was er über das sechste Gebot im alten Beichtspiegel erzählt. Aber man weiß auch, welchen einen Grund das alles gehabt hat. Man nehme Beichtspiegel, die sich normal ausgestaltet haben, Beichtspiegel, wie sie heute unter Konkurrenz mit der evangelischen Kirche benutzt werden. Welche Tiefen enthalten sie! Man kann das unbefangenerweise gar nicht in Abrede stellen! Zum zweiten Gebot: ‚Hast du im Zorn geflucht? In Gegenwart deiner Kinder? Wie oft? Hast du gegen Gott gemurrt? Hast du Gott gelästert? Hast du heilige Worte bei scherzhaften Reden gebraucht? Bei unanständigen? Hast du den Namen des Herrn ohne Ehrerbietung ausgesprochen?

Hast du über Lehren und Gebräuche der Kirche gescherzt und gespottet? Hast du solche Scherze und Spöttereien geneigt angehört? Hast du dazu gelacht? Hast du Stellen der heiligen Schrift zum Spaßmachen mißbraucht? Hast du heilige Worte als Sakrament, Kreuz, Himmel zum Fluchen gebraucht? Hast du leichtfertig bei unbedeutenden Dingen dich verschworen, z. B. gesagt: So wahr Gott lebt! So wahr ich lebe?' Zum vierten Gebote: „Hast du deine Eltern im Herzen verachtet? Bist du ihnen grob, trotzig oder mürrisch begegnet? Hast du sie ausgelacht, über sie gespottet? Ist ein solches Betragen gegen deine Eltern deine Gewohnheit? Hast du dich deiner Eltern geschämt? Bei anderen Leuten ohne Achtung von ihnen geredet? Ihre Schwächen und Gebrechen bekannt gemacht? Ihnen wohl gar Schimpfnamen gegeben? Hast du Abneigung gegen deine Eltern gehegt? Die Hand gegen sie erhoben? Sie verwünscht? Ihnen etwas böses gewünscht? Etwas geringes? Etwas schweres? Den Tod? Krankheit? Schmerzen? Hast du deine Eltern durch deine Schuld zum Zorn oder zum Weinen gebracht?' Zum achten Gebot: ‚Hast du gelogen? Lügst du öfter? Lügst du aus Gewohnheit? Hast du einen wahren aber geheimen Fehler des Nächsten, ohne daß du dazu verpflichtet warst, aufgedeckt? Vor wievielen Personen? Hast du dem Mitmenschen einen Fehler nachgesagt, den er gar nicht begangen hat? Hast du aus Bosheit einen wirklichen Fehler des Mitmenschen vergrößert? Hast du ihm dadurch geschadet? Hast du denen, welche anderen verkleinerten, wohlgefällig zugehört? Hast du Reden gegen die Nächstenliebe unterstützt? Hast du sie gelobt? Hast du geschmeichelt? Hast du geraubte Ehre nicht zurückgestellt, obwohl du konntest u. s. f.'

Man ziehe das spezifisch Katholische ab. Man wird gestehen, beste Menschlichkeit, beste Religion bleibt in Masse übrig, wie man sie an seltenen Stellen findet. Was wollen unsere modernen ästhetischen Predigten dagegen, die oft genug eine Schlange für einen Fisch geben, gar nicht dem Menschen ans Gewissen gehen? Das wollen die Zuhörer nicht. Da sind sie wie die Pharisäer in Jerusalem.

Das Mittelalter hat solche obige Beichtspiegel in Masse gehabt, für alle Stände, für Könige, Herren, Knechte, Handwerker, Gelehrte.

Heute sind sie in einen einzigen allgemein menschlichen Typus zusammengearbeitet. Daß sie aber bei uns Evangelischen abgekommen, die wir genau dasselbe Anrecht an sie hätten, wie die Katholiken, ist nicht mehr gewesen, wie Nachlässigkeit und ein unglücklicher Zufall. Die Reformatoren haben sie nicht angetastet. Noch etwa in den Predigten des berühmten Herberger zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges wird der alten Beichtpraxis als einer völlig üblichen Einrichtung erwähnt. Später hat man alles das durch die Privatbeichte ersetzt. Die ist auch geschwunden. Und auf die heutige Beichtrede mit einem allgemeinen „Ja‘, darauf wird man billig für die Zukunft keine große Hoffnung setzen. Daß uns die ganze Literatur des Beichtspiegels verloren gegangen ist, ist ein Schade. Wenn die Sünde nur erst einmal formuliert, nur erst einmal richtig und sachlich in Worte gefaßt ist, wenn Ehebruch Ehebruch und nicht Eheirrung genannt wird, dann ist sie schon halb überwunden. Und das haben in Hunderten von Fragen in klassisch einfacher und treffender Form die Beichtspiegel getan.

Die Menschheit hat nie eine bessere Sündenkette geschmiedet wie den Beichtspiegel. Man denke sich einmal ihn und dahinter die Person eines verheirateten evangelischen Pfarrers!! Man gebe einen Beichtspiegel bis zur Stunde irgend einem ernsten Menschen in die Hand: Er legt ihn nicht eher bei Seite, bis er ihn ausgelesen hat. — —

Wie will unsere Hochkultur mit ihren matten Surrogaten Goethe und Kant einen Kampf gegen die Sünde erfolgreich führen?! Es wird so werden, daß sie einfach in Sünden ersäuft. Immer mehr Sünden und immer weniger Sündenerkenntnis. Und wenn wieder Stille über den Wassern eingetreten ist, wird das Wort darüber schweben bleiben: ‚Die Sünde ist der Leute Verderben.‘

Der König David und die oben genannten Pharisäer haben beide dieselbe Doppelsünde begangen: Einen verdeckten Mord, Mord mit Hinterlist. Darin waren sie beide einander gleich, daß man meinen könnte, einer könnte sich auf den andern berufen. Worin lag der große Unterschied? In den Folgeerscheinungen. Bei David folgte auf die Doppelsünde Sündenerkenntnis, Reue, eigenes Mißfallen an sich selbst, Gottes Wohlgefallen an ihm. Bei der anderen Partei blieb dies alles aus. Stolz und selbst-

bewußt, aufs Festeste davon überzeugt, nichts einer Sünde ähnelndes begangen zu haben, gingen sie durchs Leben, Sturmvögel des Unterganges.

38. Incroyables und Merveilleusen.

Die Figuren der Pariser Revolution sind bekannt. Zwischen Leben und Tod schwebend, unsicher darüber, ob morgen das Haupt des Vaters oder des Sohnes oder das eigene unter der Guillotine fallen würde, konnte man doch der Modetollheiten nicht entraten. Dafür war man Hochkultur und Überkultur. Solcher Boden mußte solche Exzesse hervorbringen, selbst zu solcher Stunde.

Wo unsere Kultur zur Hochkultur wird, müssen wir sagen, bringt sie an allen Stellen ähnliches hervor. Nietzsche hat sich gelegentlich ausgedrückt, jeder moderne Mensch, genau genommen, sei schon infolge der Arbeitsteilung verbuckelt und verkrüppelt. Sein ganzer Lebenssaft gehe in den Buckel hinein, und der übrige Körper bleibe zurück, verfalle der Auszehrung! Man muß sagen, wie unter dem vielen Unreifen, was der nicht zur Entwickelung gekommene Weltweise hinterlassen hat, sich eine Menge treffender Gedankenblitze befinden, so ist dieser sicher einer der richtigsten mit, eine äußerst treffende Beobachtung. Der moderne Mensch versteht jeder auf einem Lebensgebiete gewöhnlich unendlich viel. In allen anderen aber ist er oft das reine Kind. Daß das zum Schlusse für irgendwelche Zwecke praktisch sein mag, kann füglich nicht bestritten werden. Sobald aber der Hauptzweck eines Volkes der ist, Menschen hervorzubringen, ebenmäßig gewachsene Menschen, solange wird der damit nicht erreicht. Derartige einseitige Genies sind keine Menschen. In den rein menschlichen, d. h. den größten Fragen des Lebens, kommt es zu leicht dahin, daß sie versagen.

Vergleichen wir!

Vergleichen wir miteinander Fabrikarbeiter und etwa Waldarbeiter oder Deicharbeiter oder Chausseearbeiter. Es ist vielleicht

nicht jedem geläufig, daß hier ein so nennenswerter Unterschied vorliegt. Manch einer denkt vielleicht, Arbeiter sei Arbeiter! Bei genauerem Hinsehen stellt sich die Verschiedenheit sehr bald heraus. Hier die Fabrik, dort der Sturm und der Wald: Braucht darüber etwas gesagt zu werden? Die Mitarbeiter und Genossen dort und hier: Können die miteinander ernstlich verglichen werden? Das eine Mal als Hintergrund eine starke Häuslichkeit, das andere Mal die Branntweinwirtschaft und jede Art von Unzucht und Ehebruch! Man gehe nachts um 12 durch die Arbeiterstraßen einer Fabrikstadt: Licht, dahinter Grammophon und gröhlende Stimmen, davor betrunkene Fabriker, denen man aus dem Wege gehen muß. Das sind keine Menschen mehr!

Oder man denke an Bauern und Schiffer und im Vergleich zu ihnen an die Stadthandwerker, an alles, was dort zu Innungen, Gehilfen- und Gesellenverbänden gehört: Das eine Mal Leute, die alle die für ihr Leben nötigen Handgriffe und Grundbegriffe besitzen, Leute von guter Gesinnung, Leute insbesondere von Religion und Frömmigkeit, Leute, die in Sturm und Wetter und Gefahren erprobt, zu richtigen Männern gereift sind; das andere Mal Leute, die in den fünf Handgriffen ihres Berufes vereinseitigt sind, Leute, die Sturm, Wetter und Gefahren nie kennen gelernt haben, deren größter Sturm vielleicht eine Lohn- oder Wahlbewegung war. Und inwieweit der Mann an der Wahlurne und im anstoßenden Bierlokal bewährt wird, darüber braucht wieder nichts gesagt zu werden.

Oder mustern wir einige Proben aus höheren Ständen. Land und Wasser sind die großen Naturquellen jedes Volkes. Vergleichen wir miteinander den Kapitän und den Stadtoffizier, Landbeamte und Stadtbeamte.

Der Kapitän und der Offizier! Jeder überseeische Kapitän, wochen-, monatelang ein König auf seinem Schiffe, der das Regieren aber verstehen muß, unter Umständen besser wie ein König in seinem Lande; dazu auf jeder Fahrt von neuem gefahrenerprobt, in neuer Todesgefahr — wer weiß von jedem Sturme, wenn er anfängt, wie er aufhört! endlich ein Mensch ohne Bücherlektüre, vor allem ohne Zeitungslektüre: Das ergibt zum Schlusse den bekannten ernsten, unhöflichen, wohlwollenden Menschen- und

Männertypus, den wir soviel weniger haben, der sich in Holland dem ganzen Volke aufprägt. Es steht ihm ungünstiger gegenüber der Landoffizier, der, abgesehen von den seltenen Kriegen, nie in Gefahr gerät, der ruhig bei jedem Manöver jede Wette eingehen kann, unbeschadet und sicher wieder aus ihm zurückzukehren, bei dem infolgedessen allerlei Ausartungen in anspruchsvolles Uniformleben, Gamaschendienst, Kleidermoden rc. sich erheblich leichter einstellen. Wie wunderlich erscheinen uns alle Soldaten und Uniformen auf alten Soldatenbildern, wie normal alle Matrosen und Kapitäne auf alten Matrosenbildern.

Wir haben denselben Gegensatz vor uns, wenn wir andere Männer aus der Natur mit solchen aus der Kultur vergleichen, ländliche Landräte, Oberförster, Gutsbesitzer mit höheren Kultur- und Stadtbeamten. Wie ist dort alles natürlich nicht engelrein, aber ein ganz Teil normaler, wie hier, wo Ehrgeiz, Titel- und Ordensgeiz, Streberei, wo zuletzt Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel, wo Unzuverlässigkeit in gemachten Zusagen ganz anders als Sünde vor der Tür ruhen, nach Einlaß spähend, wie dort. Wir brauchen zum Schluß noch an die Gesamtmasse des Landadels zu denken im Vergleich zu sämtlichem Stadt- und Hofadel. Wie manches Haus trifft man dort, aufrecht in seiner Gesinnung, trefflich und musterhaft in häuslichem Leben, vorzüglich in der Kindererziehung! Ihnen ist nicht jede Heirat recht zur Rangierung ihrer Verhältnisse! Jeder weiß, wie das alles in viel geringerem Maße Geltung hat von den betr. Geschwistern und Schwägern in der Stadt, wie alles da so oft in Albernheiten, geschäftigem Müßiggang und in schlimmerem endigt. Man denke an Auerbachs ‚Auf der Höhe', dem man immerhin ganz gern zugestehen will, daß es nicht die Regel sein mag. Der Mensch in der Hochkultur erzieht und erzieht an seinen Kindern, und es wird so oft nichts daraus. Und der Bauer tut nichts an ihnen, und Stück für Stück werden es normale Menschen. Also, das darf man in keiner Weise behaupten, es sei alles ‚buten wie binnen'!

Incroyables und Merveilleusen! —

Was macht den Holländer zu einem so sympathischen Menschen? Die Masse von Heide, die er in sich besitzt, und die vor der Hand noch jeder Kultur spottet. Und mehr als das, die Unmenge von

Seefahrt, die seit Jahrhunderten das ganze Volk bis zur Stunde hin durchzieht. Man vergleiche miteinander einen Leipziger oder Berliner und einen Amsterdamer Bahnhofsabschied. Das eine Mal ein Kalbern hin und her, wie es die Kultur als letztes Erzeugnis hervorbringt. Das andere Mal ein sachliches Abschiednehmen. Der Bruder und der Sohn schwimmen draußen auf dem Wasser. Man denkt daran. Wer weiß, ob sie nicht vielleicht diesen Augenblick scheitern! Man sagt oft, der Norden und Süden mache die Differenz! Der Unterschied liegt nicht am Breitengrade. Man weiß, man war in Berlin und Leipzig auch einst anders.

Es ist derselbe Zusammenhang, der auch England seinen Stempel aufprägt, der England sein fortdauerndes Übergewicht verleiht: Die Berührung mit soviel Natur in der Seefahrt. Von allem Ungesunden gesundet ein Drittel des ganzen Volkes fortwährend wieder auf dem Wasser.

Deutschland ist in diesen Beziehungen augenblicklich in einer schlimmen Lage. Es erstickt in Kultur. Seine sämtliche Natur, sein gesamtes Bauerntum braucht es auf, verwandelt es in Kultur. Es schickt Leute zu ihm hin, die es nicht kennen, die mitten in den Großstädten wohnen, Sonntags zu ihm hinausziehen, und dann Montags darüber unzutreffende Reden halten. Und Aussichten auf eine ernstliche Entwickelung seines Seewesens hat es auch nicht. Es wird in Kultur ersticken, wenn die Quellen seiner Natur völlig aufgebraucht sind.

Die Menschen der Hochkultur kommen zum Schlusse dahin, daß sie überhaupt zu nichts ernstlichem mehr zu gebrauchen sind. Sie können nicht mehr normal arbeiten, nichts mehr aushalten, nicht mehr sterben. Sie taugen zu nichts ernstlichem mehr, für keine Ideale, keine Kindererziehung, keine Ehe. Man nehme so manche moderne Pariserin. Gewiß die moderne Pariserin ist weiter, wie die moderne Berlinerin. Aber wie weit ist sie auch. Abenteuernd, philosophierend, an einem läppischen Briefe der Sevigné über den damaligen Pariser Klatsch sich erbauend wie an einer biblischen Andacht, mit 40 Jahren noch immer die jeune Parisienne, aufs genaueste unterrichtet über den Unterschied der polnischen von den russischen Männern: On ne vit que pour plaire! Sechsmal ist sie dicht daran gewesen, geheiratet zu werden, aber

aus Heimweh ist sie nur für einen Franzosen entschlossen! Man sagt sich, solch ein Weib taugt überhaupt wie zu nichts mehr, so nicht mehr zum Heiraten, zur Ehe; und geschieht jenes, so ist der berüchtigte Pariser Ehebruch nach vier Wochen nichts anderes als die natürliche Folge.

Man nehme doch auch schon einmal, um an ganz etwas näherliegendes und weniger eklatantes zu denken, die Figuren unserer gesamten klassischen Dramen. Wo ist schon unter denen ein wirklicher Mensch?! Halbüberspannte Gestalten genug, bei Goethe, bei Schiller, bei Shakespeare, aber wo ein Mensch? Wo findet sich eine Figur, die man seinem Sohne, seiner Tochter zum Vorbild hinstellen möchte: So werde! Wer will zu seinem Sohne sagen: Werde wie Faust! Wir meinen den Goetheschen, nicht den mittelalterlichen Faust. Der Reichtum unserer Klassiker liegt in ihren geflügelten Worten. Betreffs ihrer Figuren ist man froh, daß sie nie oder nur höchst selten in Wirklichkeit vorkommen. Was soll ein Faust, dieser mit nichts zufriedene, das Unmögliche anstrebende Mensch! Das ist nicht Gesundheit, sondern Krankheit, fünf Millimeter vom Irrenhause, wie ein Witzbold gesagt hat.

Incroyables und Merveilleusen! Die Menschen sind zum Schluß keine Menschen mehr. Jeder Bauer im Vergleich mit ihnen ist ein Mensch. Aber sie ihrerseits sind keine mehr. Sie halten sich selbst dafür, vielleicht sogar für besonders hochentwickelte, weil sie in Wahrheit nie mit welchen zusammengetroffen sind. Aber wer welche kennt, erkennt sie nicht als solche an.

Alle physischen, alle moralischen, alle religiösen Faktoren haben zu sehr in ihnen abgenommen. Ein Wesen, das Geld zusammenscharrt und es im Glase Wein und etwas erotischer Kunst wieder ausgibt, bleibt übrig. ‚Erwerbsidiot‘ hat man gesagt. Man könnte auch sagen ‚Kunstidiot‘, ‚Sammelidiot‘ oder womit man das Wort sonst zusammensetzen will. Vor allem die moralischen Faktoren haben zu sehr abgenommen. Den modernen Großstädter kann man, Ausnahmen ausgenommen, fast allgemein als einen schlechten Menschen bezeichnen, voll von Unglauben, Hoffart, Ungeduld, bösen Lüsten, den Bauer von heute, der fern von der Hochkultur lebt, weit weniger Ausnahmen ausgenommen, als einen guten. Das Wort mag etwas übertrieben sein. Wer beide

Bevölkerungsklassen wirklich näher kennt, wird zugeben, daß es das nicht viel ist.

Jede eigene Meinung hört auf. Heute ‚Hosianna!‘ morgen ‚Kreuzige!‘ wie schon vor Jahren in der Großstadt Jerusalem. Ist beim ‚Hosianna!‘ Geld zu verdienen oder Ehre zu holen, hält man's damit. Ist beim ‚Kreuzige!‘ etwas zu machen, wählt man das. Der Mensch wird zum Juden schlechten Schlages: Incroyables und Merveilleusen!

Es ist merkwürdig, der Engländer ist ein so stets wettender und wagender Mensch. Ein Engländer im Taunus kann nicht ein Geldstück aus der Tasche ziehen, ohne daß er seinen Begleiter ‚Kopf oder Wappen?‘ fragt und es damit verliert oder verdoppelt. Schon bei Shakespeare in seinen Dramen wird ja gewettet. Und in der Seefahrt erreicht solcher Zug seine höhere Ausprägung. Und dabei oder vielleicht dadurch bleibt oder wird der Mensch so selbstverständlich, so sicher, so normal, vor allem mitten in aller Weltlichkeit stets begabt mit Religion und auch stets mit einer stark opferbereiten Religion, so wie er uns von jenseits des Kanals her bekannt ist. Und unsere deutschen Engländer, die Bremer und Hamburger sind ähnlich, ähnlich in der Eigenart, ähnlich im Wesen. Und der Binnenländer, der Leipziger und Berliner, ist so anders: Geht stets in allem Nummer sicher — man vergleiche Berichte über die Berliner und Hamburger Börse! und endet für seine Person oft in so viel ungünstigeren, kleinlicheren Typen. Die Kultur macht es, das Losgelöstsein von aller Natur.

Wie teuer wird es unsern Großstädtern noch zu stehen kommen, daß sie für kein Tier, keinen Hund, kein Pferd, keine Kuh mehr bei sich Platz haben. Die Entbehrung dieser Lehrmeister wird der Mensch dort noch schwer büßen müssen! Man hat das immer furchtbarer werdende Problem der Unzucht und der Geschlechtskrankheiten in allen Großstädten. Will man es lösen, so lasse man einfach jeden, der Lust hat, dort einen Schweine- und Kuhstall sich einrichten. Wo das Vieh einzieht, da zieht aus hundert ersichtlichen Gründen die Syphilis heraus. Da würde auch ganz gewaltig unsere Schmutzliteratur aufhören und die Unzucht aus unserer Kunst herausziehen! Freilich, freilich — wird eine Großstadt sich je zu so etwas verstehen? So schmutzige

Tiere in unsere reinliche Stadt hinein?! Man wird lieber an seiner Syphilis sterben.

Die Presse, soweit sie aufrichtig und ehrlich sein will, sollte ebenso, wie sie über jeden Minister herzufallen pflegt, so einmal sich gewöhnen, unsere großen Bürgermeister vorzunehmen. Oder unsere städtischen Polizeipräsidenten oder sonstigen Behörden! Das heißt nicht als zu scharf, sondern als zu milde! Das wäre eine ungleich lohnendere und nutzbringendere Arbeit! ‚Die Welt kann nicht ohne Blut regiert werden, es soll und muß das weltliche Schwert rot und blutrünstig sein.‘

Incroyables und Merveilleusen!

39. Sachlichkeit und Verschnörkelung.

Wenn die Herren Amtsrichter, Rechtsanwalt und noch vier andere beim Glase Wein zusammensitzen und einer bringt den andern zum Lachen, so durchzieht das Gefühl eines allgemeinen sinnlichen Wohlbehagens die Tafelrunde. Das Lachen gehört nach der Einteilung der Psychologie zu den sinnlichen Gefühlen. Es ist ein angenehmes sinnliches Gefühl, wie essen oder schlafen. Wer den Menschen zum Lachen verhilft, ist ihm ebenso erfreulich, wie wer dem Hungrigen zur Speise oder dem Raucher zur Zigarre verhilft! Der Scherzmacher verhilft seinen Zuhörern zu einem angenehmen Reizmittel. Und die angenehm Angeregten schmeicheln dafür der Ehre ihres Unterhalters. Einer Zeit aber, die auf das eine wie das andere einen besonderen Wert legt, ist mit beidem vor anderen gedient.

Die Geschichte des Witzes, falls einmal jemand eine solche schriebe, würde manche charakteristische Eigentümlichkeiten aufweisen. Hauptsächlich aber den Fortschritt vom Humor zum Spott. Mit Humor fing ersichtlich unser Volkswitz an. Der Humor will nie bedingungslos sein. Der Humor will absichtlich allen höchsten Instanzen, der Religion und der Moral, untergeordnet bleiben. Und kommt es vor, daß er anscheinend sich gelegentlich an Gott und an der Bibel vergreift, so schlägt seine Flamme ersichtlich wie vor einem unsichtbaren Etwas denselben Augenblick wieder zurück, sich selbst korrigierend, sich selbst strafend. Der Mensch

wünscht erst Glauben zu haben, erst Nächstenliebe zu haben, dann erst zu lachen! Das ändert sich nach und nach. Wie die Instinkte zu den Fundamentalgütern der Menschheit hin abnehmen, so nimmt gerade der Hunger nach allem Lachen zu. Und der Witz wird rücksichtslos, wird allmächtig, wird uferlos. Er darf an allem sich vergreifen, er darf alles in den Staub ziehen. Dem Witzmacher ist zum Schluß alles erlaubt, wenn er nur zum Lachen bringt. Der Witzmacher wird exlex, wie eine Zeitlang Gott im Mittelalter exlex war. Die Bande um den Humor fällt. Er braucht an Gott und Moral sich nicht mehr zu kehren. Aus Humor wird Spott, Ironie, Satire, je gewürzter, desto beliebter, desto ruinierender natürlich auch. Aus dem unschuldigen Humoristen wird zum Schluß der Spötter, ein Bruder des Satans. Der Satan lacht aus dem Spott heraus. Man darf sagen: Ein Maßstab für den Verfall eines Volkes bildet die Zunahme der Satyriker und die Abnahme der Humoristen.

Der Mensch aber gewöhnt durch solche fortwährende Verschraubung, Verdrehung und Verschnörkelung der einfachen tatsächlichen Wirklichkeit zum Schluß sich derartig an eine solche unnatürliche, überwürzte Kost und Redeweise, daß es bekanntlich manch einem überhaupt nicht mehr möglich ist, einfach sachlich zu sprechen. Seine drei Schlüssel in der Tasche nennt er ‚Dreibund!‘ Wenn in der Bahnhofshalle im Zuge alles aussteigt, schwätzt er: ‚An die Gewehre!‘ u. s. f. Es ist bekannt, wie manche Menschen überhaupt nicht anders als in derartigen Paraphrasen reden. Der Hunger nach Lachen und Belachtwerden, auf das sie rechnen, ist aufs höchste gestiegen.

Es ist im allgemeinen der Typus der Hochkultur. Deshalb nehmen die Schichten der Frau, des korrekten Bauern, und des korrekten Adels nicht in solchem Maße daran teil. Ein derartiges Gebahren wird in weiten Kreisen dort als ein unberechtigtes Platzeinnehmen, Sichindenvordergrunddrängen, als ein Sichinteressantmachen wollen beurteilt, abgelehnt und weit weniger geübt. —

Aber weiter! Weil die Kultur zurzeit in breiten Flächen in dieser Art lebt und sich bewegt, bringt diese erste Verschnörkelung nunmehr eine zweite mit sich, die nicht weniger wunderlich und bedenklich ist. Es ist klar, daß solcher alles durchziehende

Witz nicht zu verwenden ist bei allen ernsten, sachlichen Angelegenheiten. Sollen ernsthafte Dinge ernsthaft traktiert werden, dann geht das nicht so. Dann muß der Mensch der Hochkultur seine immer mehr zu solcher Lust des Witzes und der Satire neigende Art mit Gewalt verleugnen. Und da hat er sich dann zur gleichen Zeit eine Luft geschaffen, die für solche Dinge ja zur Not ausreicht, die aber ebenso eine völlig menschliche Unnatur ist: Wir meinen, was man nennt die Geschäftsmiene! Die Geschäftsmiene ist das absolute Widerspiel des eigentlichen modernen Menschen. So war nie sein Vorfahre oder sein Ahn. So war der Mensch nicht, als er vielleicht noch halb Tier war. Die Geschäftsmiene ist nichts, als das künstliche gewalsame Widerspiel einer nach und nach nach der entgegengesetzten Richtung entstandenen Unnatur. Der Mensch seufzt unter ihrem Druck, er hungert in ihr nach seiner wahren, anderen Art, wie der Gewohnheitsraucher nach der Zigarre. Man beobachte als Beispiel irgend eine Kommission aus Industriellen und Beamten, die wegen eines Bahnbaues od. dgl. zu verhandeln haben. Sowie ihresgleichen jemand dazu kommt, blitzt der Witz und das lose Spottwort durch wie ein Silberblick. Sobald sie wieder allein sind mit der anderen Partei, meint man eherne Menschen vor sich zu haben, die überhaupt nicht lachen können. Die zwei Naturen sind nicht ihr Ruhm. Denn sie sind beide keine Natur, oder Natur höchstens in sehr übertragenem künstlich erarbeitetem Sinn. Die Menschheit schaukelt in ihnen aus einer Verschnörkelung in die andere, und der unbefangene Dritte freut sich meist ebensosehr, wenn solche Herren, die sich hinter ihre goldenen Brillengläser verschanzen, den Rücken wenden, wie er sich freut, wenn ein läppischer Mensch, der nichts weiter kann, wie in fünfzig Wortspielen und Witzen zu reden, wieder geht. Das eine ist eine ebensolche Verzerrung des Menschen, des göttlichen Ebenbildes im Menschen, wie das andere. Das eine ist keine Sachlichkeit und das andere ist keine. So sind die Sachen in der Welt nicht, nicht mit Wortspielen und Witzen umwuchert, und nicht zum Skelett abgetrocknet, auf den Gefrierpunkt von Null Grad herabgekältet.

Man wird wieder sagen dürfen: Weder Frauen, noch der korrekte Adel, noch der korrekte Bauer kennen auch diese letztere

Verkehrung. Frauen und Bauern kennen keine Geschäftsmiene, bedienen sich keiner solchen, operieren wieder vielmehr mit einem gewissen Mittelmaß. —

Alles Bauerntum ist nach beiden Richtungen hin ersichtlich maßvoller. Die beiden Reden sind vom Bauerntum allgemein bekannt: Erstens, der Bauer nimmt alles wörtlich! Und zweitens, der Bauer hat Humor! Die zwei Beobachtungen charakterisieren ihn in dieser Beziehung.

Er nimmt alles wörtlich! Das bezeichnet den Gegensatz zu dem obengenannten, nie abreißenden Kulturwitz. Eine Theatergesellschaft kommt in die Bauernschaft und gibt ‚Mein Leopold‘, und die Bauern hören es sich an, aber bei all den schönen Witzen bleiben sie ernst; bei den Rührszenen lachen sie! Oder Fritz Reuter wird vorgelesen. Wenn Axel Rambow sechs leere Heuwagen zugleich vom Hofe abfahren läßt, damit das großartig aussehen soll, dann horchen sie gespannt und kritisch auf. Das andere dünkt sie für Kinder zu sein! Es ist bekannt, wie ganz besonders man sich als Pfarrer unter Bauerntum in Acht nehmen muß gerade mit so vielen Verdrehungen, wie sie von der Stadt her einem in der Luft und auf der Zunge liegen. Sowie der Witz in die Nähe des Amtes gerät, ist das Urteil fertig: ‚De glöwt woll an nix!‘

Und dazu die zweite Beobachtung: Bauerntum sitzt voll von Humor! Das ist der Gegensatz zu der Geschäftsmiene! Die Beobachtung ist ohne Zweifel ebenfalls richtig. Man blättere irgend eine Sammlung von Volkssprichwörtern durch: Jeder weiß, man gerät bald in ein leises Lachen hinein und nicht wieder heraus. Aber das ist eben das Charakteristische: Das Lachen ist mehr ein inneres wie ein äußeres. Damit ist es genug, dabei bleibt es! Kein Hunger nach zwerchfellerschütternden Explosionen! Vor allem keine Freude an Ironie und Spott. Man kann rund und bündig sagen: In den gesamten Sammlungen von Volksweisheit finden sich diese drei Dinge nicht.

Man wird aber behaupten dürfen, so sieht Sachlichkeit aus, so ist die wahre Wirklichkeit! Nicht aus solchen genannten verwürzten und zerpfefferten Superlativen zusammengesetzt, sondern gemischt aus Maßhalten, maßvollem Ernst und maßvollem Scherz.

40. Inversuchungführen und Inruhelassen.

‚In Versuchung führen!‘ Was für ein obsoletes Wort!

Eine Tiroler Magd bekommt für ihre Wäscheausstattung von einer Sommerfrischlerin jahraus jahrein zehn Gulden geschenkt. Sie leistet jahraus jahrein treue Dienste und hat das Geld wohl verdient, bis sich eines Tages herausstellt, daß dasselbe wohl aufgebraucht, aber der Hemden nicht mehr werden, und die Dame sich entschließt, ihre zehn Gulden in Zukunft an die Herrin der Magd zu geben, ob sie so ihr beabsichtigtes Ziel vielleicht besser erreichen. Sie waren bisher jedesmal für die tote Mutter an Seelenmessen verbraucht. ‚Erst kommen die Toten und dann die Lebenden‘.

Oder wie manche Tochter findet sich, die bis 30, 40 Jahre zu Hause bleibt: ‚Ich kann nicht weg!‘ In Wahrheit liegen die Dinge so, daß sie die Eltern nicht weg lassen. Es ist ihr ohne Worte nahegelegt, daß sie solchen Dank schuldig sei für alles das, was früher an ihr getan wäre. Vielleicht, daß auch einmal ein Wort fällt: ‚Du wirst doch nicht so undankbar sein und mich allein lassen auf mein Alter!‘ Und die Tochter gedenkt des vierten Gebots und verkommt.

Wie oft wiederholt alles Klosterleben dieselbe Erscheinung, daß jugendlicher Idealismus von kirchlicher Geldgier sich mißbrauchen läßt. Der Jüngling, die Jungfrau lassen sich mit warmem Herzen dafür begeistern, sich ihrem Gotte zu opfern. Und abgesehen war es nur auf ihr Geld.

Es sind Beispiele dafür, daß sich der Versucher an die hohen Triebe im Menschen wendet, um aus denen Kapital zu schlagen. Man weiß, jeder Mensch durchlebt in der Weise Jahre, in denen es sich, wenn man so will, zum Guten versuchen läßt, zur Nächstenliebe, zur Religion, zur Sündenerkenntnis und Reue, zur Sanftmut und Geduld, zur Keuschheit in Worten und Werken, zum Gebet, zum Kindesgehorsam, zu jeglicher Selbstlosigkeit, Hingebung und Opferfreudigkeit. Man weiß, er läßt sich, soweit er hat und kann, solche seine gerade vorwaltenden idealen Triebe etwas

kosten, auch viel kosten, Geld oder Arbeit oder Kraft. Und der Satan läßt sich das nicht zweimal sagen! Das Alter würde auf solche Ratschläge niemals eingehen, weil es derartige Triebe nicht mehr in sich hat. Aber an der Jugend bereichert sich der Versucher.

Und doch, er weiß längst, die Bereicherung an solcher Jugend lohnt nicht recht. Es schafft nichts. Man wird nicht reich dabei. Es sind meist nur Groschen, über die da verfügt wird. Und vor allen Dingen: Solche Jugend dauert zu kurz. Alle anderen Funktionen des Menschen halten sich länger auf ihrem Höhepunkt. Sein moralisches und religiöses Leben besitzt die kürzeste Sonne. Wenn der Mensch etwa körperlich und intellektuell 30 oder 40 Jahre auf der vollen Höhe sich befindet, so wird man sagen dürfen, moralisch und religiös vielleicht nur 20 oder nur 10 kurze und meist 10 an Geld arme Jahre. Also an denen wird der Versucher nicht reich.

Er wird ungleich reicher schon an unserem Alter, an dem lebenshungrigen Kulturalter, von dem wir oben sprachen, das nicht sterben will, sondern jetzt erst einmal recht anfangen will zu leben. ‚Bis jetzt haben wir nur für unsere Kinder uns gesorgt und in unserem Berufe uns abgequält! Jetzt wollen wir auch einmal für uns leben, unser Leben nochmal genießen!‘ Was in solcher Alterslust alles wächst, ist nicht nötig, nochmal aufzuzählen: Großmannssucht, daß einer dem andern es zuvortun, einer den andern in den Schatten und in den Hintergrund drängen will, Eitelkeit, Eifersucht, Ehrgeiz, Strebertum, Leichtverletzlichkeit, jeglicher Luxus in allen Lebensbedürfnissen, jeglicher Ehrgeiz, jegliche Geldgier, jegliche Genußsucht in jeder Weise, Essen und Trinken, Augen- und Ohrenweide, Sinnenlust, Rang, Orden, Titel, Avancement, Schmeichelei. Jeder weiß, man verkehre nur selbst einmal ein paar Jahre in solcher Gesellschaft, und man wird ebenso. Jeder weiß, wer das alles nicht mitmachen will, der wird auch in solchem Kreise dann überhaupt nicht anerkannt. Er ist langweilig, es fehlt ihm das Pikante. Immer seltener werden so die paar starken Naturen, die sich solchem Treiben entziehen. Immer kürzer werden so die paar guten Jahre im Menschen, wo er davon noch nicht angesteckt ist. Also an solchen Bedürfnissen, die ungleich vielseitiger sind, die

ungleich längere Zeit währen, hinter denen vor allen Dingen ungleich mehr Geld steckt, an denen läßt sich, wenn der Versucher mit immer neu ausgedachten Anerbietungen an sie herantritt, bereits erheblich mehr verdienen.

Das meiste Geld, die eigentlichen Berge von Gold aber werden damit gemacht, um den Zusammenhang vorauszuschicken, wenn darauf hingearbeitet wird, solche Bedürfnisse des Alters nun möglichst immer weiter auf jüngere Jahre zu übertragen. Auf die Jahre, die beides in sich vereinigen: Von der Jugend die Genußkraft und vom Alter den Besitz! Vom Alter die Bedürfnisse, von der Jugend die Aufnahmefähigkeit, vom Alter das Geld, von der Jugend noch die Verachtung des Geldes! Wo das zusammentrifft, da lohnt es sich, in Versuchung zu führen, da kann der Versucher reich werden.

Es kommt ja durchaus nicht mit einem Male so weit. Ein Jüngling, der von seinem höchsten Kulminationspunkte weiterschreitet, sinkt aus sich heraus durchaus nicht mit einem Male soweit, daß ein gutes Diner sein höchstes Gut, und der Unterschied zwischen einem Heide- und einem Waldhasen seine Konversation dabei ist. Ja, es würde noch gute, gute Weile haben, bis es soweit käme. Wenn nicht das Milieu wäre, das Milieu! Die Luft! Die Altersluft! Unsere Kulturluft! Der alte Bauer sagt: ‚Ich habe meine Arbeit getan, ich habe meine Kinder groß! Jetzt kann ich sterben!' Der Kulturvater fängt seine Rede genau ebenso an. Aber er schließt sie: ‚Jetzt will ich nochmal anfangen zu leben!' Und er beherrscht die Welt. Er und seine Leute besitzen sämtliche Machtmittel. Sämtliche Machtmittel aller Jugend werden proskribiert und perhorresziert. Das Alter beherrscht die Welt. Es überflutet alle Jugend. Es steckt die Jugend an. Es richtet sie zu Grunde: Wie das altgewordene Rom die Goten, Gepiden und Longobarden mit seiner Altersart ansteckte und sie zu Grunde richtete, daß von ihnen nichts, rein nichts überblieb! Wie der alte Johannisbeerstamm, wenn ihn nicht die Hand des Gärtners fortnimmt, allen jungen Nachwuchs zu Grunde richtet und verdirbt!

Also alles, die ganzen genannten Völker und die genannte ganze Volksschicht, sie hätten langsam alle weiterleben, langsam auf dem Wege der Natur auch für ihre Person alt werden können:

Wenn nicht solche Altersluft, solche Ansteckung gewesen wäre und und bis zur Stunde fortwährend wäre.

Diesen Prozeß aber befördern, daran läßt sich, wie gesagt, Geld verdienen. Immer noch früheren, noch aufnahmefähigeren Jahren die Bedürfnisse der späteren Jahrzehnte einzuimpfen, aufzupfropfen, und dann abzuwarten, daß sie in solchem jugendfrischen noch durch nichts ausgenutzten Boden Wurzel schlagen, das bringt klugen Leuten etwas ein. Auf diesem ja entsetzlichen Wege lohnt das Inversuchungführen. Wenn der Fähnrich oder Referendar zum Schluß zum Frühstücksbuffet hinüberkommandiert ‚Kellner! Eine halbe Schnepfe und eine halbe Sekt!‘ wenn die junge reiche Kaufmannschaft mit ihren jungen Gattinnen Abend für Abend zur Geselligkeit und zum Diner geschleppt wird: Da steckt Konsumkraft hinter, daran läßt sich verdienen. Der junge, ebenso alte Bauer argumentiert: ‚Das alles schmeckt nicht, von dem allen wird man nicht satt! Und wenn dort 50 Pfg.-Zigarren geraucht werden, so dampft mein 5 Pfg.-Kraut ebenso!‘ Das ist Jugendluft, in der noch keine Versuchung Wurzel geschlagen hat. An der kann noch niemand reich werden.

Wir wissen ja, auf was der Mensch auch schon frühzeitig sich mit Erfolg alles eitel machen läßt! Eitel auf seinen Körper: Auf schöne Haare, schönen Teint, schöne Figur, schöne Stimme, schöne Augen, schöne Zähne, schöne Fingernägel! Eitel auf seine Fertigkeiten: Klavierspielen, Reiten, Tanzen, Zeichnen, Singen, Billardspielen, Schlittschuhlaufen, eitel auf Kochen und Backen! Eitel auf seine Erfolge: Auf Bücher, auf Titel, auf Orden, auf Beförderung, auf Vergangenheit, auf Familie, auf Jugend! Wie sehr und wie früh läßt er sich eitel auf das alles machen! So, daß er seinen Vorzug dem anderen beständig unter die Augen schiebt, damit er bemerkt, damit darauf hingesehen werden muß! Daß er wie ein Pfau ihn beständig auseinanderfaltet und am liebsten so Tag und Nacht durchs Leben gehen möchte! Daß er auf das alles stets angesprochen werden möchte! Geschieht das nicht, so war es eine langweilige Gesellschaft! Und wie mit diesem einen Triebe in der Menschenseele, der hierher gehört, so mit jedem! Also es muß gelingen, durch fortwährendes Reden davon, durch fortwährende neue Anerbietungen und Versuchungen dazu immer

früher die Menschen zu alledem zu bringen, die guten Jahre, die noch Glanz in den Augen und die schon Kapital in den Händen haben: Das ist das Geheimnis. Die Jahre, in denen nur erst die ersten Spuren des Älterwerdens sich zeigen, die müssen immer von neuem bearbeitet und versucht werden: Das ist das Geheimnis.

Nun aber nie und nirgends mit irgendwelcher Gewalt! Nie mit Gewalt! Das große klassische Mittel ist das Wort unserer Überschrift, das ‚Inversuchungführen.‘ Das ist die Kunst!

Die Gegnerschaft gegen die modernen Warenhäuser gründet sich ersichtlich auf diesen Punkt. Ein Waggon Gänse ist angekauft, und wird angeboten, 30000 Stück. Sie sind rechtlich gekauft, sie werden rechtlich verkauft, drei Pfennige billiger das Pfund wie anderswo. Der Verdienst liegt allein darin, daß, während sonst die 3 Tage über etwa 300 Menschen der Stadt einen Gänsebraten verspeisen würden, die übrigen sich einfacher nährten, daß jetzt, durch den leckeren Aufbau der Braten versucht, deren 30000 es tun: Deren Groschen bringen den Verdienst! Oder der ‚weiße Sonnabend‘ ist angezeigt. Einen einzigen Tag ist alle Wäsche ein paar Pfennige billiger. Ein- und Verkauf sind wieder absolut rechtlich. Jedes einzelne Stück bringt wieder nur Groschen an Verdienst. Aber es ist am Abend ein Gebirge von Groschen! In der Beschränkung auf eine kurze Kaufzeit liegt das faszinierende Mittel zur Anstachelung der Kauflust. Vor allem ist im Warenhause stets gleich das bekannte Restaurant mit angebracht, in dem bei gutem Kaffee zu neuen Heldentaten wieder Kräfte gesammelt werden können. An nichts läßt sich ja soviel verdienen wie an Kaffee und dessen Folgen. Und nur, daß die Kunden im Hause bleiben!

Also wie gesagt, rechtlich ist hier alles. Gegen das Gesetz geschieht hier nichts, rein nichts, daß aber ein jedes solches Haus in besonderer Weise davon lebt, daß es in Versuchung führt: Das ist die Sünde, die an ihm klebt, die große moralische Sünde. Wie gesagt: Wenn alles nur nach Gesetz und Rechten geht, dann kann viel passieren!

Es ist ohne weiteres klar, wie es eine Gesundung bedeutet, eine Flucht in reine Luft hinein, wo die Menschen mit solchen

Versuchungen in Ruhe gelassen werden: Wo man nicht zu seinem Gott betet ‚Führe uns nicht in Versuchung‘! dann aber hilflos und wehrlos den Versuchungen von seiten seiner Mitmenschen ausgesetzt ist! An Rom hat sich seiner Zeit die Jugend Europas die Flügel verbrannt. Und an unseren Millionenstädten verbrennt sich unsere Jugend. Und beschweren sich Tausende zur Rechten und Tausende zur Linken über gestohlenes Lebensglück, so wird ihnen die eine Antwort gegeben, die von jeher achselzuckend den Versucher gab: ‚Ihr habt ja nicht gebraucht!‘ —

Das ‚Inversuchungführen‘, das macht's, das bringt die meisten Opfer zur Stelle. Das Gelegenheitschaffen, das Gelegenheitanbieten, das macht's. Und die Menschen blieben zum Schluß alle ‚freiwillig‘ dabei.

Abraham a Sta. Clara hat eine besondere Rede hinterlassen unter der Überschrift ‚Der Teufel über alle Teufel!‘ Man schlägt verwundert auf? Wer soll dieser Teufel über alle Teufel sein? Wen wird er damit meinen? Die ‚Gelegenheit‘ nennt er so! ‚Archan ist ein Dieb gewesen, Rahel ist eine Diebin gewesen, Judas ist ein Dieb gewesen, aber der größte Dieb, der ärgste Teufel, ja ein Teufel über alle Teufel das ist die Gelegenheit.‘

Die dem Menschen bieten, wenn er noch Jugendkraft besitzt und wenn er schon das Geld besitzt: Das ist die Kunst, das ist die Niedertracht! Das bringt etwas. —

Sombart nennt das alles: ‚Mit der Ware der Nachfrage vorauseilen.‘ ‚Es liegt im Wesen der heutigen großkapitalistischen Produktion, daß sie mit ihrem Angebot an Waren stets der Nachfrage vorauseilt.‘ Keine Idee einer moralischen Beurteilung! Was geschieht, ist gut, sonst geschähe es nicht! Euken und Sombart, die beiden gelehrten Herren, die ein langes und weitläufiges über unsere Hochkultur reden, werden kaum die Natur dazu besitzen, den springenden Punkt in unserer modernen Hochkultur herauszufinden. Dafür wird sie diese loben und dekorieren!

Aber es ist zu bedauern, daß eins wie das andere so ist. Auch unsere Hochschulen werden ohne Religion sich den richtigen Blick nicht bewahren.

41. Massiv und furniert.

„Es hat mich immer mit einer Art Rührung und Bewunderung erfüllt“, sagt der Bildhauer Rietschel, „daß die Giebelfiguren der ältesten Tempel so oft an der Rückseite ebenso vollendet sind, als vorn. Der Künstler wußte, daß, wenn dies Werk aus seiner Hand und seiner Werkstatt war, nie ein menschliches Auge dahin blicken könne, wo seine Liebe, Mühe und Sorge das Reizendste geschaffen und gepflegt hatte. Jetzt nach über zweitausend Jahren ist es uns mehr durch glücklichen Zufall als durch geschichtliche Notwendigkeit vergönnt, diese treuen Liebesopfer einer echten Künstlerseele zu entdecken! Warum tat dies der Künstler, da soviel Zeit und Mühe verloren schien? Er tat es aus wahrhaft göttlichem Schaffensdrange, das, was da werden sollte, vollkommen und seiner selbst wegen werden zu lassen, wie die Blume auf einsamem Abhange in menschen- und tierlosen Einöden blüht; sie nutzt nichts als Nahrungsmittel für Tiere, sie erfreut kein menschliches Auge, und doch ist sie so vollkommen entwickelt, wie die prachtvollste Blume des Ziergartens. Da ist kein Nebenzweck, um harmonisch vollkommene Entwickelung, um ihren göttlichen Schöpfer zu preisen.“

Es ist dieselbe Erscheinung, wie so oft an den Friesen der Tempel. Die Metopen sah man doch noch, sie waren oben am Außentempel. Aber was sah man vom Fries oben im Halbdunkel um den Innentempel herum? Und als seine Gestalten in eine Öffentlichkeit gerückt wurden, für die sie nie bestimmt waren, stellten sie sich als mit einer Subtilität gearbeitet heraus, wie für den nächststehenden Beschauer und für das hellste Sonnenlicht gedacht. Die Tatsachen sind damit bemerkt, genannt und gewürdigt: Aus Gottesdienst heraus sind sie hervorgegangen, um ihren göttlichen Schöpfer zu preisen! Alle jungen Völker lassen sich ihren Gottesdienst etwas kosten und viel kosten, im Schema der Hekatomben u. dgl. Alle jungen Völker sind arm, aber für ihre Götter sind sie reich. Für ihre Götter verdoppeln sie ihre sonstige Gediegenheit noch. Weil es ein Werk für die Gottheit war, die auch ins Verborgene sah, deshalb wurde so gediegen an ihm gearbeitet!

Es ist ein Gegenstück zu der ähnlichen frühantiken Eigentümlichkeit, daß man alle Tempel massiv aus Marmor baute, wo die spätere Zeit Ziegelbauten errichtete und sie mit Marmorplatten furnierte, die andere dann wieder herunterrissen. Die Ausrede, der Tempel wurden später viel und das Material für sie nahm ab, trifft nicht zu. Die Inseln des Mittelmeeres besitzen unerschöpflichen Marmor. Ganz Paros ist ein Marmorblock. Was wollten da tausend oder zehntausend luftige Tempel bedeuten! Nein, nicht das Material nahm ab, aber die gute Gesinnung nahm ab, die es für unter ihrer Würde hielt, ihre Götter mit Furniertem abzufinden.

Es ist dieselbe Gesinnung, die im Bauerntum sich wiederholt, dem auch alles Furnier so ungleich ferner liegt, wie aller Hochkultur. In einer Bauernkirche wird gelegentlich des Neubaues auch das Gestühl völlig neu hergestellt. Die alten wuchtigen Eichenbänke ergeben beim Verkauf soviel, daß für den Erlös genau wieder neues Gestühl beschafft werden kann; aber nicht etwa nun eichenfurniertes, sondern jetzt einfach kiefernes. Das Plattieren und Furnieren liegt allem Bauerntum ebensowenig, wie es den frühen Tempelarchitekten lag.

Man kennt dem gegenüber das Furnieren unserer Hochkultur. Plus que les moeurs se raffinent, plus les hommes se dépravent! Kopfbildung: Herzensrohheit! Man denke an die Renaissance, an Aretin. Wir erinnern uns des berüchtigten Wohltätigkeitsfestes in Paris, als im Feuer die eben noch so zivilisierten Herren die Frauen niedertraten. So sieht Hochkultur aus, wenn ihr das Furnier abspringt.

42. Lüge und Verrat.

Was heißt lügen? ‚Wissentlich und selbstsüchtig die Unwahrheit sagen!‘ Man geht zur Stadt: „Haben Sie die Coburger Mai‘? Gewiß! Dort in der Ecke, ein vorzügliches Exemplar! Man geht zur Stelle hin! ‚Nein, das ist keine Coburger Mai! — der Baum ist überhaupt nie veredelt!‘ ‚So — — so!‘ Man bestellt Gartenerde für den Vorgarten, 20 Karren voll. Die Bestellung wird genau aufnotiert,

das Datum, die Zahl der Karren! ‚Ich kann mich doch genau auf alles verlassen?‘ ‚Gewiß! Selbstverständlich!‘ — Während des Aufschreibens bereits aber steht es dem Schreiber fest, daß er eine so kleine Bestellung niemals ausführen wird! Man schaut auf dem Rückwege wegen seiner Kohlenbestellung vor. Ob die Hektoliterzahl richtig verstanden ist. Sie richtet sich zum guten Teil nach dem Trinkgelde, das den schaufelnden Arbeitern gegeben wird. Wer wird Kohlen nachmessen?! ‚Die Sachen sind eben vergriffen!‘ sagt der Kaufmann. Sie waren nie da.

Auf keine Zusage ist Verlaß; kein Versprechen wird gehalten. Der Stoff ist anders wie das Muster, die Ware anders wie die Probe. Nur die Konkurrenz mit anderen erzwingt eine Zeitlang Gewissenhaftigkeit. Ein Gewissen tut das nicht mehr. Jeder Käufer kann sich nur retten, wenn er Handel und Ware selbst ganz genau kennt. Wie mancher ehrenhafte Geschäftsmann alten Schlages faßt seine Erfahrungen dahin zusammen: ‚Geschäftsleben ohne Betrug ist nicht mehr möglich.‘

Es ist möglich, daß das ausgedehnte Betrugs- und Lügenleben unserer Hochkultur geradezu vom Geschäftsleben ins Dasein gerufen ist. ‚Wer tauschen will, der will betrügen!‘ sagt das bekannte alte Sprichwort. Und vom Tauschhandel wäre dieselbe Maxime dann auf den Geldhandel übergegangen. Der Geldhandel oder das Geschäftsleben überzieht aber, wie jeder weiß, alles mit einem immer dichter werdenden Netze. Zahllose Dinge, die früher überhaupt nicht im Handel existierten, sind heute ganz gang und gäbe in ihm. Wer früher seine Wohnung verließ, bat die Nachbarschaft um ein Auge darauf. Heute gibt es eine ganze Kategorie von Wach- und Schließgesellschaften dafür, die genaue Kategorien solcher Tätigkeit für Geld tun.

‚Wer tauschen will, der will betrügen!‘ Ein anderes plattdeutsches Sprichwort sagt: ‚Wo das Verkaufen angeht, hat die Freundschaft ihr Ende!‘ Es wird wahrscheinlich auch darnach gehen. Wo Handel ist, ist auch Lüge und Betrug. Und wenn heute sozusagen alles gehandelt wird, stellen sich auch diese beiden Dinge überall ein! Also ob nicht das ganze Übel davon kommt, daß heute fast jeder zweite Mensch in Deutschland mit irgend etwas handelt.

Fragen wir weiter: Was heißt verraten? ‚Des Nächsten Heimlichkeit ohne Not offenbaren!‘ haben wir in der Schule gelernt.

Da gäbe es wahrscheinlich ebensoviel darüber zu sagen. Wenn einem der Begriff erst einmal klar geworden ist, wie überzieht dann auch der Verrat mit einem ebenso dichten Netze unser ganzes Leben. Wir haben von den Lichtseiten unseres Zeitungswesens gesprochen. Gewiß, wenn irgend ein Fürst oder Graf sich Exzesse zu Schulden kommen läßt, so legt die unweigerliche Veröffentlichung ihrer Worte und Taten ihnen Mäßigung auf. Aber abgesehen davon, daß das Zeitungswesen das in der Regel nur mit seinen Gegnern, nie mit seinen Freunden zu tun pflegt: Von wieviel Verrat lebt es daneben dauernd, muß es schon leben, um die überreizten Leser doch immer noch wieder von neuem zu reizen. Mit gewöhnlicher Kost, die nur etwa nähren würde, geht das nicht. Das weiß auch der beste Reporter. Wie oft erfolgt nun aber das Ergänzen des Stoffes auf dem Wege des Verrates! Auch des besten Reporters Pflicht wird es sozusagen, in fremde Heimlichkeiten, die unter allen diskreten Menschen verborgen bleiben, einzudringen, und sie ans Tageslicht zu zerren! Weshalb sind die hauptsächlichsten Gefühle gegen unendlich breite Teile der Presse nicht Dank und Hochachtung, sondern Furcht und Haß? Um dieses Verrates willen, von dem man eben weiß, daß er skrupellos gegen jeden angewandt wird, der einmal anderer Ansicht ist, wie sie, der eines Tages ihr Feind wird od. dgl. Das Renommee des Verräters von Ephialtes Zeiten her heftet sich mit an sie. Man weiß, daß sie davon Gebrauch macht, daß juristisch jeder Verrat außer dem Landesverrat erlaubt ist! Der Verräter, moralisch auf jeden Fall kein Ehrenmann, kann juristisch ein solcher in unendlich vielen Fällen bleiben! Man empfindet, dies ist eine der Stellen, wo zwischen rechtlicher und moralischer Welt eine unendlich tiefe Kluft gähnt.

Jeder weiß weiter, wie oft sich neben die Presse an dieser Stelle die Photographie stellt. Zudringlichkeit, die moralisch eine Sünde ist, ist juristisch keine, und wird von ihr bis ins endlose ausgenutzt.

Man denke nochmal an unsere Warenhäuser. Die jedesmaligen 2 oder 3000 Angestellten sind sogar nach dem milden Göhre'schen Buche daraufhin angestellt, jedes Versehen eines Kollegen

anzuzeigen und dafür zehn oder zwanzig Pfennig von dessen Gehalt zu bekommen. Verrat über Verrat, der die 3000 natürlich aus dem Grunde verdirbt. Geschäfte waren früher auf das Gewissen begründet, und sind es heute auf den Verrat.

‚Wieviel bekommen die Mädchen täglich?' ‚30 Mark monatlich!' sagt der herumführende Herr im Warenhause. ‚Aber davon können sie nicht leben!' ‚Sie sehen das Verkaufen nur als Nebenbeschäftigung an! Sie wohnen meist bei den Eltern!' ‚Aber die vielen, die ihre Eltern nicht am Orte haben?' ‚Ja die — — die —!' Da bleibt Deutschlands Jugend. Verspricht sich Deutschland von solcher seiner verratenen Jugend noch viel? Wir wollen hoffen, daß es nicht in allen Warenhäusern so hergeht. Aber wie soll aus solchen Frauen Nachwuchs wachsen?

Lüge und Verrat wildern und wüsten in der Kultur. Und sie greifen über auf das ganze Land. Der Stadtkaufmann schafft sich für 800 Mark eine Sicherheitskasse an, nicht damit das Publikum seine Zahlung angezeigt erhält, sondern damit er von seinen alle vier Wochen wechselnden Angestellten nicht bestohlen wird. Zum Schluß muß er sich darauf einrichten, überhaupt ohne Personal, nur mit seiner Familie zu arbeiten. Ehrlich dienen will niemand mehr, und der es noch will, taugt nicht dazu. Es ist wie mit dem Bauer. Niemand will da mehr ehrlich Knecht und Magd spielen. Brauchen sie hundert Taler mehr jährlich auf den Tanzböden, so werden sie von dem Bauer gefordert, und der Bauer muß sie bezahlen und muß sehen, durch alle Mittel und Weise sie jährlich mehr zu verdienen. Zuletzt sieht er auch zu, sich lieber mit der Familie zu behelfen, wie verlogene, freche, gottlose Dienstboten mit im Hause zu haben.

Und solche Hochkultur schlägt bereits Wellen in unser Beamtentum hinüber, das bisher bessere Grundsätze hatte. Es geht bereits die Rede, auf die mündlichen Zusagen eines Beamten sei kein Verlaß. Was man nicht schriftlich habe, sei ohne Wert! Beamte sagen Ja und meinen Nein. ‚Wie soll man sich im Augenblicke dem Petenten gegenüber helfen?' Unsere Beamten in ihrem Bureaudasein werden zu ungeschickt, können der Wirklichkeit und dem Momente gegenüber sich nicht mehr wehren! Aber es wird, wenn das zunimmt, nicht lange mehr so weitergehen. — —

Jeden Kampf und jede Gegnerschaft läßt man sich gefallen, denn Kampf und Gegnerschaft gehören mit zum Leben dazu. Aber die Waffen, mit denen sie ausgefochten werden, hat man stets in erlaubte und verbotene getrennt. Und Lüge und Verrat haben da, muß man sagen, ihren Platz gewechselt. Sie waren früher verboten, heute gelten sie in unserer Kultur im allgemeinen als erlaubt. Es ist mit ihnen, wie mit vergifteten oder Explosivgeschossen. Die sind auch bloß noch unfair. Juristisch sind sie erlaubt.

Die zwei Dinge sind eine der faulsten Eiterbeulen am Leibe unserer Kultur. Sie wird es nicht lange mehr so weitertreiben Es war 1870/71 eine allgemeine Ansicht im französischen Volke: ‚Es konnte so nicht länger weitergehen! Die Schlechtigkeit war zu groß geworden!‘ Geholfen hatte dann Frankreich der Krieg nichts! Und uns würde er auch nichts helfen, wie so manche denken. — —

Unsicherheit in der Moral ist ein Zeichen großer Jugend und großen Alters. Die ersten Schuljahre, ehe die Religion in das Ehrgefühl der Menschen mit aufgenommen wird, lügen und betrügen, daß, wie man weiß, die Eltern oft darüber in Verzweiflung geraten möchten. Und die letzten Lebenszeiten eines Menschen sind ähnlich, tun für Geld oder Avancement alles ꝛc. Es geht damit wie mit der Handschrift, die gleicherweise zitterig ist in der Jugend, wie im Alter. Und wie mit den einzelnen Menschen, so geht es mit den Völkern. —

43. Übermut und Verzweiflung.

Wie entsteht Übermut? Wenn das schöne Weizenmehl die schwarze Erde vergißt, aus der es entstanden ist, die süße Traube das unscheinbare Holz, das glänzende Silber die dunkle Erde, daraus sie stammen; wenn der hohe Sohn den niedrigen Vater vergißt, dann werden sie übermütig.

Es geht ja mit diesem Wort wieder wie mit vielen, die schon alt gewesen und doch noch modern geblieben sind. Man hat sie für die spätere Zeit ihres allzuernsten Inhalts entkleidet. Das verwandte Wort ‚Hoffart‘ vielleicht als überhaupt viel zu ernst,

vielleicht als zu spröde, Wandlungen, Milderungen widerstrebend, hat man ganz fallen lassen. Bei Luther, in Luthers Bibelübersetzung nimmt es den breitesten Raum ein; heute fristet es nur auf abgelegenen Dorfkanzeln noch ein mühseliges Dasein. Das andere Wort ‚Hochmut‘ ist bis heute beibehalten, aber immerhin mit dem Stempel des Obsoleten versehen. Und was versteht man unter ihm? Wenn eine Dame die Nase rümpft, wenn ein Schulkind sich besser dünkt als ein anderes und nicht mit ihm sprechen will. Und klarer noch ist die Wandlung vor sich gegangen mit ‚Übermut‘. Auch dies Wort ist geblieben bis heute. Das Wort hat sich mehr Leben bis in die Gegenwart hinein gerettet, wie selbst ‚Hochmut‘. Aber wie ganz bemerkenswert matt ist es geworden! Wenn Bauernburschen in der Oster- oder Neujahrsnacht Hoftüren aushängen, das nennt man Übermut. Übermut ist nur noch eine liebenswürdige Sünde der Jugend. Wie schwer dachte man früher davon. ‚Dein Übermut ist vor meine Ohren gekommen‘, ‚der Gottlose treibt Übermut‘. ‚Deine Demut hat gebüßet Meinen Stolz und Übermut‘, heißt es noch Ende des 17. Jahrhunderts im Gesangbuch. Die Verflachung ihrer Worte ist ein fataler Vorgang in der Geschichte einer, oder vielleicht jeder Sprache. Der moderne Franzose sagt von Sünde: ‚Péché gibt es überhaupt nicht! Péché ist, was man vor dem Priester beichtet!‘ Wie anders dachten einst die französischen Calvinisten darüber?!

Also es ist bekannt, wieviel biblische Warnungen wir vor dem Übermut haben. ‚Ich mag den nicht, der stolze Geberden und hohen Mut hat‘. ‚Gott widerstehet den Hoffärtigen aber den Demütigen gibt er Gnade.‘ ‚Gott erhebt den Geringen aus dem Staube und erhöht den Armen aus dem Kot.‘ Man weiß, wieviel Beispiele wir in dem tiefsinnigen Anekdotenschatze des Mittelalters bei Cäsarius von Heisterbach und Johannes Pauli gerade gegen den Übermut, für die Demut besitzen. Agathokles, der Syrakuser Tyrann von einstmals, eines Töpfers Sohn, habe, zu Ehren gekommen, auf seiner Mittagstafel neben goldenen Gefäßen stets tönerne auch stehen gehabt, zur Behütung vor dem Übermut. Willigis, der Mainzer Erzbischof unter Otto III., eines Rademachers Sohn, habe, vor dem Hochmut sich zu schützen, überall in seinem Palast Wagenräder über die Türen und an die Wände

malen lassen mit der Umschrift ‚Du lieber Bischof Willigis, Doch deiner Abkunft nie vergiß!‘ ‚Ein sicheres Leben ist der Tod!‘ Sicherheit und Übermut sind eng verwandt.

Braucht etwas darüber gesagt zu werden, daß eine charakteristische Haupteigentümlichkeit unserer Hochkultur der Übermut ist? „Ich bin der Herr, mein Gott!‘ so ist er es in ernster Form. Und leichter geschürzt in allem Spott. Wie hat die Schätzung des Spottes, wir sprachen davon, sich verändert! ‚Sitzen, wo die Spötter sitzen‘, war einst der irdische Vorhof der Hölle. Spotten war eine schwere Sünde, wie noch heute der Bauer es dafür hält. In der Hochkultur gedeiht fast nichts besser, nichts üppiger, wie Spotten, wie Spott. Nichts ist, wie jeder weiß, unfruchtbarer. Nichts ist in Wahrheit sündhafter, wie Spott, selbst Spott über Sünde. Zu nichts kommt man mit weniger Mut aus. Vielleicht mit aus letzterem Grunde liebt man ihn so. Aber Spott ist so der rechte Kulturübermut.

Es ist ja merkwürdig, wie schon das bloße Wohnen in der Großstadt die Menschen so macht. Sie jagen in sie hinein, sie ruinieren sich dort vollständig. Und sie verlangen für diese Einfältigkeit, weil sie nun Großstädter sind, dann noch ganz besonders mit Auszeichnung behandelt zu werden! Die Einwohnerzahl seiner Stadt gibt dem Menschen sein zukünftiges Rückgrat. Der 500 000 Einwohnerige sieht herab auf den 400 000 Einwohnerigen, und der auf den 300 000 Einwohnerigen u. s. f. Der 300 000 Einwohnerige soll nicht verlangen, von dem 400 000 Einwohnerigen zuerst angesprochen zu werden, und der nicht, daß ihm der 500 000 Einwohnerige das tut! Gar, wer auf dem Lande lebt, ist nur so ein halbes Mittelding zwischen Mensch und Tier! In allem so rückständig, so in nichts tip-top!

Also das ist Übermut. Man wird an die Stimmung Nebukadnezars erinnert: ‚Das ist die große Babel, die ich mir erbaut habe durch meine große Macht!‘ worauf die Stimme vom Himmel antwortete: ‚Dein Königreich wird von dir genommen werden!‘ —

Aus den heißesten Sommertagen kommen gemeinhin die schwersten Gewitter. Es ist bekannt, wie die Reversseite alles Übermutes so oft die Verzweiflung ist. Hinter der spöttisch

gekräuselten Lippe wohnt ein zur Schlacke ausgeglühtes Herz, das über Nacht zerbricht und zerstäubt. Die Eisdecke, auf der gerade der Übermut seine Tänze ausführt, ist oft unendlich dünn. Es braucht ebensowenig darüber gesagt zu werden, daß auch die Verzweiflung nirgends so grassiert, wie in aller Hochkultur. Was weiß alles Bauerntum von Verzweiflung. Man legt sich krumm und sagt: ‚Up düsse Tid kommt ne annere Tid!‘ Und wie bald kommt sie, indes der Hoch- und Höchstgebildete verzweifelt.

Pettenkofer,* der große Münchner, erschoß sich mit achtzig Jahren, weil er fürchtete, wahnsinnig zu werden. Die zwei, drei Jahre bis zu einem naturgemäßen Tode hätten ihn die Seinigen schon noch ertragen. Aber die Verzweiflung überkam ihn! Und wieviele Ebensogroße und wieviele Kleinere denken ähnlich. „Die Verzweiflung ist das Netz“, sagt Heinrich Müller, „in dem der Satan die meisten Seelen fängt!“ — —

Die Löwenjäger, wenn die Löwen und Hyänen nachts den Feuerkreis an einer erloschenen Stelle durchbrechen und die Schlafenden plötzlich an der Schulter fassen, reißen einen Brand aus dem Feuer und stoßen ihn der Bestie ins Gesicht. Gerard, der Löwenjäger, in seinen Memoiren erzählt davon. So, wenn die Hyäne der Verzweiflung den Menschen überschleicht, gilt es, auch ihr einen solchen Brand ins Gesicht zu stoßen: ‚Alle eure Sorgen werfet auf ihn, er sorget für euch.‘ Und: ‚Sorget nicht für den morgenden Tag!‘ Aber der Mensch bringt es nicht mehr fertig. Sein Feuer ist ihm ausgeloschen. Er versteht es nicht mehr zu nähren. Er hat keine Brände mehr. —

44. Ehemann und Garçon.

Jeder kennt das Märchen vom Hasen und Swinegel. Weshalb siegt der Swinegel in der Geschichte?!

Man hat gesagt, das Märchen sei eine Nachbildung der Verhältnisse zwischen Stadt und Land; der Hase sei der gebildete wohlgepflegte Stadtherr, der Igel der ungewaschene Bauer. Und Ludwig Richter hat das Verhältnis in so ähnlicher Weise illustriert.

Aber dann hätte doch gerade der Hase zum Schluß der Sieger bleiben müssen, wie in dem Kampf zwischen Stadt und Land es in der Regel auf Erden der Städter bleibt.

Andererseits ist die ganze Fabel aber möglicher- und wahrscheinlicherweise älter wie alles Stadt und Land.

Also weshalb siegt der Hase nicht in ihr? Es ist doch verwunderlich so, der Hase arbeitet mit viel besseren Mitteln. Was der Swinegel tut, ist eine ziemlich starke Betrügerei. Aber der Hase ist ehrlich und läuft ehrlich, bis er über seinem Laufen tot liegen bleibt. Was hat er an sich gehabt, daß das Märchen doch mit ihm unzufrieden ist?!

Er hat das an sich gehabt, daß er keine Frau hatte! Und der Swinegel siegte in der Erzählung und möglicherweise auch in der Wirklichkeit, weil er eine solche besaß!

Und das ist derselbe folgenschwere Punkt für unsere Kultur und Hochkultur! —

Man kann ja bei uns noch nicht einmal von einer weitgehenden Ehelosigkeit sprechen. Die Zahl derjenigen, die tatsächlich als Junggesellen sterben, ist noch nicht einmal so ganz groß. Aber die Ehemänner, welche es erst zwischen vierzig und fünfzig werden, kommen hinzu. Denn in welcher Weise sind die viel besser, als wie eingefleischte Garçons? Sie haben eine Ehe geschlossen, die aber in weit mehr als nur in einer Beziehung eine nutzlose ist. Also die muß man mehr oder weniger zu jenen mit hinzurechnen. Und solcher Ehemänner sind, wie wir wissen, bei uns allerdings bereits Legion. Also wenn Nichtheiraten nächst dem Unglauben vielleicht die größte Sünde ist, so ist Zuspätheiraten doch ihr ziemlich gleich.

— — „Wir waren sieben Schwestern und hatten alle kein Geld — Und fanden alle Männer und kamen gut durch die Welt. — Wir trugen nicht seidene Kleider, die Jugend nur hat uns geschmückt, — Mein Brautkleid aus weißem Mulle, das hab' ich mir selber gestickt. — Im Städtchen gab's keine Konzerte; wir hatten ein altes Spinett, — Dran sangen wir abends dem Vater und gingen um zehn in das Bett. — Und meine fleißige Mutter, deine Urgroßmutter, mein Kind, — Die drehte mit achtzig Jahren ihr Spinnrad noch flink wie der Wind. — Sieben blühende Töchter, und jede steuert' sie aus, — Und all das Garn zu dem Linnen,

wir spannen's im eigenen Haus! — Die alten, einfachen Zeiten, die liegen euch Kindern jetzt fern; — Als ich eurem Großvater folgte, da wurde schon alles modern. — Wie staunten sie in der Gemeinde und schalten wohl heimlich uns aus: — Die neue junge Pastorin, die brachte ein Sofa ins Haus. — Ein Sofa, mit Roßhaar bezogen, welch sündhafter Übermut! — War denn für die junge Pastorin die Bank zum Sitzen nicht gut? — Ihr habt gut lachen, ihr Kinder, wir waren doch glücklich dabei, — Wir waren zufrieden und heiter, in Liebe und Freundschaft uns treu. — Glaubt mir, das Geld macht nicht glücklich, wir brauchten zum Glücke es nicht, — Wir waren vergnügter beim Talglicht, als ihr beim Petroleumlicht!"

„Großmutter! und sähest du heute elektrisch strahlen die Stadt, — Die Jungfraun sitzen im Hörsaal, die Frauen und Kinder zu Rad, — Und hörtest du ringen und streiten und fordern das junge Geschlecht, — Du schütteltest still deine Locken und fändest dich nimmer zurecht! — Als deine Lippen mir sprachen, wie liegen die Tage so weit! — Es klingt mir im Ohr wie ein Märchen aus längst vergangener Zeit! — Wir haben jetzt Sofas und Sessel, Maschinen, elektrisches Licht, — Konzerte und seidene Kleider — zufriedener sind wir nicht!" Das Haus fehlt. — —

Es ist bekannt, daß die gesamte katholische Welt übersäet war und noch ist mit Klöstern für die Erziehung der katholischen Töchter, mit petits séminaires und grands séminaires für die Erziehung der Söhne, jene den katholischen Gymnasien, diese den katholischen Fakultäten Konkurrenz machend. Die Resultate sind, es ist bekannt genug! nicht einseitig schlecht gewesen. Es kam unter mancherlei Entstellungen auch ein starker Strom von richtiger Religion in die gesamten katholischen Gebildeten mit hinein. Einer Unmenge wurde die ‚Imitatio' des Thomas a Kempis und die ‚Philothea' des Franz von Sales, nächst der Bibel die zwei meist gedruckten Bücher, ein geschätztes Lieblingsbuch. Und man höre zum Schluß so manche katholische Frau über ihre einstige Klosterzeit sprechen. ‚Wir sind alle gern dort gewesen! Das alte Schloß! Der Park! Die Ausflüge im Sommer! Die Frömmigkeit!' Man hat den Eindruck, dort hat man vom Erziehen auch nicht wenig verstanden. Also die Resultate sind durchaus nicht einseitig

schlecht gewesen! Wir brauchen nicht zu betonen, daß sie auch nicht einseitig gut gewesen sind: ‚Dies letztere lag auf der Hand, wo all' solche Erziehung geleitet wurde in allen Instanzen immer wieder ausschließlich von Unverheirateten. Alle Übelstände der katholischen Kirche drängen sich immer wieder auf diesen einen Punkt zusammen: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!'

Nun aber hat man das alles zu beseitigen gesucht, indem voran die Städte und ihnen nach die Staaten den Jugendunterricht hineinzuziehen strebten in weltliche Anstalten, an denen die Kirche beteiligt ist im besseren Falle in Form einiger wöchentlicher Religionsstunden, im schlechteren Falle auch soweit nicht. Und unsere Gebildeten von heute wachsen damit auf in ziemlich völlig religionsloser Luft. In dem katholischen Kloster und Seminar ist die gesamte Luft voll von Kirche und Religion. Jeder Lehrer, jede Lehrerin ist Klerikaler. In der modernen städtischen Töchterschule, in dem modernen Stadt- oder Staats-Gymnasium findet sich, wir sprachen davon! beinahe nichts mehr von solcher Luft. Fast kein Lehrer ist mehr Klerikaler. Und wir werden endigen aller Voraussicht nach in einiger Zeit bei einer völlig religionslosen menschlichen Gesellschaft.

Man denke den Fall, das wäre anders, und von der größten Errungenschaft Luthers, dem evangelischen Pfarrhause, wäre in den evangelischen Ländern der Gebrauch gemacht, auf den dessen guter Ruf eigentlich hinwies! Man denke, verheiratete evangelische Pfarrer, die auch noch mit zum Pfarrstande gehörten, die auch noch mit predigten, funktionierten als Lehrer für Latein, Griechisch, Französisch und Geschichte an Gymnasien und Töchterschulen! Machen ließe sich das ja sehr wohl. Es geht ja anderswo. Aber dann käme immer wieder die Religion in das Volk und besonders in unsere Gebildeten hinein! Und daran ist so je länger je mehr zu verzweifeln! Man hat an mehr wie an einer Stelle den Eindruck, gerade dieser von Luther geschaffene Ehemann könnte in unseren sämtlichen evangelischen Stadt- und Staatsgebilden ungleich mehr Segen stiften, wie er es tut. Sie alle aber arbeiten gar nicht mit diesem Handwerkszeug an dieser Stelle. Es ist einst durch die Reformation in ihre Hand gelegt, vielleicht das beste, was die Reformation ihnen geschaffen hat. Aber man hat den Eindruck,

es verrostet in ihrer Hand. Man hat so den Eindruck, sie wissen allesamt gar nicht recht, was sie mit den evangelischen Pfarrhäusern anfangen sollen. Den katholischen Pfarrerstand wissen sie als eine politische Macht zu werten. Der evangelische ist das nicht. Dazu aber beansprucht er gelegentlich durchaus Platz für eine besondere Meinung. Wie soll man ihn da verwenden?! Wie man unsere Stadträte und sämtliche vielen Geheimräte, wie man einen Amtsrichter und Amtshauptmann verwendet, das weiß man. Was aber soll man mit dem wunderlichen Gebilde eines evangelischen Pfarrers machen? Man zieht zum Schluß vor, die Stadt mit Stadträten und das Land mit Polizisten, Dorfschulzen und und Standesbeamten zu regieren, weil die vor allen Dingen alle absolut gehorchen. Und die evangelischen Pfarrer schiebt man als nicht verwendbare halbmittelalterliche Reste beiseite! Es ist schon oft gesagt, daß bereits Bismarck so stand. Die Politik war sein Gebiet und seine Grenze. In dem Werbebrief an seinen Schwiegervater klagt er selbst darüber, daß er aus seinem eigenen Vaterhause keine genügende Schätzung für Religion und religiöse Dinge mitgebracht habe. Dann änderte sich das. Aber nicht genug für die Behandlung des Kulturkampfes.

Die katholische Garçonkirche ist vor allem dennoch wahrscheinlich ein gut Teil länger imstande, Österreich oder Frankreich gegen die Angriffe der Hochkultur zu schützen. Wenn die beiden Länder nicht andere Todesursachen hätten, an ihren Kirchen gingen sie wahrscheinlich nicht zu Grunde. Weshalb aber wenden unsere evangelischen Städte und Fürsten nicht ihre evangelischen Kirchen dazu an, wozu sie geartet sind, anstatt eine Art Verwaltungsinstanz od. dgl. aus ihnen zu machen, was sie nicht sind? Hat Luther in der Beziehung sie nicht richtig eintaxiert, als er die neuen Kirchen in ihre Hand legte, die zwei Gesetzestafeln zu hüten, vom Glauben und von der Heiligung? Soll es erst dahin kommen, daß sie — die Städte haben es ungefähr bereits getan! — sich als Handwerkszeug ein religionsloses modernes Heidentum zurecht machen, dessen höchste Edelsteine matte Rechtsgrundsätze sind? Soll es dahin kommen, daß die vierhundertjährige Ehe wieder geschieden und evangelische Stadt und evangelischer Staat von der evangelischen Kirche sich wieder trennen, daß die deutschen evangelischen

Kirchen eines Tages dahin kommen, wohin die französische Kirche dann kam: Die Großstadt und der Staat sind der Feind, deshalb, weil sie ohne Religion sind!? Auch sie beide machen sich in der Beziehung wahrscheinlich besser als Ehemann, wie als Garçon!

Wird das evangelische Pfarrhaus, wie es Luther geschaffen hat, in seiner Eigenart nicht verwendet, dann wird man sagen dürfen, ist Luthers Werk so ziemlich umsonst gewesen. Denn Luthers Großtat war nicht der Thesenanschlag, sondern war seine Verheiratung. Das wissen seine sämtlichen Gegner ganz genau. So sollten es auch seine Freunde wissen. Es steht über allem Zweifel fest, daß bei weitem die meisten tüchtigen Leute aus den Landpfarrhäusern hervorgehen. Eben ist es noch von berufener Seite aus sämtlichen fünfzig Ländern der ‚Deutschen Biographie‘ heraus festgestellt. Und ausgesucht diese Häuser, wo sich alle anderen im Lauf der Zeit verdoppelt und verdreifacht haben, werden so wenig in ihrer Eigenart verstanden und gepflegt, daß sie nächstens einfach veröden werden. Man weiß, es ist bereits ein-, zweimal dicht daran gewesen. Was aber will das evangelische Deutschland tun, wenn es einmal keine evangelischen Pfarrhäuser mehr hat? Die Frage soll erst einmal beantwortet werden! —

Professor Schrader in Jena hat kürzlich allerlei Volkskundliches über den Hagestolz und seine Schätzung zusammengestellt. „Die Unvermähltheit der Männer wurde vom Altertum her oft stark bestraft. In der Lykurgischen Gesetzgebung der Spartaner wurden die Hagestolze mit Atimie, d. i. Entziehung der Ehrenrechte, belegt. Es war dem alten Junggesellen versagt, an den festlichen Spielen teilzunehmen. Die Jugend war nicht verpflichtet, ihm die Achtung zu erzeigen, die sie sonst dem Alter schuldete. Die Frauen hatten das Recht, an einem bestimmten Tage die Hagestolze um den Altar herumzuschleifen und sie mit Ruten zu schlagen. Plato forderte, daß jeder Unverheiratete die Unterhaltungskosten für eine Frau in die Staatskasse zu zahlen hatte. Auch bei den Deutschen galt das Hagestolzentum früher als etwas Verächtliches, als etwas, das bestraft werden mußte, in diesem oder jenem Leben. In Rudolstadt mußten sie ‚die Blitze wetzen‘, in Wien ‚den Stephansturm abreiben‘ ꝛc. In

Schlesien wird ihnen noch bis heute unter der Bauernbevölkerung das ‚Ihr‘ vorenthalten, mit dem man nur Eheleute ehrt. Ebensowenig läßt man dort für einen Unverheirateten die Bezeichnung ‚Mann‘ gelten. Er ist nur ein ‚Kerl‘. Wer kein Weib hat, ist kein ‚Mann‘.“ Zum Schluß gibt dann der Verfasser seine allerdings ziemlich anders lautenden eigenen Ansichten hinzu. ‚Liegt im Hagestolzentum nicht doch vielleicht ein höherer Schöpfungszweck? Alle Entwickelung des Menschen geht auf seine Individualisierung hin. Und haftet dem Ehemann und Familienvater nicht immer noch etwas vom urzeitlichen ‚Herdenmenschen‘ an? Dürfen wir nicht hoffen, daß der Hagestolz, vielleicht (da doch die Welt nicht aussterben darf) im Bunde mit unseren ‚frei- oder zeitehelich‘ liebenden Frauenrechtlerinnen, in sich ein immer höheres, freieres, edleres Menschentum entwickeln werde?‘ Ein deutscher Professor sollte sich eigentlich in Grund und Boden schämen, solche Leichtfertigkeiten und solchen Schmutz auszusprechen. Hat er das aus der so gesunden Volkskunde gelernt? Dann hat er wenig aus ihr gelernt und hat er sie recht gründlich mißverstanden! Sie wird sich an ihm durch ihr sehr bündiges Urteil für solche Fälle rächen: ‚Die Gelehrten, die Verkehrten!‘

45. Maßhalten und Völlerei.

Der Vorstadtbauer sitzt mit seiner Frau zusammen über Gänsen und Schweinen: Was läßt sich tun, daß die Tiere mehr Fleisch hergeben?! Daß sie mehr Speck und Schmalz hergeben?! Ob sie sich dabei wohlbefinden, ob sie ihr ganzes Leben dazu im Stalle verbringen müssen, ob sie ungesund und elend dabei werden, ist gleichgültig. Womit sie gefüttert werden, ob das reinlich oder schmutzig ist, ist gleichgültig. Wenns nur die Stadtleute nicht merken! Wenn nur das Fleisch nicht darnach schmeckt! Wenn nur die Tiere genau ebensolange einigermaßen sich halten, bis sie geschlachtet werden. Alles andere ist gleichgültig! Und die zwei stehen auf und eine Völlerei mit immer neuen Mitteln nimmt ihren Anfang.

Ebenso aber sitzen die Geschäftskompagnons, sitzen die Inhaber des gewaltigen Geschäftslebens zusammen: Wie läßt sich möglichst viel in das Publikum hineinfüttern, damit möglichst viel Geld aus ihm herauszubekommen ist. Und die Völlerei nimmt dort ihren Anfang! Die Brauereien sitzen zusammen: Wie bringen wir die Leute zum Biertrinken?! Nur Biertrinken, Biertrinken! Ob sie krank und elend dabei werden, dick und unförmlich, wie ein Mastferkel, das ist völlig gleichgültig! Wie bringen wir sie nur zum Biertrinken?! Über keine Doktorarbeit ist je soviel nachgesonnen, wie über die Süffigkeit des Bieres, darüber, es so zu machen, daß der Mensch immer wieder zu ihm zurückkehrt. Süß muß es sein, ganz wie es der moderne Mensch will, mit etwas Alkohol, nicht mit zu viel, ganz wie er es will! Und die Völlerei geht los! Daß nur das Publikum sein Geld dafür hergibt.

Oder Mengen von skrupellosen Zeitungsinhabern und Verlegern sitzen zusammen: Wie bringen wir die Menschen zum Lesen?! Ob die Lektüre schandbar oder ekelhaft ist, daß wir uns selbst davor grauen würden, ob wir sie selbst in nichts rechtfertigen können, ist ja völlig gleichgültig. Ob wir die Leute mit ihr verderben, ruinieren und verführen mit Klatsch, mit Unzuchtsgeschichten, mit Gerichtsberichten über die niedrigsten Dinge, ob wir jungen Leuten die Religion und die Moral rauben, ob wir Inserate und Romane annehmen, sie mögen noch so zweideutig sein, alles gleichgültig! Wenn die Leute nur lesen! Abonnieren und lesen! Lesen und abonnieren! Wenn sie nur ihr Geld hergeben! Ihr Geld! Ihr Geld! Alles andere ist gleichgültig!

Und die Herren Theaterdirektoren sitzen zusammen! Erste Bedingung eines Theaterstückes ist, daß es die Kasse füllt! Alles andere ist Nebensache! Verboten ist, was die Polizei verbietet. Weiter ist nichts verboten. Alles andere ist erlaubt! Und nun wird studiert: Was kann man dem Publikum vorsetzen, damit es nur sein Geld hergibt! Ob der Schauspieler auf seine eigene Rolle speien möchte, jeder Einsichtige das härteste Urteil über die alles ruinierenden Kassenstücke fällt, ob abermals Moral und Religion dabei mit Füßen getreten werden! Ganz gleichgültig Wenn das Publikum nur frißt und sein Geld dafür hergibt! Die Ferken und das Publikum bei Appetit zu erhalten, das ist das

einzige, worauf es ankommt. Die Freßlust zu erhalten ist das einzige, worauf es ankommt! Daß die Leute ihr Geld dafür hergeben!

Und so geht es über hundert Gebiete hin. Die Abteilungsdirektoren des Warenhauses sitzen zusammen: Wie bringen wir die Leute zum Kaufen?! Jedes Mittel, soweit es nicht polizeilich verboten ist, ist recht, wenn sie nur kaufen wollen! Unentwegt höflich müssen die Angestellten sein, schweigend müssen sie alles sich sagen lassen, jedem Käufer müssen sie nach dem Munde reden, mit dem Städter hochdeutsch, mit dem Bauer plattdeutsch. Wenn nur die Leute zum Kaufen gebracht werden! Jeder Bequemlichkeit des Publikums muß entgegengekommen werden, jede seiner Neigungen muß studiert werden, wie gesagt, kein Doktorand kann seinen Helden so studieren: Wenn die Leute nur kaufen und ihr Geld für die Sachen hergeben! Ob es Plunder ist, ob sie brauchbar sind oder nicht, ob es rein erst künstlich ausgedachte Bedürfnisse sind, ganz gleichgültig: Wenn die Leute nur kaufen und ihr Geld für die Sachen hergeben.

Die großen Modehäuser arbeiten so mit ihren ewig neuen nutzlosen Moden. Und die ganze Geschäftswelt arbeitet so, wenn Weihnachten kommt! Wenn die Leute nur ihr Geld hergeben! Wie der Vorstadtbauer mit seiner Frau über Ferken und Gänsen sitzt.

Und passive und aktive Völlerei gehen Hand in Hand. Es wird damit angefangen, daß dem Menschen über jedes Bedürfnis hinaus etwas eingestopft wird. Und ist die Magenerweiterung auf die Weise entstanden, dann begehrt er bald selbst danach. Und das war der Zweck der Übung! Das bringt dann erst recht noch etwas!! — —

Man hat ja einen schönen Namen für alles das erfunden. Man nennt das alles nicht ‚Völlerei‘. Man nennt das ‚Konsumkraft‘! ‚Die Konsumkraft des Publikums muß gesteigert werden!‘ Das heißt natürlich nur dem Wolfe ein Schafskleid überhängen. Die schwarzen Wolfspfoten sieht man unten hervorschauen.

‚Übertreibung!‘ rufen andere dazwischen. ‚Übertreibung mit drei Ausrufungszeichen! Unsere Kaufhäuser, unsere Zeitungen sind nicht so schlecht!‘ Mag ja sein! Gewiß, wir haben auch durchaus

gute Zeitungen noch. Aber wieviele lesen sie denn?! Man versäume doch auch nicht, bei Gelegenheiten — sie finden sich immer auch bei uns noch! sich mit Leuten bekannt zu machen, die überhaupt gar keine Zeitungen lesen! Wie klug sind sie! Wie haben sie Gedanken! Eigene, nicht immer nur fremde! —

46. Fortpflanzung und Kinderfeindschaft.

Ist es nötig, über den Schmutz in Wort und Bild noch etwas zu sagen? In der Konfirmandenstunde hat ein Knabe Blätter in seiner Bibel liegen. Als der Pastor nachsieht, sind es Pariser Nuditäten gemeinster Art. Kolossale Glieder usw. Ein paar weitere Jungen melden sich: ‚Mir hat er auch welche gegeben!‘ Ein ganzer Packen solcher Sachen wird zum Schluß der Polizei eingehändigt. Vielleicht gelingt es der, den Händler ausfindig zu machen. Vielleicht auch nicht! Oder andere Hochkultur! In Pompeji befindet sich unter den Ausgrabungen ein Raum, ‚nur für Ärzte‘. Es sind genau dieselben Darstellungen! jeder menschliche Trieb entartet in seinem Alter in Schmutz und Sumpf. Am meisten aber der, von dem das sechste Gebot spricht.

Also in den Tagen seiner gesunden Jahrhunderte und seiner großen Leistungen ist ein Volk nicht so. Denken wir an die Zeiten Holbeins, Dürers, Rembrandts oder der ganzen niederländischen Genrebilder. Was war denen Nudität und was alles damit zusammenhängt!? Sie spielte einfach keine Rolle! Rubens und alle diejenigen seiner Volks- und Malgenossen, die nicht lassen konnten, auf Schritt und Tritt nach Italien und seiner alten und neuen Kunst hinüberzuschielen, um damit in unselbstständigem Fahrwasser zu segeln, behielten diese Welt von dorther bei. Den anderen allen, die nicht in das verführerische Land pilgerten oder die es nicht hielt, bedeutete sie nichts. Ihre zahlreichen anatomischen Verzeichnungen sind bekannt. Es ist bekannt, wie Holbein in den Bildern seines Totentanzes, weil er eben völlig unaufmerksam war auf den menschlichen Körper, der

ihm auch völlig unbekannt war, so und so oft den Oberarm seines Todes als den äußerlich stärkeren Teil mit zwei Knochen, den Unterarm als den schwächeren mit einem Knochen ausstattete. Er hatte etwas läuten hören von solchem Zahlunterschiede der Knochen, aber er lebte in einer Luft, der das Studium von Modellen Sünde war. Nudität bedeutete ihm nichts.

Es war ein genauer Gegensatz zu dem Grundsatze: Der höchste Vorwurf der Kunst sei der menschliche Leib! Dieser Grundsatz stammt aus der späten römischen Verfallzeit her, der dieses Leben und dieser Leib überhaupt die einzigen Güter geworden waren. Wir wissen aber, mit wieviel Zudringlichkeit er auch heute immer von neuem versucht, sich in alle Kunst einzudrängen. Jedenfalls damals, bei den großen Leuten, von denen wir oben sprachen, hatte man ihn nicht. Man blättere die betreffenden Knackfuß-Hefte durch: Es ist eine verschwindende Rolle, die der menschliche Leib bei ihnen spielt.

Die Moderne, welche trotz aller Ähnlichkeit damit ihre Leistungen doch immer nicht gern auf die römische Kaiserzeit festlegen läßt, beruft sich deshalb für ihre Funde auf Früheres, Klassischeres, bis sie zum Schluß womöglich bei Phidias und dem Parthenon anlangt: Da sei auch alles voll Nacktheiten! Sie übersieht vieles. Erstens ist da nie das nackte Weib. Auch die griechische Kunst entartete erst recht sehr, bis sie nichts mehr darin fand, auch ihre Göttinnen gewandlos darzustellen. Das Parthenon bietet dergleichen nirgends! Und die betreffenden Männer waren wahrscheinlich der einfachen Wirklichkeit entnommen! Wenn heute unter den Indianern Nordamerikas oder den Negern Afrikas eine Kunstblüte ausbräche, würde die ihre Männer anders darstellen? Oder ebenso, wie sie die Wirklichkeit bietet?! Also es stehen einander gegenüber Naivität und hochgradige Raffiniertheit. Der Mensch wird das eine Mal dargestellt, wie er ist, und das andere Mal soll er, dem Laster zu gefallen, gerade anders dargestellt werden, wie er ist, und das Laster beruft sich auf die Unschuld, und denkt sich den Grundsatz aus: Der höchste Vorwurf der Kunst sei der menschliche Leib! Phidias hat in keiner Weise so gedacht. Der Gedanke seiner gesamten Parthenonplastik war Seelenhoheit und Frömmigkeit, wie sie

in der menschlichen Gebärde sich widerspiegeln, mit nichten aber nackte Arme und Beine, Oberkörper und Unterkörper. Wer den Parthenon bisher so verstanden hat, der lerne ihn getrost völlig um. Die Nacktheit in der südlichen Kunst erklärt sich in erster Linie stets daraus, daß sie dort sich in der Wirklichkeit findet. Was soll sie in der nördlichen Kunst, wo sie in keiner Natur sich findet? Goethe weist so manchesmal darauf hin: Alle Kunst hat vor allem stets Natur zu sein! Man kann rundweg sagen: Was soll jener ganze Teil unserer nordischen Kunst überhaupt, der keine Natur ist? Sonst werden gelegentlich auch die Eskimos eine Nuditäten-Kunst in Szene setzen! Oder unsere Bauern! Sie haben Kunst genug in ihrem Kreise, aber auf den Grundsatz: Der höchste Kunstgegenstand sei der menschliche Leib! werden sie nie kommen. Es ist schwer, auf die Nuditäten unserer gesamten modernen Kunst, wenn sie mehr sein wollen, wie Obscönitäten, keine Satire zu schreiben. Sie sind eben nichts, rein nichts weiter, wie das.

Es geht mit dem Schmutz in Wort und Bild bei den Menschen wie bei den Tieren. Manch einer, der unsere modernen Berliner oder Leipziger Hunde und ihr wenig schönes Treiben auf den Straßen und Plätzen sieht, geht wohl kopfschüttelnd weiter und bedauert an dem sonst so vielgerühmten Tiere diese Schattenseite. Aber die Tiere sind nur, wie ihre Herren. Man weiß, wenn man in eine der orientalischen Städte geht, wo sie nicht eingeengt sind durch Leine, Maulkorb, Etage und Polizei, wo sie selber Polizei sind, oder einfacher, wenn man aufs Land oder ins Gebirge geht, wo sie ebenso frei sind, da ist alles anders. Da ist der Hund das edle, schamhafte Tier, wie wir es uns denken.

Unsere Großstadthunde würden wahrscheinlich auch der Meinung sein, daß die Nuditäten des Luxemburg-Palais den Gipfel aller Kunst darstellten!

Es ist, als ob in der Unnatur der großstädtischen Menschenpfercherei zuerst die Schamhaftigkeit überall Schaden litte. Denn unsere Hochkultur ersäuft nächstens im Schmutz. Überall Vorträge über das sexuelle Gebiet, angeblich wissenschaftlich, in Wahrheit natürlich nur, um die sinnlichen Lüste anzureizen. Seine sinnlichen Lüste läßt ein alterndes Volk sich stets gern Geld kosten. Und auf

das allein ist es abgesehen. Kürzlich erschien eine besondere Zeitschrift in Berlin: Die antike Nudität soll Deutschland erst auf die Höhe heben. Die Blätter haben keine Ahnung von Antike. Sie setzen einem die Antike vor, in der der Kaiser Caligula seine drei Schwestern schändete und das ‚Schönheitsdurst‘ nannte. Vielleicht bringt sie dergleichen auch noch in Bildern. Es braucht nichts darüber gesagt zu werden, daß unsere Hochkultur noch in solchem Schmutz ersaufen wird.

Alles endet in Sinnlichkeit. Erst hört die Fortpflanzungsfreudigkeit auf, dann die Fortpflanzungsfähigkeit. In Sinnenlust, Geilheit, grober und feiner Hurerei wird alles verbraucht. Auf solchem schmutzigen Boden aber wachsen keine Kinder mehr auf. Auch die Frauen werden zuletzt Bordelle für sich verlangen. Eines Tages werden sie sie schon in ihre Frauenbewegungen mit aufnehmen. Wie sollten sie nicht von der Lustseuche, die die Männer künstlich überall kultivieren, angesteckt werden! Von Ihering berichtet, daß die entarteten Damen der höheren römischen Stände sich beim Ädil unter die öffentlichen Dirnen anmeldeten, um so von den Unzuchtsgesetzen frei zu sein. Das ist das Ende davon, wenn man nicht lassen kann, immer mit dem Feuer zu spielen, wenn unsere sogenannten ‚Gebildeten‘ nicht lassen können, eine Menge für Kunst zu erklären, was einfach Unzucht in Wort und Bild ist. Wer weiß, was ihre Enkelinnen dann auch einmal tun werden! Elly von Puttlitz sagt: ‚Es ist eine Lüge, wenn man Frauen glauben machen will, ihr eigentliches Leben sei die Erotik!‘ Was nicht ist, kann werden! Und wird werden! Bei vielen ist es auch schon!

‚Eine vernünftige Tochter kriegt einen Mann; aber eine ungeratene Tochter läßt man sitzen und sie bekümmert ihren Vater.‘ Wie sieht man die Schwestern auf und ab im Lande sitzen, zu drei, zu vier, zu fünf, mit Büchern und Musik beschäftigt, eine oder keine von ihnen verheiratet. Die Schuld tragen in der Hauptsache die Männer, die in der Jugend sich an Unzucht verderben und dann über die ehrliche Ehe wegkommen. Wenn es noch dreißig Jahre so fortgeht, können wir wie die Römer anfangen, unsere Kriege mit skytischen Reitern und mit mauretanischen Bogenschützen zu führen, während der kranke deutsche

Mann daheim zu Hause sitzt und die Sache mit seinem Gelde macht. So rächt sich die Vernachlässigung der Bibel: ‚Kinder sind eine Gottesgabe und Leibesfrucht ist ein Geschenk.‘ Gott läßt sich nicht spotten. ‚Die mich und meine Gebote verlassen, die will ich auch verlassen.‘ Ein Volk, antikes oder modernes, fange nur an, gerade diesen Punkt zu vernachlässigen, und alle Kunst und Wissenschaft sind für sein Leben nur noch eine Galgenfrist. Die Volksschwindsucht steht vor der Tür!

Die Ehe soll zum Schluß an so vielen verdorbenen Mädchen Wunder tun. Sie tut es natürlich nicht. Vielmehr von hundert fertigen Ehen sind am Ende achtzig unglücklich und verfehlt. Daran ist nur die heutige Kultur schuld, nichts, nichts sonst. Wo sie nicht ist, geraten noch heute von hundert Ehen nicht weniger, wie alle hundert. — —

Ein schwäbischer Bauer kommt zu seinem Pfarrer, das einundzwanzigste Kind anzumelden. Der Pfarrer bedeutet ihm, daß in seinem Familienbuche nur zwanzig Zeilen für die Kinder einer Ehe sich befänden. ‚Was er tun solle. Ob er das Kind noch solle drunter drücken oder hinten eine neue Seite anfangen?‘ ‚Er solle nur eine neue Seite anfangen!‘ Das allein ist gesund. Deswegen können die Schwaben auch anderswo aushelfen. Und der glacébehandschuhte Herr, der darüber spottet, ist einer von den vielen glacébehandschuhten Dummköpfen, die es in Deutschland und Frankreich und anderswo gibt. Man denke zu unserer Frage doch an eines der vielen österreich-ungarischen Kronländer, die ihre Not mit den verschiedenen Bevölkerungsschichten haben, oder an unseren eigenen Osten. Wenn da irgendwo ein Volksstamm 3, der andere 6, der dritte 9 Kinder pro Familie hat, so weiß man genau, welchem davon zum Schluß nach allem Hin und Wider die Zukunft zufallen wird. Auf Kultur, Wissenschaft u. dgl. kommt es nicht an, sondern auf die Kinderstube. Beim Menschen heißt es einmal nicht: Unum sed leonem! Man weiß, wie vielmehr in der Regel gerade aus ‚Einzigen‘ nichts wird. Und jene 21 sind wahrscheinlich alle 21 tüchtig gewesen! Es sind Dinge, die alle Ansiedlungsarbeit erwägen mag, wenn sie so manchmal nicht gelingen will. Es arbeitet an diesem so vorzüglichen und richtigen Gedanken fast regelmäßig viel zu viel Großstadtblut mit, das einmal trotz aller

Dienstreisen u. dgl. und obgleich es diesen wie jeden Mangel nie Wort zu haben pflegt, nichts rechtes von Land und Landdingen versteht.

Auch das weitere aber ist selbstverständlich, daß, wenn so der eigentliche Sinn für die Kinder fehlt, die Kinder auch nicht mehr recht gedeihen. Wir gebrauchten schon einmal das Wort: ‚Der Bauer tut nichts an seinen Kindern und sie geraten Mann für Mann. Und der Mensch der Hochkultur erzieht und erzieht an ihnen herum und es wird nichts daraus.‘ Man kann ja doch ohne Bedenken sagen: Fast alle unsere heutigen Sextaner und Quintaner, Sekundaner und Primaner, soweit sie aus ihr herstammen, sind ungesund und verkrüppelt, unterernährt, träge, flüchtig, nervös, albern, vor der Zeit sinnlich und genußsüchtig ꝛc. Wer Stadtjugend und Bauernjugend kennt, wird unserer Behauptung zustimmen! Im späteren Leben kommt das nur alles nicht zutage, weil bei dem heutigen Nomadenleben aller Gebildeten jeder, wenn ihm einmal eine größere Schwierigkeit entgegentritt, sich zurückzieht, in einen anderen Ort verzieht, sich pensionieren läßt, sich versetzen läßt usw. Eigentlich nie kämpft er eine Schwierigkeit durch. Und so hält sich jeder für einen Niebesiegten, während er in Wahrheit überhaupt kein Mann, sondern ein altes Weib ist. —

‚Kinder brechen keine Häuser ein, aber sie bauen sie auf.‘ Wenn die Kinderstube und ihre Pflege aufhört, ein religiöses Gebot zu sein, so geht ein Volk seinem Tode entgegen. Das sagen wir nicht zum erstenmal.

47. Schamhaftig und frech.

Kehren wir noch einmal zu dem Parthenon zurück, über den bekleideten und den unbekleideten Menschen noch einen Augenblick nachzudenken.

Kein Gebiet wuchert und entartet ja unter der Hand aller späten Kunst bekanntlich regelmäßig so, wie dieses. Wir stellen nochmal einige kunstgeschichtliche Zitate zusammen, um den dunklen

Hintergrund uns vor Augen zu stellen, den gerade in dieser Beziehung alle späte Kunst zu schaffen pflegt: „Bereits das Athen des Praxiteles ging in Wein, Spiel und Weibern auf. Zeuxis beraubte ohne Grund seine Helena der Kleider, oder möglicherweise aus dem Grunde, weil sie den Paris erwarten sollte; das Bild aber war nach Plinius' Bericht für einen Heratempel in Auftrag gegeben und der Stadtrat hatte dem Maler als Modelle seine fünf schönsten Bürgertöchter zur Verfügung gestellt; in früheren Zeiten etwas Unerhörtes! Weiter! Der ‚Farnesische Stier' stellt ohne Grund die Dirke halbnackt dar. Die Niobiden sind zum Teil nackt, zum Teil mit durchsichtigen feuchten Gewändern bekleidet; die von Brussa sind noch heute auf dem Bazar von Konstantinopel dafür berühmt. Die ‚Venus von Milo', halbnackt, hält das Gewand nur noch mit dem Oberschenkel und die ‚Venus von Arles' in ihrer rubensschen Fülle stellt sich ähnlich dar. Die Geschichte von Praxiteles' ‚Knidischer Venus' bleibt ewig denkwürdig. Kos hatte eine bekleidete Aphrodite bestellt. Praxiteles lieferte zur Wahl eine bekleidete und seine berühmte unbekleidete, und Kos nahm die bekleidete. Knidos aber nahm die unbekleidete! Zum Tempelbilde!! Die Stadt verhalf sich dadurch zu einem ungeahnten Fremdenstrome, freilich seinem schönen Marmorbilde auch zu verschiedenen recht zweifelhaften Erlebnissen! Und Praxiteles' andere Werke standen nicht höher. Sein Thespischer Eros war ein schöner Knabe, der jahrhundertelang nach Thespis die Fremden zog. Sein wiedergefundener Hermes ist ein schöner halbweiblicher Jüngling; sein Apollo Sauroktonos mit der graziösen Kopfhaltung und dem kleinen Munde war dasselbe, das genrehafte Gegenstück zum Pythontöter! Den nackten Mann gab es immer, nach und nach wurde aber auch das Weib immer nackter. Die Amazonen standen von jeher überhaupt außerhalb des Sittengesetzes, aber auch die Göttinnen müssen sich immer mehr entblößen lassen. Mit Toilette, mit Bad, mit immer neuen Vorwänden wird ihre Nacktheit motiviert. Die Götter werden schöne Knaben, die Göttinnen schöne Mädchen, bis der wahnsinnige Tiberius wirklich die Grotten Capris mit leibhaftigen Nymphen und Pans bevölkerte. Kämpfen, reiten, graben und stierbändigen hatte man verlernt, alles ist voll von Eros und Amor. Die Gruppe ‚Mars und Eros sich

umarmend‘ im Marstempel zu Rom bezeichnet das Verhältnis des jungen zum alten Rom.“ (Sittl.)

Wie hebt sich von solchem Hintergrunde die frische Kunst des Parthenon ab! Gewiß, rein quantitativ angesehen findet sich Nacktheit in ihr vielleicht ebensoviel. Jünglinge, Götter, Lapithen kommen vor, mit nichts bekleidet oder bekleidet mit einem Fell, ein Paar hohen Lederstiefeln oder Ledergamaschen, dem Chiton, einem ärmellosen Hemde, dem Chlamys, einem bescheidenen Schultermäntelchen, oder irgend einem anderen einzigen Kleidungsstück, das der völligen Nacktheit kaum Eintrag tut. Frauen kommen vor, denen in der Verteidigung gegen einen Zentauren das halbe Gewand von der Seite gerissen ist. Rein nach der Masse gemessen läßt sich, wie bemerkt, schwer sagen, ob die Nacktheit im Gebiete der frühen oder der späten Kunst größer war. Aber es kommt auf die Gesinnung an, die dahinter steht. Und da liegt der Unterschied! In der frühen Kunst ist die Nacktheit Nebensache, der Mensch ist in der Hauptsache irgendwie anders tätig. In der späten Kunst wird sie Hauptsache; der Mensch ist außer mit ihr kaum irgendwie beschäftigt. Das Weib, das in der Parthenonmetope sich gegen den Zentauren wehrt, denkt in erster Linie an seine Freiheit und nicht an seine zerrissenen Gewänder. Das Heer von Aphroditen im Stile der Knidischen wird aber nicht in erster Linie bewegt von dem Gedanken an das Sandalenpaar oder das Taillenband, das sie sich anlegen und das ihre großartige Beschäftigung bildet, sondern von dem anderen Gedanken: Sieht auch jedermann meine reizvollen Glieder?! Lediglich solche Zeiten sind es gewesen, die den Satz erzeugt haben von der einzigen künstlerischen Schönheit des menschlichen Leibes. Soviel jener Gedanke aber gesunder ist wie dieser, soviel steht die viele unbeabsichtigte Nacktheit der Parthenonskulpturen höher, wie die allerdings noch bedeutend weitergehende, beabsichtigte, sinnliche der späteren Zeiten.

Und wie mit aller Nacktheit, so mit aller Verhüllung! Leicht könnte jemand sagen: Der Parthenon weist ebensoviel Nacktheit auf wie die spätere Zeit! Leicht könnte einer hinzufügen: Die späte Kunst besitzt nicht weniger Verhüllung und Bekleidung wie alle frühe! Es kommt auch bei ihr wieder nicht auf die Menge an, sondern

auf die Gesinnung, die dahinter steht. Wie manche hochbekleidete späte Kaiserin trägt in ihrer sonst so andersdenkenden Seele im Augenblick nur den einen Gedanken: Sehet jetzt meine hohe züchtige Bekleidung! Das Bekleidetsein ist ihr einziges Tun! Das Ganze aber ist Prüderie, die stets mit der Nudität Hand in Hand ging. Dort übermäßige Nacktheit, hier übermäßige Verhüllung. Der Gedanke, der dieses ganze Gebiet überhaupt statt besserer in den Vordergrund rückt, ist beidemale Sittenlosigkeit.

Er ist ebenso fern den Figuren des Parthenon wie den Gestalten des Bauerntums, wie denen aller Natur überhaupt. Auch bei aller Natur kommt eine Menge Nacktheit vor. Jeder weiß, ebenso auch beim Bauerntum! Kranke entblößen sich vor jedermann, um ihre Schäden zu zeigen. Frauen machen vor Fremden ihre gesamte Toilette. Jedes häusliche Fest steckt voll von derartigen Naivitäten. Oder eine Magd schleppt Wasser oder fährt Dünger und hat der Sonnenhitze wegen buchstäblich auch weiter nichts an, wie einen Chiton. Aber alle die vielen fatalen Gedanken, die sich unter anderen Verhältnissen immer an solche Bilder hängen, die fehlen auch hier. Daher ihr Unterschied von aller späten, ihre Ähnlichkeit jederzeit mit aller frühen Kunst.

Das obige Sittl'sche Zitat betreffend aber möchte man abermals genau ebendieselbe Frage stellen: spricht der Schriftsteller von antiker Moderne oder von moderner Moderne?! Von antiker moderner Kunst mit ihrem Weiberfleisch oder von heutiger moderner Kunst? Nackte Weiber, nackte Weiber, nackte Weiber, nichts als nackte Weiber! Sie werden demnächst auch unser einziges Kunstthema werden, wie sie das im Palais Luxemburg sind. Es steuert alles darauf los! Millet, der große Bauer, dessen Bilder nach seinem Tode nach Amerika gingen, weil sie auf dem Kontinent niemand bezahlen konnte, wußte sehr wohl, weshalb er eines Tages das ganze Paris und seine Kunst verließ, sein Weib an die Hand nahm und seine neun Kinder sich auf den Rücken packte und hinaussiedelte in die Einsamkeit nach Barbizon: Deshalb, weil das gesamte Paris mit seiner gesamten Kunst ein einziges Drecknest war. Das erkannte der gesunde Bauer aus der Normandie. Deswegen spie er nicht drauf, denn das tut kein Bauer, aber er ließ

es liegen, wo es lag und ging seiner Wege. Aber mit unserer deutschen Hochkulturkunst, die bald auch keine anderen Themata mehr kennt wie das einzige französische ‚Perle und Woge‘, ‚Woge und Perle‘, würde er es wahrscheinlich ungefähr ähnlich machen. Dreiviertel unserer Kunst drohen bereits in den Abgrund der Unzucht hineinzustürzen.

Dreiviertel unserer Literatur liegt in der Unzucht. Die Frage ist nur: Wer ist an all dem Schmutz unserer gelesensten Romane bis hin zu den Frenssenschen im letzten Grunde schuld? Das Publikum, die Schriftsteller oder die Verleger? Wenn nur nicht die letzten vielleicht am allermeisten! Zu wieviel Schriftstellern kann man sagen: ‚Laßt doch die Unzucht heraus, an die ihr doch selbst nicht glaubt!‘ Sie antworten alle dasselbe: ‚Dann bekommen wir keinen Verleger‘.

Dreiviertel unserer Bühne liegt in der Unzucht. Wie richten die Direktoren unsere Bühnen zu! Wie richten sie sie zu! Sie und den gesamten Stand! ‚Ich muß jeden Abend einen andern Mann haben, sonst fühle ich mich nicht wohl.‘ Das ist keine mündliche Mitteilung, sondern liegt, allen Eltern lesbar, gedruckt vor.

Dreiviertel unseres Buchhandels liegt in der Nudität. Sie, die doch sonst oft so besonders etwas auf sich hielten! Etwas besonderes sein wollten, keine gewöhnlichen Kaufleute sein wollten! Was trifft man oft für Schaufenster unter ihnen! Nackte Weiber, nackte Weiber, nackte Weiber!

Was ruht nicht zu dreivierteln alles in der Unzucht! Nuditäten, Nuditäten, gemeines Weiberfleisch! Alles moderne Knidische Venus, weiter nichts! Der Parthenon lehrt reinliche Nacktheit. Auch der halbnackte, mit seinem Pferde verwachsene Indianer besitzt sie, ist sie. Hochkultur aller Zeiten besitzt nur schmutzige. Ihre gesamte Nuditätenkunst ist die widernatürliche Ausgeburt eines widernatürlichen, gepferchten und mißhandelten Daseins. In solcher Luft wird dann all solch Zeug ausgebrütet. Wie die Hunde, so die Herren!

48. Streitbarkeit und Friedensliebe.

Es ist mitten in der Schlacht. Der Kampf wogt hin und her. Bald drängt ein Heerhaufe vor, bald der andere. Alles ist voll von Flintenschüssen und Kanonengebrüll. Qualm und Rauch füllen die Luft. Kein Windstoß regt sich, sie zu zerstreuen. Man sieht und hört nichts von seinem nächsten Nebenmann.

Da erhält eine Abteilung das Kommando zum Vorrücken. Dem Hauptmann wird es mitgeteilt. Er hört es. Er reißt den Säbel hoch, er schreit nach rückwärts. Die ihm am nächsten stehen, geben den Befehl weiter. Und der Sturm nach vorn geht los. Tamboure und Pfeifer gehen mit, und alles erstickt in einem wüsten Lärm. In wenig Minuten ist man Brust an Brust an den Feind gekommen, und Hieb und Tod folgen aufeinander.

Aber der Tapferen sind wenige, sind gar zu wenige. Die Abteilung hat das Zeichen ihres Führers nicht vernommen. Es wurde an sie weitergegeben, wie es hundertmal in Friedenszeiten geübt war, wie es genau so in anderen Schlachten schon oft ausgeführt war. Aber der Qualm, der wilde Lärm waren diesmal zu toll gewesen: Man hatte hinten nichts gehört.

Zwei Minuten später merkt man das Fehlen des Führers. Man vermißt sein Wort, seine Befehle. Die Soldaten ahnen den Zusammenhang. Sie sind verzweifelt. Aber was ändert das alles?!

Vier, fünf Tapfere sind mit dem Hauptmann nach vorn gestürmt. Wären es alle zweihundert gewesen, sie hätten die feindlichen Reihen durchbrechen können. Die wenigen deckten bald mit ihren Leibern die Erde.

Am Abend fand man sie, von Stichen und Kugeln durchbohrt. Die Kompagnie kam sich vor wie geschändet, ihren geliebten und verehrten, tapferen Führer in der Stunde der Not verlassen zu haben. Daheim rühmte man ihn und setzte man ihm Denkmäler. Aber was half das alles. In der Stunde der Not war er verlassen gewesen!

Der Gottessohn war der tapfere Hauptmann. Er lebte mit und unter den Seinen. Da erhielt er in dem großen Kampfe

zwischen Gott und Welt eines Tages auch den Befehl zum Vorrücken: ‚Geh hin, mein Sohn und nimm dich an Der Sünder, die ich ausgetan Zu Straf und Zornesruten!‘ Und er ging vor.

Niemals ist jemand so vorgegangen, so draufgegangen, wie der Gottessohn. Niemals hat es wieder einen solchen Draufgänger gegeben. Wo die Gegner am dichtesten und am gefährlichsten waren, drang er auf sie ein. Die niemand anzufassen wagte, faßte er an. Kein Feldherr ist je so oft in Lebensgefahr gewesen, wie er es war, bis er in ihr umkam.

Ja, wenn man ihm gefolgt wäre! Wenn Tausende ihm nachgestürmt wären! Wenn der Heiland, wie Luther, einen Friedrich den Weisen gefunden hätte, ihm zu helfen, nicht zum Schluß nur einen Pilatus, der ihn sich neugierig betrachtete.

Vier, fünf folgten ihm, das war alles. Ein Paulus, ein ebensolcher Draufgänger, ebensooft in Lebensgefahr, bis er endlich auch in ihr umkam. Ein paar andere neben ihm. Man fand sie alle zum Schluß, ermordet und erschlagen, mit ihrem Führer den Erdboden deckend.

Die andern merkten vor hundert Dingen, die ihnen im Kopf lagen, überhaupt nicht, daß etwas besonderes vor war. Sie hörten gar nicht, daß sie jemand rief. Sie merkten gar nicht, daß in dem alten Kampfe eine besondere Wendung vorlag. Sie fühlten sich zum Schlusse wie geschändet, daß in der Not kein Verlaß auf sie gewesen war.

Sie errichteten dem Toten Denkmäler. Sie nannten immer von neuem seinen Namen. Aber gewiß! es wäre schon besser gewesen, sie hätten ihm mit Taten geholfen und beigestanden. — —

‚Gieb Freudigkeit und Stärke zu stehen in dem Streit, Den Satans List und Werke uns täglich anerbeut!‘ Wie hat die Streitbarkeit, die Kampflust in diesem höchsten aller Streite abgenommen in aller Hochkultur. Sie sieht gar nicht mehr, daß an dieser Stelle ein Streit vorliegt. Sie hält Friedenskonferenzen mit der Welt und mit dem Satan.

Was existiert in unseren modernen Millionen- und Halbmillionenstädten an eigentlichem Kampfe gegen den Schmutz und die Sünde? Äußerlich ist alles geputzt und gescheuert. ‚Mein reinliches Leipzig!‘ ‚Mein reinliches Berlin!‘ ‚Mein reinliches

München!‘ Man bekommt Weitläufigkeiten, wenn von den Balkontöpfen einmal das Wasser tropft. Zwei Polizisten stürzen sich auf das Dienstmädchen, das einen Eierkorb auf das Trottoir fallen läßt, oder auf einen anderen, der, was er nicht brauchen kann, auf die Straße oder in die Elbe wirft. Aber wir wiederholen unsere Frage: Was existiert an eigentlichem Kampfe gegen Schmutz und Sünde, gegen hundertfach sich immer breiter machende Schlechtigkeit und Gemeinheit? Was existiert in unseren Großstädten von dem, was man einst nannte ‚Stadtzucht!?‘ Unsittliche Vorträge, unsittliche Buchhandlungen, unsittliche Theaterstücke für die Jugend, die bekannte Schundliteratur für die noch jüngere Jugend, Reden gegen Ehe, gegen Religion, gegen Christus für die Großen: Einfach alles lassen doch die großen modernen Stadtpotentaten passieren. Es fehlt in gar nicht zu rechtfertigender Weise dort an der Lust zum Streite, an christlicher und männlicher Streitbarkeit. Jeder Landrat, jeder Amtshauptmann auf dem Lande geht schärfer vor! Gewiß mag solche Streitbarkeit, dünkt einen, in der Stadt ja auch nicht leicht sein. Es mag für einen Herrn Stadtrat nicht leicht sein, hinterher von jedem Buchhändler oder jedem Theaterpächter angesprochen zu werden. Dazu das Drohen des Großkapitals, das sich sofort hinter solche Anreden stets hinterstellt. Man würde ohne das obige Gebet gar keine Kraft haben, solchen Kampf aufzunehmen. Aber man kann es ja beten. Man ist ja Christ. Auch als Stadtrat und Bürgermeister.

Das Kommando zum Vorrücken ist gegeben. Wir dürfen das nicht überhören. Und am meisten gilt das im Lande unsern heutigen Großstädten, in denen der Feind am schlimmsten wohnt, und wo andererseits alles in einer faulen Friedensliebe erstickt. In unseren heutigen Großstädten hat der Feind seine eigentlichen Burgen, seine Dankwarderoden, von denen aus er sie und das ganze Land verdirbt. Man hat die Fürsten seinerzeit aus sie herausgetrieben. Man treibe die jetzigen Feinde heraus. Das wäre ungleich wichtiger. Es wäre sehr an der Zeit, daß unsere weichen Großstadtregierungen ganz anders zum Kriege rüsteten, ehe sie, wie gesagt, sich selber und das ganze Land mit in den Abgrund hineinreißen.

Es ist auch sehr zu bedauern, daß unsere Nationalökonomen von Fach einfach so oft all solchem zuzustimmen pflegen. Wenn sie nur die Hochkultur, wie sie ist, vergöttern können, dann sind sie schon zufrieden. Es ist unglaublich, mit welcher Rücksichtnahme sie dieselbe erörtern können, und wenn es die entsetzlichsten Eiterbeulen sind. Von Streitbarkeit dagegen keine Spur mehr!

Das Großkapital gibt in allem das schlechte Beispiel. Fürsten und Gutsvorsteher und Pfarrer können sie mutig verleumden. Sollen sie indes einmal den Kampf gegen sich selber aufnehmen, dann versagen sie. Die Großstadt aber macht es ihnen nach. Und die Bureaukratie läßt sich zuletzt auch anstecken. Was kann sie sich um einer Kleinigkeit willen auf einen ihrer Beamten stürzen! Wie die Polizisten auf die wassertropfenden Balkontöpfe! Mit Maßregelungen, als ob sie gar kein Gefühl mehr hätte! Und wo sie gegen mächtige Hallunken reden und beißen sollte, bekommt sie den Mund nicht auf, sagt sie, solche Leute wolle man nicht ernsthaft nehmen u. dgl.

Man denke an das alte Bremer Schiffersprichwort: ‚Navigare necesse est, vivere non necesse est.‘ Das ist die richtige Kampfesstimmung für einen Christenmenschen. Denn Christ sein heißt ein Kämpfer sein! Des rechten Christen erste Eigenschaft ist nicht Vorsicht, sondern ist, anzugreifen und draufzugehen, ist die rechte Streitbarkeit. So war Christus. So war Paulus!

49. Fabrik und Hof.

Das Leben in den Gießereien gilt als besonders wüst.

Ob es die Akkordarbeit allein macht, wenn nicht jeder in bestimmtem Tagelohn arbeitet, sondern jedes fertig gelieferte Stück besonders bezahlt wird?!

Es ist ein alter Arbeiter mit bei den Öfen. Er ist da gewesen als junger Lehrling, dann als Ehemann und Familienvater, dann, als ihm Frau und Kinder weggestorben sind. Jetzt will er bis zu seinem Tode da bleiben. Er will nicht ohne Arbeit leben.

Er arbeitet sich täglich 75 Pfennige zusammen. Höher kommt er nicht mehr. Er will auch nicht so wild arbeiten wie die Jungen. Die Pfeife geht ihm bei der Arbeit nicht aus.

Der Chef schenkt ihm oft etwas, Geld oder Kleidungsstücke, denn von 75 Pfennig täglich kann einer nicht leben. Der Chef weiß, wieviel er ihm wert ist in seinem Betriebe. Wie manchen Streit, wie manche Messeraffäre hat er im Keime erstickt.

Aber die jungen Burschen, die arbeiten können, verdienen täglich bis 8 Mark. Morgens um 3 Uhr stehen sie schon vor der Fabrik und klettern über, um nur zu arbeiten und Geld zu machen. Um 6 Uhr wird erst angefangen. So geldgierig macht sie der Akkord.

Und dabei so leichtsinnig!

Je mehr sie haben, je mehr geht drauf!

Sonntags tanzen sie. Montag, Dienstag und Mittwoch machen sie blau. Verdienen nichts und bezahlen 3 Mark Strafe obendrein pro Tag für ihr Fortbleiben in die Krankenkasse. Donnerstag, Freitag und Sonnabend arbeiten sie täglich 8 Mark zusammen. Von diesen 24 Mark weniger jenen 9 Mark leben sie die Woche.

Ob das glühende Eisen sie so wild macht? Es muß weiß sein wie Milch, wenn es fließt. Ein Gießer stürzte in die Masse hinein. Es blieb überhaupt nichts von ihm übrig.

Deutschland hat ca. 2—3000 Gießereien. Von Krupp an mit 30000 Arbeitern bis zur kleinsten mit 30. Wöchentlich wird von ihnen in ca. 200 gestreikt. Sowie ein solcher Streik eintritt, geht eine Liste aller ausständigen Arbeiter an die Zentrale des Gießerei-Arbeitgeberverbandes nach Mainz mit Namen, Geburtsort, Geburtsdatum jedes einzelnen, und keine andere Gießerei stellt einen davon an. 1500 Mark Strafe stehen auf solche Annahme. Irgend eine ferngelegene bayrische oder württembergische Gießerei versorgt die stilliegende mit Waren. Den dortigen Arbeitern wird es vorenthalten, wohin die Fabrikate gehen, damit sie nicht auch streiken!!

Oder einiges aus dem sonstigen Fabrikleben! Es sind ja bekannte Sachen!

Eine Frau hat noch achthundert Mark mitgebracht in die Ehe. Sie ist von einem Hofe her und in die Stadt gezogen. Den Donnerstag abend kommt ihr betrunkener Mann ins Haus: ‚Her mit dem Sparkassenbuche, sonst schlage ich das Geschirr entzwei!‘

Oder die Frauen kommen in die Wirtschaften, ihre Männer zu holen.

‚Du mußt doch zu deiner Frau gehen!‘ mahnt ein alter Vater, der auf dem Lande niemand mehr hatte in der Not und in die Stadt zu seinem Sohne gezogen ist.

‚Laß ihn doch!‘ schreit ein Dutzend dazwischen. ‚Sie kann sich ja einen anderen nehmen, wenn sie will. Wir nehmen uns auch andere Frauen, wenn's uns paßt — — —‘

Ein hübsches frisches Gesicht steckt sich zur Tür herein.

‚Ist mein Mann nicht hier?‘ ‚Er ist längst weitergegangen!‘

Ein Vierteljahr später sind sie wieder auseinandergezogen. Er hat sich eine Stube gemietet, sie eine Stube. Der Mann war nie ihr Mann gewesen!

Der Alte zankt mit einer ganzen Gesellschaft herum. ‚Was ich gelernt habe in der Schule, das habe ich gelernt! Wenn's nicht richtig gewesen ist, kann ich nichts dafür. Aber jetzt mit 60 Jahren will ich dabei bleiben!‘ Die Rotte fällt über ihn her. ‚Ihr Leute vom Lande werdet auch nie vernünftig! Ihr seid dumm und bleibt dumm! Ihr arbeitet euch in eurer Dummheit noch zu Tode! Hast du jemals einen Gott gesehen? Was wir nicht sehen, das glauben wir nicht!‘ Sie wären ihm an den Kopf gefahren, wäre der Wirt nicht dazwischen gekommen.

‚Keiner darf mehr einen Pfennig Geld in der Tasche haben‘, erzählt er zu Hause, ‚so lange sitzen sie in den Wirtschaften! Unsere Straße hat 41 Wirtschaften!‘

Das Großkapital nimmt mit seiner Rechten den Leuten das Blut aus den Adern und verwandelt es für sich in Gold. Und was sie dafür an Lohn erhalten müssen, nimmt es mit der Linken für Branntwein ihnen wieder ab. Es ist furchtbar, wenn nichts mehr im ganzen Lande ihm entfliehen kann — — !

Vor Kurzem ist von einem Elberfelder Arbeiter ein Buch erschienen: Söhngen, ‚Moderne Arbeiter‘. Es gibt einen entsetzlichen Einblick in das Elend der Millionen.

„Wer all die Intriguen, Schliche und Diplomatenränke unter den Verbandskollegen personifiziert sehen will, der besehe sich Brinkstein . . . Da muß einer abgebrüht sein; da muß die Empfindung erstarrt sein bis zum Gefrierpunkt; da muß man sich

skrupellos hinwegsetzen können über Takt und Herzensbildung, und über eine bis zur nacktesten Brutalität emporschnellende Rücksichtslosigkeit verfügen ... Siehst du, dazu bist du nicht geschaffen. ..."

„Ganz besonders lebhaft ging es an einem in der Nähe der Schenke stehenden Tisch zu. Hier saß der total betrunkene Schmirge sonntäglich aufgeputzt im Kreise seiner Zech- und Gesinnungskumpane, den mit Straßenschmutz garnierten Hut weit im Nacken, so daß die Haare vorn wie wüste, bunt durcheinander liegende Strohbüschel darunter hervorsahen. In den hin- und herschwankenden Händen hielt er ein letztes Restchen Zigarrenstummel und das unvermeidliche Schnapsglas, das breite häßliche Maul meist nur zum Fluchen und Schnapsfordern öffnend. So hockte er auf seinem Stuhle, ein Bild des Ekels und des Abscheus. . ."

„Und weißt du, diese Kranz' waren mir nicht mehr nur die Kranz', deren traurige Lebensschicksale in dunkler Dachstube sich abspielten. Nein, sie erschienen mir als die Personifikation des Lohnsklaventums, und in der furchtbaren Tragödie ihres Lebens manifestierte sich das grausame Geschick des modernen Proletariats, welches unter der Wucht des Kapitalismus zusammenbricht. und allmählich, unaufhaltsam der Verelendung entgegengeht . . . Es ist eine Verelendungsflut, die in stetem Steigen begriffen ist."

„. . . . Und das Grab der Seele ist die Ehe! . . . Wie Zentnerlast liegt die Ehe auf einem! Das ganze Geistesleben erschöpft sich in dem ekelhaften Kampfe um das bischen Brot; die Tagesfron erstickt Gefühl und Gedanken; dazu kommt das Verantwortungsbewußtsein für Weib und Kind, das einem überall hinfolgt, wie der eigene Schatten . . . Ein langsames Hinsiechen der ausgesogenen Seele: Das ist die Arbeiterehe . . . Es ist, als sei man hinterrücks zu Boden geschlagen und läge nun da in hilflosem, halbbetäubtem Zustande . . ."

Und zwischen all dem Wirrwarr die Nebenpersonen, die Nichtarbeiter!

Die Nähmaschinengauner Fädchen & Co., die eine Fertigkeit darin besitzen, den halbverhungerten Arbeiterfrauen die Nähmaschinen wieder fortzunehmen, wenn zwei Drittel der Summe entrichtet ist und die Teilzahlungen nicht mehr pünktlich erfolgen. — „Ha! Man versteht's, durch die Armut reich zu werden!"

„Eine andere Firma hat eine Küchenanrichte fünfmal hintereinander für je 50 Mark verkauft und sie jedesmal, wenn sie halb bezahlt war, wiedergeholt. ‚Hm — Kärcke — hm — — zweiundzwanzig Mark sind hier gebucht — die letzte Zahlung war vor sechs Wochen — hm, hm — ich denke, wir verkaufen die Anrichte einem anderen Hungerleider! — Andere können auch noch an ihr für zwanzig oder dreißig Mark Freude haben.‘“

Dazwischen Geschäftsreisende, die den Arbeiterfrauen nachstellen. Einer wird mit einer zusammengetroffen, die blau und blutig jeden Tag von ihrem brutalen Manne geschlagen wird.

Und Gastwirte, die an nichts mehr Freude haben wie an der Völlerei ihrer Gäste und die Hälfte des nächsten Wochenverdienstes bereits wieder mit ihren Forderungen belegen. Es geht alles auf Umwegen wieder in die Hand der reichen Millionäre zurück. Die Gastwirte sind deren Abhängige.

„. . Still schwindet die Nacht, rings dämmert der Tag,
Verbittert enteil ich dem dumpfen Gemach,
Durch Gassen und Straßen in ruhlosem Lauf,
Ein düstres Gebäude nimmt schweigend mich auf.

Dort schleicht durch die Räume die grinsende Not,
Dort ringt es, dort kämpft es um kärgliches Brot,
Dort pochen die Herzen, die Pulse so müd,
Dort blutet und wimmert das Menschengemüt.

Dort schau ich die Augen so hoffnungsleer,
Dort schau ich von Liebe und Leben nichts mehr,
Dort saugt die Maschine in rasendem Lauf
Mein ganzes Glück und mein Leben auf.“

Was für eine Verkehrung von nicht weniger wie allem! Alles, voran die Ehe, wird aus einem Segensstande zu einem Fluch für den Menschen erniedrigt!

Und dabei sind es auf Schritt und Tritt Menschen, die zum Schlusse weiter nichts mehr können, wie räsonieren und schwadronieren und schwadronieren und räsonieren. Zu jeder Tat, und wäre es nur die unschuldige, daß sie einmal einen der verhaßten Kapitalisten verprügelten, ist in dem widernatürlichen Dasein jede Kraft und jedes Mark in den Knochen verdorrt. Im Schimpfwort, in der drohenden Faust, im Stimmzettel erledigt sich alles

Tun. Die Theoretiker behaupten: Die Schreier und Brüller gehören nicht zu uns! Das sind keine echten Sozialdemokraten! Die beschimpfen die Partei nur! Und die Schreier und Brüller geben dieselben Vorwürfe zurück. Es sind zwei Parteien, die eine für die Diskussion, die andere für die Wahlen! Das schlaue Großkapital hetzt sie, um sie von sich selbst abzulenken, gegen den Staat, der es gut mit ihnen meint: Und die Millionen merken den Betrug nicht!!

Wir wollen das Buch nicht ausschreiben. Man lese es selbst! Es redet Bände!

Diese letzte Tatsache aber, daß alle Kraft und alle Energie, jeder Entschluß und jede Tat aus den Menschen ausgedörrt und ausgemergelt wird, ist fast das Charakteristischste an ihm. Aus einem schweigenden Handeln wird eine schwadronierende Wehrlosigkeit. Ganz gewiß, nichts im Deutschen Reiche wird so überzahlt, wie der Reichtum, den die Fabrik uns ins Land bringt. Man wird ruhig sagen dürfen und sagt nicht zuviel damit: Deutschland kennt diese Dinge einfach nicht! Ein paar Pastoren kennen sie, die an die verkommenen Leute ihre vergebliche Arbeit setzen. Im übrigen wird alles der Öffentlichkeit sorgfältig und mit Erfolg vorenthalten. Sonst würde man über das Sündengold, das mit diesen Gewerben verdient wird, über das Blut und den Schmutz, der an unseren modernen Zwanzigmarkstücken klebt, doch vielleicht anders denken! Oder ist Deutschland bereits so weit, daß es denkt: ‚Non olet!? Hat es noch eine letzte Kraft, sich aufzuraffen?! — —

Geben wir noch ein Beispiel aus den Grenzgebieten zwischen Fabrik und Hof! Sie ist Fabrikarbeiterin und trinkt. Und er ist angeblich Tagearbeiter, im übrigen aber durch die allgemeine Fabrikluft ebenso verdorben. Zum Schluß sind den Beiden ihre in Hunger, Lumpen und Ungeziefer verkommenden Kinder abgenommen und aufs Land zum Bauer gegeben: Man macht's, wie es seit Jahren die großen Waisenhäuser machen, wenn sie meilenweit ihre Pfleglinge hinaus auf die Höfe tun, je weiter von Eisenbahn und Verkehr entfernt, desto besser! Aber selbst die gutmütigen Bauersleute, die das Mädchen dauerte, sind mehr wie einmal bis an den Rand ihrer Geduld gekommen, wenn das Kind überhaupt gar keine Arbeit verstand, überhaupt nie an Arbeiten

gewöhnt war, wenn trotz Reinlichkeit und Waschen die Läuse immer wieder durchbrachen. ‚Sie kamen, wie von selbst aus der Haut wieder!‘ sagt die Frau. ‚Es war wie bei Vieh, das eine schlechte Weide gehabt hat. Da sind sie dann auch im Frühjahr nicht auszurotten!‘ Eines Abends war der Mann dicht daran, das Kind wieder auf den Wagen zu laden und einfach dem städtischen Pflegeobmann wieder zuzustellen: Bis es mit ihm endlich anders wurde. Drei Jahre hatte es unter den Eichen gelebt. Der Ort lag 12 Kilometer von der Stadt ab. Da konnte es höchst selten nur seine Eltern besuchen, nur, wenn die Bauersleute selbst einmal hinfuhren. Und beim Bauer war es vor Vater und Mutter sicher.

So kam nach drei Jahren der Konfirmationstag heran, und die beiden beschlossen, den Ehrentag ihrer Tochter mitzufeiern. Sie hätten gut und gerne zu Fuß gehen können. Sie waren noch jung und gesund. Aber es mußte ein Wagen, es mußte ein Zweispänner sein. Er kostete 17 Mark. Wagen und Kutscher mußten den ganzen Tag im Orte warten. Der Vater hatte dem Kinde zum Geschenk Schokolade und Zuckerwerk mitgebracht, ein Kleid, etwas ins Sparkassenbuch oder dergl. nicht. Der Bauer hatte ihm eins bei der Sparkasse seiner Bauerschaft eingerichtet mit drei Mark. Er wies es dem Vater, ob der nicht auch etwas dazulegen wollte. Aber der hatte nichts dafür. Als es Zeit zur Kirche war, ließ er wieder anspannen und vorfahren und nahm sein Kind mit. Der Bauer sollte auch mitfahren. Der entschuldigte sich. Er wäre noch nicht ganz fertig. Sie kämen nachher wohl zu Fuß nach.

Abends fuhren die zwei wieder in die Stadt zurück. Irgend ein Wort des Dankes hatten sie für die drei Jahre an ihrer Tochter nicht gehabt. Für ihren nächsten Wochenlohn lag die Frau wieder in der Gosse und der Amtsrichter machte sie auf die Besserungsanstalt aufmerksam! ‚Ja, da sollten sie sie man wieder hintun. Da wäre es ganz hübsch gewesen!‘

Der Bauer lehnte durchaus ein zweites Kind aus der Familie ab. Er wußte genau, es würde ihm das erste, daß sie jetzt mit Mühe in Ordnung gebracht hatten, wieder verderben. Seine Eichen konnten nur eins dergleichen schützen! **Immer von neuem: Deutschland kennt seine Fabrikverhältnisse nicht, und die Zeitungen dürfen sie ihm nicht mitteilen!** —

Das Söhngensche Buch hat man natürlich auch im Keime erstickt, die Blätter besprechen die Erscheinungen einfach nicht, die ihren Herren nicht passen. Der Verlag schreibt, der Verfasser habe als zweites Werk ein Drama ‚Schill‘ oder ‚Saul‘ unter der Hand. Das ist ungefährlich. Das werden die Blätter schon besprechen. — —

Ja, wenn die Fabriken, wie der Bauer, mit Jahresverdienst arbeiteten! Aber mit dem Wochenlohn werden die jungen, eben Konfirmierten gerade angelockt. Der Wochenlohn lockt noch mehr wie Feierabend, Unzucht und Lustbarkeit! Mit Jahresverdienst ginge wahrscheinlich jede Fabrik an Arbeitermangel ein. Mit Wochenlohn bekommt sie Arbeiter, soviel sie will. Sie nimmt alles, um dann alles zu ruinieren. Es sind die denkbar niedrigsten und unmoralischsten Prinzipien, mit denen unser Fabrikwesen arbeitet. Das Söhngensche Buch redet Bände! Es ist eben auch noch eine andere, ebenso fatale Zusammenstellung herausgekommen: Hunter, ‚Das Elend der neuen Welt‘. ‚Unsere rückständige Aufklärung über die wahren Tendenzen der modernen Industrie haben dem ganzen Volke die Augen für Tatsachen verschlossen, die jetzt schwarz und blutigrot vor uns liegen.‘ Man lasse vierzehn Tage lang die Zeitungen ungelesen und lese so etwas. Ganz gewiß, es bringt mehr! — —

Naumann, der ausgesprochene Führer der Hochkultur gegen den Staat, ehe er so schnellfertig es in seine blauen Blätter hineinschreibt: ‚Deutschland muß zum Industriestaat werden!‘ sollte dreimal bedenken, daß er Doktor der Heiligen Schrift ist. Die beiden Gegensätze haben viel mehr miteinander zu tun, wie mancher auf den ersten Blick glaubt. In das Räderwerk der Maschinen gerät als erstes Opfer die Bibel und als zweites das ganze deutsche Volk! Was bedeutet die mittelalterliche Hörigkeit gegen die moderne Lohnsklaverei. In ihr und unter ihr aber wird Naumann selber enden, wenn er nicht noch rechtzeitig die Kraft besitzt, seine Pläne und Gedanken aus dem entsetzlichen Großstadtboden, in dem alles vertrampelt wird, in gesunderen Boden hinauszuverpflanzen! Schade, dreimal schade um den so idealen Mann! Er lasse sich retten von der Heiligen Schrift, die doch den ganzen Industrietraum überstehen wird, einst das einzige sein wird, wenn Deutschland einmal

zu einem großen Schutthaufen zusammengeschlagen ist, das spätere Völker als brauchbar und verwendbar davon sich auflesen werden.

Deutschland kann zurzeit nirgends mehr durch Auswanderung unterstützen, weil es seinen gesamten Nachwuchs im Fabrikleben aufbraucht, nicht in Österreich, nicht seinerzeit in den Ostseeprovinzen. Es ist eine Schmach und eine Schande und ein Elend. Wir eignen uns ein Leben an, das auf Schritt und Tritt, in jedem einzelnen Menschen, in jedem einzelnen Handgriff ungesund und todbringend ist. Und weshalb? Völlig freiwillig! Nur weil sechs Geldfürsten uns es so befehlen. Es ist ein Elend, das sich nicht in Worte fassen läßt!

Der Mann, ungelernt, bekommt 1 Mark 80 Pfennige für den Tag. Die Frau muß da schon unterstützen und mitarbeiten und bekommt auch 1 Mark 80 Pfennige. Die Kinder werden täglich in die Spielschule gegeben, einer entsetzlichen Kindersterblichkeit entgegen. Der unverheiratete Bursche kam seiner Zeit zur Not aus. Dann heiratete er! Ein Mädchen, das nichts konnte als tanzen, nicht kochen, nicht nähen, keine Landarbeit. Seitdem ist die Fabrik ihrer beider einzige Zukunft. Mit dem freien Abend und dem Lohn jeden Sonnabend sind sie einst angezogen. Es war ihre letzte Handlung aus Freiheit heraus, da zu folgen oder nicht zu folgen. Seitdem sind sie angeschmiedet, moderne Galeerensklaven. Das Wort ‚Freiheit‘ wird ihnen immer von neuem vorgegaukelt. Von der Sache der Freiheit haben sie nichts mehr. Es ist ein Elend. Hier und da übergeben die Polen, die für den doppelten Lohn herbeigezogen waren, die Sache einmal rechtzeitig den Gerichten. Und die Fabriken müssen sie kostenlos wieder zurückbefördern. Aber was tut der einzelne Fall am Ganzen!

Der einzige Trost der Leute ist die Verhetzung. Schon in der Frühstückspause fängt sie an. Dreihundert Arbeiter an irgend einem Bahnhofs- oder Postgebäude sitzen essend in ihren Baracken zusammen. Ein Polizist tritt zu ihnen ein. ‚Bitte, haben Sie hier dienstlich zu tun?‘ ‚Nein.‘ ‚Dann sind wir keine öffentliche Versammlung!‘ Und sowie er hinaus ist, tritt irgend ein Redner auf — sie finden sich überall, teils freiwillig, teils bezahlt, teils mitarbeitend, teils nicht mitarbeitend! immer von neuem den Zukunftsstaat predigend:

‚Alles muß Republik werden, alles muß staatlich werden, die Kinder müssen den Eltern abgenommen und staatlich erzogen werden. Alle für einen, einer für alle!‘ Niemand darf widersprechen! Christus hat von sich gesagt, sein Joch sei sanft. Das Parteijoch, das hier auf den dreihundert liegt, ist ehern! Die schlimmsten Verhetzer kennt der Meister ja. Aber er dürfte nie wagen, sie deswegen zu entlassen. Mit einem gingen alle. Er sieht ihnen gelegentlich etwas anzuhängen, daß er sich ihrer entledigen kann. Das ist alles. Denn man steht überhaupt beiderseitig nur auf sofortige Kündigung. Auf die Stunde kündigt der Meister, auf die Stunde kündigt der Arbeiter!

Und abends verhandelt er von acht bis zwölf mit seinem sozialen Pastor: ‚Herr Paster! Ich gloowe an nischt! Ich gloowe an geenen Gott un ich gloowe an geene Unsterblichkeit! Ich gloowe an nischt!‘ Der Pastor gibt sich unglaubliche Mühe mit ihnen. Aber sie wollen einfach auf nichts hören.

Wer aus diesem Sumpfe, aus dieser Verdrehung aller natürlichen Verhältnisse noch etwas erwartet, der kann auch erwarten, daß Deutschlands zukünftige Reformatoren aus Strafanstalten, Bordellen und Raubtierhäusern hervorgehen!! Also das sollten die Verteidiger unseres Industriestaates bedenken! —

„Der Ackerbau“, sagt Nachtigall, „ist die einzige naturgemäße Beschäftigung, welche den gebildeten Menschen fernhält von Habsucht, Ehrsucht, von alberner Unterwerfung unter das Urteil anderer, von stupidem Gesellschaftsleben, von Krankheit und Laster, die ihn veredelt und kräftigt, ihn zum wahren Philosophen macht“. Es wird nie und nimmer gut sein, wenn die Fabrik zu sehr den Hof verdrängt! Man redet dagegen: „Wir müssen! Deutschland muß! Deutschland kann heutzutage nicht anders! Deutschland muß!“ Muß hin, muß her! Kein Mensch muß müssen!

Ein junges Volk beginnt damit, daß es sich der Wölfe in seinem Lande erwehrt. Und ein altes kämpft mit dem einen Wolfe ‚Hochkultur‘, der mehr Opfer verschlingt, wie jene alle zusammen.

50. Börsenluft und Bauernluft.

Wir schreiben eine höchst lesenswerte Broschüre aus von der Sammlung ‚Theologische und soziale Reden und Abhandlungen‘ von Lic. Weber: ‚Die Tyrannei des modernen Kapitals und die Sozialdemokratie.‘ Leipzig 1892. Das Heft ist in Vergessenheit geraten oder von der Großfinanz in Vergessenheit gedrückt. Man hat diesen Eindruck ja von vielen modernen Erscheinungen. Wir setzen einige Seiten aus ihm her.

Seite 280: „Die Schwindeleien an der Getreidebörse schildert der ‚Bürger- und Bauernfreund‘ in folgender lapidarer Weise: Ein Erzspekulant, der seinen Wohnsitz in einem Vorort bei Berlin hat, läßt für seine Rechnung große Mengen von Getreide aus überseeischen Häfen verfrachten. Gleichzeitig ‚kauft‘ er an der Börse auf Zeit, als ob er ein ‚Differenzgeschäft‘ machen wolle. Die Spekulanten ‚verkaufen‘ ihm auch, denn er ‚zahlt‘ einen guten Preis, d. h. er verpflichtet sich, sagen wir: zum 30. März, 20000 t à 175 Mark zu übernehmen. Die Spekulanten wissen, daß große Mengen Roggen auf hoher See schwimmen und gegen Ende März auf den Markt geworfen, also den Preis drücken werden. Jeder verkauft also auf dem Papier im voraus gerne für den hohen Preis von 175; jeder denkt natürlich, der Preis werde höchstens 162—164 stehen, bis der 30. März herankommt, und dann müsse der erwähnte Erzspekulant die ‚Differenz‘ bezahlen. Es handelte sich um eine ‚Differenz‘ von 20000×12 Mark, an dem ‚Geschäft‘ von 240000 Mark hätte jeder gern etwas verdient. Der Erzspekulant war aber schlau genug, die Leute nicht erfahren zu lassen, daß er schon die Hand auf allen in Schiffen schwimmenden Roggen gelegt hatte. Der 30. März kommt heran, der Preis ist tatsächlich ungefähr derselbe, wie zuvor, sagen wir 174½. Die Differenz von 20000×½ Mark = 10000 Mark zu bezahlen, wäre also nicht bedenklich für den Erzspekulanten und kein besonderes ‚Geschäft‘ für die anderen gewesen. Aber am 29. März sagt der Erzspekulant, er habe kein Differenzgeschäft machen, sondern wirkliche Waren kaufen wollen, man müsse ihm morgen die ganze Ware liefern.

Pardauz! Nun liegen die anderen auf dem Rücken. Woher Ware nehmen? Die in den Häfen ausgeladenen Vorräte sind nicht feil! Und so müssen die Verkäufer vom Käufer erst die Ware kaufen, um sie ihm liefern zu können. Und jetzt macht natürlich er den Preis, d. h. er verlangt 186 Mark und gibt 175 Mark dafür zurück. So hat er auf einen Schlag eine Viertelmillion verdient, und der Roggenpreis steht lediglich wegen dieser listigen Börsentreiberei um zehn Mark höher.

Der Umfang des Differenzspiels wird immer größer. Früher waren es Hunderttausende, die gewonnen wurden, jetzt sind es Millionen. Ein einziger Spekulant hatte 1891 an laufenden Engagements: in Weizen pro Juni-Juli, Juli-August und September-Oktober 70000 Tons, in Roggen für alle Termine 15000 Tons, in Hafer September-Oktober 15000 Tons, in Spiritus 12 Millionen Liter, und kurz vorher 4—5 Millionen Mark bereits verdient. Diese enormen Zwischengewinne, welche die Gesamtheit an einige wenige Spieler bezahlen muß, sind es, welche die Hauptteurung hervorrufen .... Man spielt im Januar schon mit der Ernte, die noch unter Frost und Schnee begraben liegt, und spielt wieder mit derselben, wenn die Frucht reift und wenn sie eingeerntet wird. Jedes alberne, politische Gerücht, jedes Regenwetter, wie jeder Sonnenschein und zahllose Lügen werden benutzt, um die Preise der Brotfrucht zu treiben oder zu werfen. Man kauft Massen von Getreide auf, um sie von dem Markte fern zu halten und die Preise künstlich zu steigern, wie dies z. B. im Sommer 1891 von Berlin und im November 1891 von Rotterdam berichtet wurde, wo 100 Getreideschiffe à 20000 Zentner lagen und von den Kornwucherern vom Markte ferngehalten wurden. ...

Etwas anderes! Ein Beamter einer Aktiengesellschaft rühmte mir neulich, daß sie im vorigen Jahre 32 % Dividende erzielt und daß der erste Direktor 124000 Mark Jahres-Einnahme gehabt hätte. Als ich darauf mein Bedauern über die Aufsaugung der Gelder durch die Aktiengesellschaften ausdrückte, vom schlechten Eindruck auf das Volk, von der Wut desselben, von der Züchtung der Sozialdemokratie sprach und damit schloß: ‚124000 Mark! Und ein Minister, der doch auch gründlich arbeitet, muß mit 36000 Mark zufrieden sein, das ist doch ganz außer allem

Verhältnis!‘ — da wurde er nachdenklich und sagte sehr ernst: ‚Ja, ich muß zugeben, es ist außer allem Verhältnis‘. . . . Der erste Leiter der Diskonto-Gesellschaft soll 1889 über 1 Million Mark an Tantieme bezogen haben, siehe die Broschüre: ‚Der Generalpächter‘, Berlin 1891, S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler, S. 40. Im Bochumer Steuer-Einschätzungs-Prozeß hat der Direktor des Bochumer Gußstahl-Vereins Geheimer Kommerzienrat Baare eidlich ausgesagt, daß er 1889 110000 Mark, 1890 92640 Mark Einnahme gehabt. Reichsbote &c.“

Weiter S. 303. „Den Aktionären von industriellen Werken ist die Kursbewegung ihrer Aktien viel wichtiger, als das Prosperieren der Werke selbst. Die verlogenste Nachricht, wenn sie nur eine Viertelstunde geglaubt wird, influiert auf die Kursbewegung und ist von größerer Bedeutung, als die Lage des Weltmarktes und als alle Anstrengungen der Handelspolitik, der Industrie einen günstigen Boden zu bereiten. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Lüge regiert. Und sie tut dies nicht heimlich. Erklärte doch selbst der General-Direktor eines der größten Montanwerke, ohne mit der Wimper zu zucken, die hohen Preisfestsetzungen des größten Eisenringes, des Walzwerkverbandes, seien nur ‚nominelle‘, d. h. erdichtet gewesen, erdichtet natürlich zum Zwecke der Kurstreiberei. . . . Was solche Vereinigungen ersten Ranges tun, ohne es auch nur zu beschönigen, das tun ihnen 100 Jobber großen und kleinen Kalibers nach: sie schwindeln sich täglich ihre Kursgewinne zusammen und rühmen sich dessen noch. Am 20. Februar 1891, am Tage der Zeichnung der Anleihe-Reste, wurden zur Schädigung derselben auf der Berliner Börse folgende Lügen verbreitet: Der Kaiser leide am Ohrenkrebs; gehe nach Italien; Prinz Heinrich werde Regent; der Dreibund falle auseinander; der Zar komme nach Wien; Carnot trete zurück; Kaiserin Friedrich sei in Paris insultiert worden! Das sind dieselben erbärmlichen Leute, die 1870 die Kriegsanleihe Fiasko machen ließen (Reichsbote &c.)! Eine ähnliche Infamie gröbster Art des ersten Hauses des Wiener Platzes (wie das halbamtliche ‚Fremdenblatt‘ sich ausdrückt) hat November 1891 in Wien eine Börsenpanik ersten Ranges erzeugt, das sogenannte ‚Börsen-Sadowa‘. Jemand gewann durch eine Unwahrheit 25—38 Millionen Gulden, die das arme Volk verlor.

(Reichsbote rc.) Daß die Spekulation auch vor Anstiftung von Revolution und Blutvergießen nicht zurückschreckt, wenn sie damit auf die Kurse drücken und einen Gewinn machen kann, zeigt ein Prozeß vor dem Kriegsgericht in Madrid vom November 1891. Drei Börsenmänner und eine Bande Republikaner hatten sich zu der Erstürmung einer Kaserne vereinigt. Die Börsenmänner nutzten dies Attentat zu großen Gewinnen im Börsenspiel zu Barcelona und Paris aus und bezahlten davon die Attentäter. Naumburger Kreisblatt rc.

An der Börse herrscht tatsächliche Betrugsfreiheit als eines ihrer angemaßten Sonderrechte.

In den Markthallen sorgt die Polizei mit drakonischer Strenge dafür, daß uns keine schlechte Ware verkauft wird, obwohl es nicht gar so schwer ist, verdünnte Milch von Vollmilch, faules Fleisch von frischem, tote Krebse von lebenden zu unterscheiden. Aber auf der Börse sind die Kautelen, welche zum Schutze der Unerfahrenen und Dummen getroffen sind, derart, daß sie geradezu das Lachen herausfordern. Sie dienen nur dazu, beim armen Publikum ein Gefühl der Sicherheit zu erwecken (wie jede schlechte Staatskontrolle), gleich der dünnen Laubdecke, welche der Jäger über seine Falle legt. Reichsbote rc.

Die Börsenordnung setzt auf die Verbreitung falscher Nachrichten allerdings schwere Strafen. Wenn diese Verordnungen aber durchgeführt werden sollten, würde die Börse bald entvölkert sein.

. . . . Sie werden zum Schluß alle geleimt. Die Geldleute haben es verstanden, um ihre privilegierte Stellung einen möglichst dichten Schleier zu ziehen. Sie haben sich besondere Formen, Gebräuche, Begriffe, Ausdrücke, eine Art Geheimsprache erfunden. Sie lassen sich nicht gern in die Karten gucken. Unliebsame Tatsachen wissen sie möglichst zu verheimlichen und zu verdunkeln der Öffentlichkeit gegenüber, und treten dabei mit solcher Sicherheit auf, daß jedem anderen als einem Börsianer ein Urteil über diese Dinge abgesprochen wird. Über die wohlklingenden und hochtönenden Phrasen in Prospekten, Gutachten, Jahresberichten. Reichsbote rc. Im Privatverkehr wird diese Verschleierungskunst geradezu virtuos. Wie der Taschenspieler durch einen Schwall von

Redensarten die Aufmerksamkeit der Zuschauer von dem entscheidenden Punkte ab- und auf einen indifferenten Punkt hinzulenken weiß, oder wie der Feldherr durch allerlei Schein-Manöver den eigentlichen Angriffspunkt und das Zentrum seiner Stärke zu verschleiern weiß, so weiß auch der Börsianer sein Treiben mit einem geheimnisvollen Schleier zu umgeben, der den Gegner locken soll, den er dem Gegner soweit lüftet, daß dieser ihn klar zu durchschauen glaubt, der aber in Wahrheit undurchdringlich für ihn bleibt. Während der Börsianer nur von seinen wohltätigen, sittlichen, patriotischen und gemeinnützigen Zwecken und von seiner eigenen Uneigennützigkeit der Art übersprudelt, daß man sich fast schämt des Vorsatzes, ihm gegenüber vorsichtig sein zu wollen, während er die Konjunkturen und Zeitverhältnisse der Art schildert, daß man sich fast scheut, dem armen Manne auch noch Schäden zuzufügen, und während er durch mit Fremdwörtern und undeutschen, unverständlichen Satzbildungen gespicktes Kaufmanns-Kauderwelsch, durch seine geheimnisvollen Usancen dem verständnis- und hilflosen Laien zu imponieren, den Schleier zu verdichten und sich als vertrauenswürdigen, sachverständigen Biedermann zu empfehlen weiß, ist der Laie, dem der Kopf vor all dem unverstandenen Zeuge brummt, glückselig, wenigstens in guten Händen zu sein und für den nebelhaften Weg einen sachverständigen Führer, bei dem Sprunge ins Dunkle eventuell einen Sündenbock zu haben. Denn der Laie geht dabei immer auf Eiern, und das weiß der Börsianer sehr wohl und sucht dies Gefühl zu erhalten und zu wahren. Und da sitzt dem Laien trotz aller Vorsicht die Schlinge um den Hals, wenn er sich dessen am wenigsten versieht. . . ."

S. 270. „Die Börse ist ein System aus einem Guß, ohne sie ist unsere moderne Produktionsweise und der moderne Handel undenkbar. Sie verkörpert in indealer Weise alle Vorzüge dieser Entwickelungsphase und bietet ebenso eine ins Ungeheuerliche entartete Gestaltung aller ihrer Schäden. Es ist unmöglich, gegen diese Schäden mit kleinen Vorbeugungsmittelchen anzukämpfen, nicht etwa, weil damit die notwendige organische Tätigkeit der Börse lähmen würde, sondern einfach, weil man damit überhaupt keine Wirkung erzielen kann. Von der gigantischen Arbeit der Börse hat der Laie meist gar keine Vorstellung. Der hier im

Inlande und mit dem Auslande sich vollziehende Austausch von Effekten, Wechseln, Münzen und Edelmetall übersteigt meist an Wert den gesamten Warenaustausch im Innen- und Außenhandel. Schon daraus ergibt sich eine merkwürdige Inkonsequenz der Gesetzgebung, die sich unausgesetzt mit der Regelung des Handelsverkehrs, mit Schutzzöllen, Patent- und Musterschutz, Schutz vor Täuschung im Handel mit Lebens- und Genußmitteln, Schutz vor Betrug im Viehhandel und tausend kleineren und kleinsten Handelsgeschäften beschäftigt, die Börse aber meist ganz ignoriert und ihr eine Autonomie gewährt, die überall im modernen Staate ohne Beispiel dasteht. Die natürliche Folge ist, daß die volkswirtschaftlichen Absichten der Gesetzgebung von der Börse spielend paralysiert werden. Alle Schutzzölle, wenn sie nicht so beweglich sind wie die russischen und die jetzigen amerikanischen, und alle Handelsverträge vermögen nicht entfernt diejenige Wirkung auf den Handelsverkehr der Nationen auszuüben, wie der von der Börse vermittelte Austausch der Effekten mit ihrem Korrelat, den Zinszahlungen von Land zu Land. Unter diesen Umständen sind die sogenannten Handelsbilanzen der einzelnen Länder, zu deren Aufstellung ein Heer von Statistikern tätig ist, bloße Spielereien. Den Ausschlag geben immer die ausgetauschten Schuldverschreibungen, Zinsen, Arbitragedifferenzen, kurz die dem Statistiker unfaßbaren Ergebnisse der internationalen Börsengeschäfte. Sie bestimmen weit mehr den Wechselkurs, den Valutenkurs, die Rentabilität von Warenexport und -Import als alle wohlgemeinten Schutzzölle, Zollermäßigungen, Zollfreiheiten und Exportprämien. Im Innern wirkt der von der Börse bestimmte Kapitalpreis, wirken die Gründungen, die Kapitalerhöhungen und die Agiotage der Börse weit eindrücklicher auf Produktion und Handel ein, als alle wohlgemeinten Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung. Und obwohl dies alles kein Geheimnis ist, gilt auch heute noch die Praxis einer sonst überwundenen Freihandelsperiode, die Börse als ein Noli me tangere zu behandeln. Eine kleine Steuer hat man ihr wohl auferlegt, aber offenbar nur zu dem Zweck, ‚damit etwas zu geschehen scheine' gegenüber den sich oft wiederholenden Ausbrüchen des öffentlichen Unwillens über die ungleiche Behandlung des handwerksmäßigen Warenhandels und des Großspekulantentums.

Die öffentliche Meinung hat sich hierdurch und durch die bewundernswerte Beschwichtigungskunst der liberalen und demokratischen Presse in der Tat beruhigen lassen. Nur hie und da wird einmal ein Zornesruf vernehmbar; aber es wird dafür gesorgt, daß er ungehört verhallt, oder — im Zorn redet man ja nicht am vernünftigsten — daß er verlacht wird. Den Bann dieser Gleichgiltigkeit zu brechen kann nur dann gelingen, wenn man die Kenntnis von der alles beherrschenden Macht der Börse verbreitet. (Leitartikel des Reichsboten.)

.... Gegen die Kapitalmacht der großen Banken, die in Berlin allein mit einer Milliarde Mark flüssiger Mittel und grenzenlosem Kredit arbeitet, soll freilich schwer etwas auszurichten sein. Die Großfinanz ist dabei, noch ein neues großes Finanzblatt zu schaffen, eine neue Morphiumspritze, mit der das Volk eingeschläfert wird, in dem ihm vorgeredet wird, daß nach der Regelung der Depotfrage nun die Börse reformiert sei und dem Volke nichts mehr geschehen könne, wenn es sich vertrauensvoll am Börsenspiel beteiligen wolle. Und das Volk wird wieder vertrauen und wieder getäuscht werden bis zur nächsten Krisis. Und da wird wieder eine unbedeutende Novelle gemacht und als gründliche Reform ausposaunt werden. Und so wird sich der Schwindel wiederholen, solange als dem Volk noch Geld aus der Tasche zu ziehen ist. Professor Ruhland soll nachgewiesen haben, daß sechs Geldleute unter Umständen bereits ganz Deutschland in Händen hätten."

S. 304. „Der griechische Dichter Diphilos aus Sinope (300 v. Chr.) schreibt in seiner Komödie „Der Parasit": „Hier in Korinth besteht ein nützliches Gesetz, daß, wenn wir einen immer glänzen seh'n, Gastmähler feiern, man ihn vor Gericht befragt, wovon, durch welche Arbeit er wohl lebt; und hat er dann Vermögen, dessen Zins den Aufwand decken kann, so lassen denn sein Leben wir genießen ihn. Doch übersteiget sein Vermögen, was er braucht, verbietet man ihm, daß er dies nicht länger tue; gehorcht er dann nicht, wird ihm Strafe aufgelegt. Doch lebt er glänzend, ohne daß er einen Heller hat, dann übergibt man ihn dem Henker. Denn nicht ist es möglich, daß er ohne Missetat so lebt; verstehest du? Vielmehr notwendig ist, daß er des Nachts

entweder stehle oder raube, daß er mit Menschen dieser Art Gemeinschaft pflege, daß auf dem Markt er schikaniere oder falsches Zeugnis gebe. Drum werden Schurken solch' Gelichters bei uns ausgerottet." Die Korinther vor 2200 Jahren waren weiser als wir, die wir uns doch einbilden, ‚es so herrlich weit gebracht zu haben'. (Naumburger Kreisblatt.)"

Wir schreiben noch eine andere Börsenbroschüre aus: ‚Der Giftbaum' von ***, Berlin, F. Fontane & Co., 1892:

„Wenn jemand — sagen wir eine Bank — ein durch sie eingeführtes Papier in den Ultimoverkehr zu bringen wünscht, was meistenteils in der Absicht geschieht, einen größeren Posten davon dem Publikum aufzuhängen, so werden einige sogenannte wilde Makler, welche gute Lungen besitzen, engagiert und mit der nötigen Instruktion versehen. Diese postieren sich, mit ihren Notizbüchern bewaffnet, an eine der Börsenbänke und die Komödie kann beginnen.

„Deichbauaktien per ultimo! Wer handelt?" — „Ich kaufe Deichbauaktien per ultimo!" — „Deichbauaktien per ultimo 117 Geld!" So tönen die Lockrufe der angenehmen Schwerenöter durch die Börsenräume. Bald hat sich eine ganze Schar beutelustiger Börsianer, welche wohl wissen, daß bei solchen Gelegenheiten durch schnelles Zugreifen etwas zu verdienen ist, allen voran selbstverständlich die Spieler von Profession, glückselig, daß sich ihnen ein neuer Markt auftut, in dem sie manschen können, um die ehrenwerten Herren gesammelt. In kurzer Zeit weiß es die ganze Börse, denn einer erzählt es dem andern, Deichbauaktien werden per ultimo gehandelt.

An diesem ersten Tage kaufen die Herren Makler alles, was angeboten wird und verkaufen anscheinend ungern; dahin sind sie instruiert, denn es muß erst Stimmung gemacht werden und am Schluß der Börse nehmen ihre Auftraggeber ihnen jeden etwa verbliebenen Posten ab.

Am selben Abend noch posaunt die Fachpresse — natürlich in uneigennützigster Weise, aus vollster Überzeugung, im Besitz der eingehendsten Informationen — in alle Welt hinaus: „Die Verhältnisse beim Deichbau haben sich äußerst günstig entwickelt. Infolgedessen war heute so starker Begehr nach Aktien dieser

Gesellschaft, daß der Kassamarkt dem Verlangen nicht genügen konnte; es entwickelte sich deshalb ein Ultimoverkehr, in dem kolossale Summen dieses Effekts gehandelt wurden." Dieser Hokuspokus wird, wenn er einigermaßen geschickt in Szene gesetzt ist, fast immer den erhofften Erfolg bringen. So werden denn auch Deichbauaktien am zweiten und dritten Tage den Maklern „aus der Hand gerissen", es entsteht dabei solches Drängen, Stoßen und Schreien, daß das Bedürfnis für den Terminhandel in diesem Effekt sonnenklar ist und die Ultimonotierung zugelassen werden muß.

Ein altes Börsensprichwort sagt: „Den Letzten beißen die Hunde!" Diese letzten sind bei solchen Veranstaltungen stets die außerhalb der Börse stehenden gutgläubigen Käufer, die, obgleich schon so und so oft gerupft, niemals klug werden und sich immer wieder hineinsetzen lassen.

Die betreffende Bank hat ihren Posten Deichbauaktien sehr günstig abgestoßen und deshalb kein Interesse mehr, die hinaufgetriebenen Kurse auf ihrer Höhe zu erhalten, sie überläßt den Markt seinem Schicksal. Die Herren Jobber und Vermittler, die sich die Taschen anständig vollgesackt haben, riechen den Braten sofort und machen sich von ihren Engagements los, die Kurse bröckeln Tag für Tag ab und wenn nun das vertrauensselige Publikum, welches statt der erhofften Steigerung den fortgesetzten Rückgang der Kurse bemerkt, ängstlich wird und verkaufen möchte, geht die Deroute los und die unklugen Hühnchen müssen, wenn sie nicht vollständig abgewürgt werden, wieder eine anständige Zahl Federn auf dem Kampfplatz zurücklassen. . . . .

Es befinden sich ferner scharenweis Leute an der Börse, die ihr auch nicht sonderlich zur Zierde gereichen: Das sind die ihren Prinzipalen entlaufenen oder von ihnen fortgejagten Handlungsgehilfen. Eine große Zahl dieser, oftmals kaum den Knabenschuhen entwachsenen, sagen wir ‚Herren', denkt nicht daran, sich um eine andere Stellung, um ehrlichen Broterwerb zu bemühen: Die Bummelei mit einigem Verdienst nebenher, wird ihnen ja so zuvorkommend angeboten; es würde töricht sein, das auszuschlagen. Die Jünglinge lassen sich als irgend etwas in das Handelsregister eintragen, auf Grund dessen sie sich eine Einlaßkarte zur Börse kaufen; wenn noch soviel übrig bleiben sollte, auch

ein Notizbuch und dann ist der Börsenvermittler und -spekulant für die beginnende Kampagne ausgerüstet.

Bei den Streifzügen, welche nun unternommen werden, geht es unter der Devise „Frechheit führt zum Ziele“, heiß her. Der neugebackene Herr Vermittler jagt von einem Effektenmarkt zum andern, ohne sich zu fragen, weshalb und warum, schreit er da die Kurse mit herauf, dort mit herunter, nur weil es die Andern auch so machen, und wenn es ihm auch anfänglich tagelang nicht gelingt, Geschäfte abzuschließen, finden sich doch dann und wann ein paar mitleidige Seelen, die es ihm ermöglichen, die welterschütternden Worte auszurufen: „Zehn Dortmunder von Ihnen!“ — „Zehn Dortmunder an Sie!“ — Sechs Worte in das Notizbuch, ein Schlußschein und dreißig Mark sind verdient.

Nach und nach werden kleine Jeus für eigene Rechnung gewagt, die der Besitzlose unternehmen kann, weil sich unglaublicherweise Bankiers finden, welche aus übel angebrachtem Mitleid und in der Meinung, der „anständige Mensch“ werde seine Verpflichtungen schon erfüllen, ihm Kredit gewähren: Ich möchte zum Beweise meiner Behauptung nur auf den jetzt hinter Schloß und Riegel sitzenden Schwieger hinweisen! Hat der Herr Makler Glück bei seinen Spekulationen und kommt zu Vermögen, so wird er ein angesehener Mann, wie schon mancher flachköpfige Spieler vor ihm; schlägt sein Spiel fehl, zahlt er selbstverständlich nichts, wird aber ob seines Unglücks vielseitig noch bedauert. . . . .

Ich möchte noch eine Gesellschaft von Spekulanten, die Angestellten in Banken und Bankgeschäften, erwähnen, von denen fast alle, besonders wenn sie an der Börse zu tun haben, in irgend einer Weise dort engagiert sind. Es müßte mit aller Energie dahin gestrebt werden, diesen Leuten die Ausübung ihres unsauberen Nebengewerbes unmöglich zu machen, weil sie bei Ausführung der ihnen übertragenen Aufträge selbstverständlich zuerst ihr Interesse wahrnehmen und danach erst, zum Schaden ihrer Chefs und Auftraggeber, für diese tätig sein werden. Es ist dies oft genug dadurch erwiesen worden, daß Börsenvertreter, nach mitunter gar nicht langer Wirksamkeit, ihre Stellungen aufgeben konnten, weil sie sich an der Börse ein Vermögen erworben hatten.

Viel häufiger zeigt sich diesen Spekulanten allerdings die Kehrseite der Medaille; kleinen Anfängen schließen sich größere und größere Unternehmungen an, denen sie, falls solche fehlschlagen, nicht mehr gewachsen sind, dann folgen oftmals, zu noch größerem Schaden ihrer Chefs, Unterschlagungen und Diebstähle.

Diesen Angestellten würden nun Geschäfte für eigene Rechnung unmöglich sein, wenn sich nicht Bankiers fänden, welche diese, sich mit dahingehenden Anerbietungen förmlich aufdrängend, für sie besorgten. Ohne irgendwelche Unterlage werden per Kasse gekaufte Effekten für sie hereingenommen und Termingeschäfte abgeschlossen, lediglich deshalb, weil diese Spieler sehr willig hohe Provisionen zahlen, und weil die Herren Bankiers wissen, daß diese verblendeten Menschen ihre Verpflichtungen ihnen gegenüber, solange es irgend angeht, erfüllen müssen, da sie ihre Stellungen verlieren würden, wenn etwas von ihrem Treiben an die Öffentlichkeit käme."

Es ist eben abermals ein sehr offenes Buch über dies alles herausgekommen: Argentarius ‚Briefe eines Bankdirektors an seinen Sohn'. Ein der Börse sehr Nahestehender macht Enthüllungen. Jeder sollte das Buch lesen, der irgendwie Aktionär ist. Denn wozu die da sind, darüber reden die 110 Seiten, wie man es in der Tat selten liest. Über die Einfältigen, die da meinen, Fleisch oder Mehl seien teuer, weil keins da sei oder weil der Staat einen Zoll darauf lege! Über die Einfältigen!

Wenn das aber alles so ist — wir können im einzelnen nicht genügend beurteilen! was sind dann abermals Deutschlands einstige Wölfe gewesen gegen seine heutigen!! — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

‚Wir haben uns nie etwas geschenkt, meine Mutter und ich haben uns nie zu Weihnachten etwas geschenkt, weil vor zwölf Jahren gerade am Tage vor Weihnachten der Vater starb. . . . Ich weiß noch genau, wie alles war, obgleich ich erst sechs Jahre alt war. Die Magd nahm uns ganz früh aus den Betten und zog uns an. Dann wurden wir an das Bett des Kranken gebracht. Und um 6 Uhr starb der Vater. . . . .'

‚Ich habe im Walde auf den Knieen für dich gebetet', sagt der heimkehrende Kammacher, seine Webekämme abladend, zu seiner kranken Tochter, ‚daß Gott dich am Leben erhalten soll deiner vielen Kinder wegen. . . . .'

‚Die Sau kann die Ferken nicht loswerden. Wir haben geholfen, was wir konnten. Ich habe schon zweimal zur Seite gestanden und geweint, daß das Tier sich so quälen muß. Es ist ja ganz geduldig dabei. Aber es hilft nichts.‘

Börsenluft: Bauernluft. — —

51. Sommermoral und Wintermoral.

Der Titel wird ja manch einem verwunderlich erscheinen. Manch einem vielleicht sehr verwunderlich! Was soll an der Moral der Winter und Sommer tun? Moral ist doch sicher und ohne Zweifel etwas davon Unabhängiges. Moral von Rasse oder Religion abhängig zu machen, das mag sich hören lassen. Aber Rasse und Religion sind etwas Gewichtigeres, wie Winter und Sommer.

Wir wollen dem Gegenstande, der sich weit ausführen ließe, nicht sehr weit nachgehen. Wir wollen in unserem Zusammenhange nur an die Tatsache erinnern, die jedem ja sofort in die Augen springen wird, und die doch durchaus unter die obige Überschrift gehört, daß unsere Hochkultur sehr verschieden sich verhält, je nachdem sie in der gepferchten Unnatur des Winters sich befindet, oder in ihrem doch ungleich freieren Sommerdasein.

Selbst für alle in der Stadt Bleibenden ist doch der Sommer ganz etwas anderes, wie der Winter. Wie mancher, der sonst fort könnte, findet seine Stadt mit ihren schönen Anlagen auf einmal auch für den Sommer aufenthaltsfähig und kommt auf die Idee, einmal sich das näher anzusehen und weder ins Seebad noch nach Tirol zu reisen! ‚Berlin als Sommerfrische!‘ Da zeigt sich dem aufmerksamen Sucher auf einmal eine Menge kühler Schatten, eine Menge Wasser. Dazu ist alles so angenehm leer, jeder hat so viel Platz für sich, die Kellner sind besonders höflich. Also selbst Daheimbleibende werden im Sommer anders!

Und gar die vielen Ausziehenden, die vier Wochen oder vier Monate in völliger Berg-, Wald- und Luftnatur zubringen:

Wie soll das nicht ganz andere Menschen ergeben! ‚Sie selber sind auferstanden, sie sind alle ans Licht gebracht!‘

Der Erfolg zeigt sich bei Beiden für den aufmerksamen Beobachter aufs deutlichste. Man kann es dahin zusammenfassen: Eine ganze Menge von Dingen, die jeder Wintermonat ganz unausweichlich beschert, sind im Sommer einfach unmöglich! Eine Menge von Schaustellungen aller Art, von Vorträgen minderwertiger Sorte sind im Sommer einfach unmöglich, fänden dann einfach kein Publikum! Der Mensch der Kultur und Hochkultur wünscht auch im Sommer geistige Nahrung zu sich zu nehmen. Aber sie ist normaler, gesunder, vernünftiger. Und er selbst wird das alles mit ihr. Was er ißt, ist er!

Und wenn der Sommer mit seiner Nachwirkung vorbei ist, wenn es November wird, wenn der Mensch wieder eingesperrt ist in Häuser, Nebel und hundertfachen undefinierbaren Dunst, wenn die Ofenwärme und der Dunst des Parterre wieder in die erste Etage mit hineinzieht, und von Parterre und erster Etage in die zweite u. s. f., daß überhaupt kein Lüften hilft: Dann wird auch der Mensch wieder ungesund an Leib und Seele. Und dann kommt die Wintermoral. Selbst merkt man es ja oft kaum. ‚Warum sollen wir nicht ganz gute Luft haben in unserer Stadt! Unsere so reinliche Stadt! Was soll an unserer Etage auszusetzen sein. Wenn unter uns geheizt wird, haben wir einen billigen Nutzen mit davon!‘

Außenstehende merken die Veränderung, merken, wie das Kohlenoxyd sich langsam lähmend wieder auf alles legt, auf Häuser, Lungen und Lebensprinzipien.

Und in dem Kohlenoxyd stirbt dann eine Menge von Gutem. Und eine Menge von Schlechtem schießt auf. Immer fatalere Sachen ziehen über die Bretter und durch die Vortragssäle. Die Bücher werden immer fataler, die politischen Verhandlungen, die Presse. Und die Moral färbt naturgemäß von allem ab. Wie es für die bazillengefüllten Schulklassen jedesmal hohe Zeit wird, daß Ferien werden, so wird es für alles, was Hochkultur ist, jedesmal höchste Zeit, daß der Winter sein Ende nimmt und der Sommer wieder kommt.

D. Übrige Lebensgebiete.

52. Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung.

Die Arbeitsteilung ist einer der vorzüglichsten Grundsätze mit, worauf die Hochkultur stolz ist. Sie rühmt sich ihres Weitblickes, ihrer Menschenkenntnis, ihrer tausendfachen Bedürfnisse, ihrer Kunst, sie zu erzeugen und zu befriedigen. Aber ihre Augen glänzen am hellsten, wenn sie von ihrem großartigen Prinzip der Arbeitsteilung spricht.

Die Arbeitsteilung, muß man sagen, war keine notwendige Entwickelung. Als die Gemeinde seinerzeit 100 Einwohner hatte, lieferte ein Schuhmacher, was man an Schuhwerk bedurfte. Als sie deren 1000 bekam, bedienten sie 10mal soviel Schumacher, nämlich 10. Es wäre noch lange kein so großer Schritt weiter gewesen, daß, als sie eines Tages 5000 zählte, es deren 50 getan hätten. Aber dieser zweite, kleinere Schritt wurde nicht vollzogen, sondern statt dessen entstand nach und nach ein Großbetrieb. Die einzelnen taten sich zusammen, daß hinfort einer immer nur Sohlleder, der andere immer nur Oberleder zuschnitt, der dritte immer nur beides zusammennähte, und so nur die Gesamtheit stets die ganze Ware fertigstellte. Und eines Tages war daraus eine Maschine geworden, deren einer Teil nur Sohlleder, der andere nur Oberleder herstellte, und der dritte nur zusammennähte, und die die Menschen nur in immer neuen Abwandelungen erfanden und bedienten. Statt der 50 Schuhmacher war eine Maschine entstanden, von der Hälfte erfunden, von der Hälfte bedient. Es war keine notwendige Entwickelung gewesen, aber man weiß, auf

jedem Gebiete hat die Geschichte der Menschheit in ihrer letzten Phase diesen Weg genommen.

Es war auch, wie jeder weiß, in bestimmten Beziehungen durchaus ein Weg zur Vollkommenheit. An hundert Muranoschen Glasgebilden finden sich hundert Fehler, jeder weiß, keins ist wie das andere, aber auch keins ist tadellos. Sie zeigen sich Stück für Stück wertvoll als Künstlerarbeit; Stück für Stück aber verraten sie sich auch als Handarbeit, mit all jenen Ungleichmäßigkeiten, die eben Handarbeit an sich hat. Das ideal vollkommene Stück ist nur das in der Form geblasene Fabrikstück aus der deutschen Glashütte, zu dem kein Künstler gehört, das auch ewig nur dieselben 30 oder 40 Modelle wiederholt, diese aber vollkommen, ohne Flecken und Tadel. Durch Arbeitsteilung erhält man genau immer wieder denselben Gasfluß, genau immer wieder dieselbe Form, genau immer wieder dasselbe tadellose Stück.

Und die Vollkommenheit ihrer Arbeit wird noch nicht einmal das eigentliche Fundament sein, auf das jede Fabrik immer von neuem sich aufbaut. Alle Arbeitsteilung arbeitet auch schneller und billiger und reichlicher. Und je mehr sie geteilt wird, desto mehr. Alle Arbeitsteilung arbeitet schneller, billiger und reichlicher: In dem Augenblick, wo der Mensch das erkannte, wo er auf derartiges Wert legte, wo die Ersparnis von Zeit und Geld, wo eine schnellere, größere Masse ihm von Wert wurde, in dem Augenblick führte er die Arbeitsteilung ein. Überall, wo etwas besonderes erreicht werden sollte, wurde sie das Geheimnis dazu.

Das Militär war vielleicht das erste Gebiet, auf das man sie übertrug. Das Friedensbedürfnis wuchs, auch der Länderhunger wuchs, die nationale Ehre wuchs, es war den Untertanen nicht mehr gleichgültig, heute diesem und morgen jenem Herrn den Treueid abzulegen. Diese sämtlichen Triebe mußte der Soldat schützen, und man schuf nach dem Prinzip der Arbeitsteilung die modernen Heere mit ihren kolossalen Leistungen! Und der Hunger nach Geld und Zeit wuchs, nach Geld und Zeit, dieses irdische Leben, das das einzige Leben wurde, zu genießen. Und man erfand für beides Maschinen und Fabriken, die beides sparten, die zugleich mit der fertigen Fabrikware die Ersparnisse an beidem als Rabattmarke dem Besteller einhändigten! Der Hunger nach

Gesundheit wuchs. Die Gesundheit wurde zum höchsten Gut, weit über jedes frühere höchste Gut hinaus. Und die einst so enge Kunst des Arztes wurde demselben Prinzip der Arbeitsteilung unterworfen, zu ungewohnter Ausdehnung dadurch sich entfaltend! Und jede Neugier, jedes Interesse, jeder Wissensdurst wuchs — was hat das Mittelalter einst an Neugier und Wissensdurst gehabt! Und alle Wissenschaften wurden der Arbeitsteilung unterworfen und ins Unendliche dadurch erweitert!

Einer der Hauptsterne, der über der gesamten Hochkultur steht, eins der Hauptprinzipien, nach dem sie ihr ganzes Leben und Arbeiten ordnet, ist das der Arbeitsteilung. Es ist ohne Zweifel eins der fruchtbarsten Arbeitsprinzipien, das die Menschheit je ersonnen hat! — — —

Und dennoch ist es eins, auf das der Mensch nur kommt, wenn ihn der Teufel reitet! Luther hat sich gelegentlich ausgedrückt: „Gott reitet den Menschen nie so scharf, wie der Teufel! Der Teufel reitet ihn zu schanden!“ Hier ist der Sporn, hier ist die Kandare, womit es geschieht!

Es ist nicht allzu schwer herauszufinden, wie und in welcher Weise das vor sich geht. Es geschieht aus dem ganz einfachen Grunde, weil der Mensch geschaffen ist und sich gesund entwickelt als Organismus, weil er nicht geschaffen ist auf ein Rad in der Maschine hin; und wird er doch da hineingezwängt und dazu erniedrigt, verkommt und entartet er. Das Prinzip der Arbeitsteilung ist für den Menschen im letzten Grunde nicht da, darum, läßt er sich doch auf sie immer von neuem ein, um damit seine Leistungsfähigkeit zu steigern, so ist das sein Selbstmord. Er kann auf die Dauer, soll seine Gesundheit dabei gewahrt bleiben, nicht mehr erreichen, als wie er eben ohne jenes Prinzip erreichen kann.

Es ist ja richtig, jedes Tier, jede Pflanze, ja auch jeder Mensch selbst leben in ihrer Weise nach dem Prinzip der Arbeitsteilung. Der Fuß hat nur die Funktionen des Fußes, die Hand nur die der Hand zu besorgen. Das Blatt hat nur zu atmen, die Wurzel nur zu halten und Nahrung zu beschaffen, der Stamm nur den Auf- und Abtrieb zu besorgen. Triumphierend wird oft genug zugunsten und zur Verteidigung jeder Dampf- und jeder

elektrischen Fabrik darauf hingewiesen: Sie sind alle nur Nachbilder jeder Pflanze! Auch jede Pflanze ist eine Fabrik, nach den Gesetzen einer Fabrik geschaffen! Sehr wohl, das alles mag stimmen. Sobald aber in einer Fabrik als Hämmer und Räder Menschen angestellt werden, wäre das nichts andres, als wenn in den Organismus einer größeren Pflanze eine kleinere als Blatt oder Wurzel eingestellt würde.

Was Organismus ist, muß Organismus bleiben und darf nicht erniedrigt werden zum Glied. Wo die Arbeitsteilung dazu führt, tut sie es immer zum Schaden des Menschen. Dazu überredet wird das Menschengeschlecht von niemand anders, als vom Satan, als von seinen niedrigen Begierden, wenn die allmächtig in einem Volke oder einer Zeit werden. Alle die höheren in uns tragen nicht einen derartigen Imperativ in sich. Der Trieb nach Häuslichkeit, nach Essen und Trinken, nach Gott, nach Religion, nach Familienleben, nach allem Guten und Edlen ist und bleibt maßvoll.

Was Kant in diesem Zusammenhange seinen kategorischen Imperativ nennt, das ist ein maßvoller Imperativ! Einen wirklich kategorischen, einen grausamen, unerbittlichen Imperativ tragen im Menschenleben an sich erst die niedrigen Triebe und Begierden, wann und wo sie zur Herrschaft kommen, der Trieb nach Ehre, nach Zeit, nach Geld, nach Luxus, nach Genuß in jeder Weise.

Deren Joch und Last sind nicht sanft und leicht, deren Joch scheuert den Menschen wund, bis es ihn zu Tode gescheuert hat. Diese Begierden binden sich den Menschen auf den Rücken, und dann geht mit ihm die wilde Mazzepajagd los, bis er tot ist. Das Hauptmittel aber dabei ist das Prinzip der Arbeitsteilung, zu dem der Mensch sich überreden läßt, weil es mehr bringt, und das doch nicht mehr und nicht weniger tut, wie ihn seiner Würde entkleiden, das den selbständigen Mann zum kontrollierten Mietling, das die denkende Person zum gedankenlosen Rad oder Hammer an der Maschine macht; die Gedanken sind nach den ersten acht Tagen frei für Abwege. An dem Tage tritt jedes Gebiet in die Periode seiner Entartung ein, an dem es sich zureden läßt zur Arbeitsteilung. — —

Allem solchen gegenüber steht das Bauerntum mit seiner Arbeitsvereinigung, seiner Arbeitszusammenfassung, das nicht einen Punkt für jeden aussucht, an dem er sich in die Tiefe zu entwickeln hat, sondern in allem eine übersichtliche Breite und Vielseitigkeit bevorzugt.

Voran stehen die zwei ungeheuren Gebiete des Ackerbaues und der Viehzucht, die jedem liegen, die jeder sich angelegen sein lassen muß. Was schafft das allein für Weitblick! Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht: Was schaffen die für Kombinationen und Variationen! Der Bauer faßt sie in sein Sprichwort zusammen: „De Landmann seit seck gris (grau), aber nich wis (weise)!“ Dazu kommt die Viehzucht, nicht minder vielseitig! Der Kranz von Mästern, rings um jede Großstadt herum, denkt den Abgrund der Weisheit erschöpft zu haben. Aber die Mast ist ein plumpes Gewerbe gegen die Zucht. In ihr erst zeigt sich der Meister! Und zu diesen zwei Hauptsachen kommt nun das viele, was der Bauernhof sonst noch beschert! Wieviel Handwerksarbeit stellen die Leute selbst! Wenn wo, so heißt es auf dem Bauernhof: ‚Die Axt im Haus erspart den Zimmermann!‘ Wie mancher baut sich seinen neuen Schweinestall selbst, legt sich seine neue Lehmdiele selbst an, weißt und streicht sich seine Stuben selbst, zimmert sich eigenhändig eine Mühle am Bach! Gar der Reparaturen nicht zu gedenken! Sollten die Handwerker in Bauerngegenden nur von ihrem Handwerk leben, sie müßten entweder verhungern oder auf die Hälfte sich vermindern! Und an wie manches weitere muß man noch denken: Die Früchte im Garten, das Obst am Hause, das Selbststechen und Selbsttrocknen des Torfes, das Spinnen und Weben des selbstgebauten Flachses und der selbstgezüchteten Wolle, die Bienenzucht und die Selbstbehandlung in Krankheiten! Wir fragen: Welchen Menschen im ganzen Deutschen Reiche gibt es in Stadt und Land, der so vielseitig lebt, wie der Bauer?

Der eine Fehler ist ja immer dabei, den wir bereits genannt haben: Der, daß bei der Vielseitigkeit es eben mehr in die Breite geht, wie wirklich in die Tiefe. Über Ackerbau Bescheid weiß man in Hochschulkollegs besser wie auf dem Bauernhofe, Schweine gezüchtet werden in mancher ostpreußischen Musteranstalt

besser wie auf dem Hofe, und über die Handwerker in Bauerngegenden ist jeder Bauinspektor, der aus dem Osten nach dem Westen versetzt wird, von neuem entsetzt. Da fehlt Schulung, fehlt Übung, fehlt Leistung, fehlt Pünktlichkeit, fehlt Kapital. Im Osten hat jeder Kreis fünf bis sechs gute Handwerker in jedem Fach, die nichts weiter sind wie Handwerker, die ihre Sache verstehen, die auch schon auf Andeutungen hin arbeiten können, die an den Gütern des Kreises fortwährend in Schulung gehalten werden. Und jeder westliche Kreis besitzt deren zwanzig, die alle nichts verstehen, die die unmöglichsten Fehler machen und denen man mit jedem etwas größern Auftrag auch das Geld dafür vorschießen möchte: Und die zur Saat- und Heu- und Erntezeit Handwerk überhaupt einfach Handwerk sein lassen! Also das sind die Schattenseiten der Bauerngegend. Gründlichkeit im eigentlich tiefen Sinne, Gründlichkeit im Sinne der Arbeitsteilung, die findet sich dort nicht. Die sucht man da stets von neuem vergebens. In der Weise scheint alle Natur auf den ersten Blick ganz bedeutend hinter aller Kultur zurückzubleiben.

Aber eben dafür bleibt der Mensch dort Mensch. Der Zimmermeister hat auch seinen Acker und sein Korn, sein Vieh und sein Huhn um die Hand. Er versteht von alledem ebensoviel wie von seiner Zimmerei, und das erhält ihn eben als Menschen. Sie werden alle nicht erniedrigt zum Gliede und zum Rade im ganzen, das erhält ihre Menschheit, ihren Menschenadel, ihre Menschenwürde. — —

Weshalb hört man heute so manchmal die Klage: Unsere Männer werden seltener!? Weshalb ist das harte Wort gefallen: ‚Wo man einen rechten Mann nötig hat, muß man eine Frau nehmen!? Die Großbetriebe, ob nun im Geldhandel, in der Fabrik, in der Großstadt als solcher, in der Bureaukratie, verderben unsere Männer, die ungleich mehr in sie hineingezogen werden, wie alle Frauen. Jeder Überblick geht dabei verloren. Niemand arbeitet ein Stück endgültig fertig. Überall ist Spezialisierung. Jeder versteht nur sein Gebiet. Was versteht der Großstadtkaufmann in Wäsche, möchte man fragen, fast von der ganzen sonstigen Welt?! Und andererseits wird alles miteinander doch immer enger zusammengeflochten, muß jeder immer mehr auf jeden

hören, nach jedem sich richten. Das legt dann bis auf einige Riesen, auf die ein Volk nicht immer rechnen kann, zum Schluß alle Männer lahm! Die verlieren ganz die Kraft, der Wirklichkeit, die nicht mit Spezialisierung sondern mit Zusammenfassung arbeitet, gegenüberzutreten! Sie werden nicht anders, wie der Arbeiter in der Nähnadelfabrik, der den ganzen Tag nichts tut, wie Nadelöhre stechen, und dabei doch auf jeden hören muß, der von unten oder von oben oder von der Seite hineinredet mit Anzeigen, Denunzieren, Beschwerden, Zurechtweisungen. Wie haben Leute von Gewicht bereits über diese Entwickelung sich beschwert. Anscheinend wird die Leistungsfähigkeit des Menschen durch dergleichen gesteigert, in Wahrheit wird er gründlich verdorben. Unsere Männerdekadenz hat noch andere Ursachen, aber ganz ersichtlich mit auch diese, die Arbeitsteilung. Dieses glitzernde Prinzip kostet Deutschland Scharen seiner Männer.

Und man unterschätze daneben den wilden Geist doch nicht, der überall, wo Arbeitsteilung ist, wo der Mensch zum Werkzeug erniedrigt wird, wo jeder jedem hineinreden kann, in den verschiedenen Parteien großwächst. Es ist überall derselbe, wie ein Fabrikleben zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer: Hochmut und Verachtung von oben, Haß, Verhetzung und Feindschaft von unten. Fabrik und Industrie sind vorangegangen und die Beamtenschaft, auswärts noch mehr wie bei uns, ist an vielen Stellen bereits völlig davon angesteckt! Es wird immer von neuem gescholten auf die alten patriarchalischen Zustände. Ja, die waren aber verständig, fromm und menschlich, menschlich von oben und menschlich von unten. Und darum leisteten sie etwas. Mit solch moderner gegenseitiger Gesinnung wird Deutschland wenig erreichen, sehr wenig. Es zehrt von den Resten einstiger besserer Zeiten in der Beziehung. Das ist alles.

Wir schließen: Der Mensch läßt sich einmal nicht dazu gebrauchen, daß Hunderttausende sich in den Dienst von wenigen stellen sollen. Das Militär bringt es fertig, weil es mit lauter unverheirateter Jugend arbeitet, sie auch nur auf zwei Jahre beansprucht wird, und weil der Zweck ein hoher und ersichtlicher ist. In den Dienst ihres Gottes haben sich auch Millionen gestellt, Junge und Alte, bedingungslos und freiwillig. Für irgend einen

Geldzweck in den Dienst weniger lassen sie sich nicht zwingen. Eines Tages finden sie, daß man sie um die Hauptsachen des Lebens betrogen hat, und zerschmettern alle Fesseln.

Deutschland wird seine gewaltigen Kohlenflöze nicht abbauen, es wird die Erziehung seiner Jugend nicht vollenden. Es wird vorzeitig an dieser vergifteten Luft, die aus der Arbeitsteilung stammt, zugrunde gehen. Ein Fabriker, ein Angestellter, kurz, jeder Arbeiter auf körperlichem und geistigem Gebiete, der etwas leisten soll, muß einigermaßen freie Hand haben. Ihm darf nicht von oben und unten fortwährend hineingeredet werden. Dafür ist er einmal Mensch, dafür wird er sich rächen. Der Grundsatz der Arbeitsteilung ist einer, der ganz verzweifelt an ähnliche Grundsätze bei den Jesuiten erinnert. In der Beziehung hat Hunter recht.

53. Exakt und ungefähr.

Die Augen der Kultur glänzen und ihre Wangen röten sich zum zweiten Male, wenn sie uns von ihrem anderen großen Haupttriumphe erzählt, ihrer ‚Exaktheit‘.

Die Exaktheit ist ihr eine Notwendigkeit. Je größer der Massenbetrieb wird, je größer die Städte, die Unternehmungen, die Truppenkörper, die Maschinen werden, je mehr die Bevölkerung zunimmt, desto mehr ist für sie alle Exaktheit nötig. Wo viele Menschen, viele Pläne auf engem Raum zusammentreffen, da muß für jeden genau sein Lebenskreis bestimmt werden, und peinlich genau muß bei Vermeidung von Verwirrung er innegehalten, darf er nicht überschritten werden! Wo man weit auseinander wohnt, da können die Hühner dazwischen laufen, soviel sie wollen, und laufen dem Nachbar noch lange nicht auf den Hof. Wo man aber enge wohnt, müssen Tiere, Menschen und Prinzipien eingedrahtet werden, und hoch genug, daß nichts überfliegen und übersteigen und Streit erregen kann. Im vorgeschriebenen Raum das Vorgeschriebene leisten, das wird dann zur Kunst. Und das ist Exaktheit. Das ist die Art unserer Hochkultur. Je höher sie

steigt, desto exakter wird sie werden. Sie wird noch viel exakter werden, als sie es bereits ist. Sie muß es werden, je gedrängter sie wird. Nur mit der Exaktheit in der Hand vermag sie der steigenden Massen Herr zu werden.

Aber die Exaktheit ist nicht nur eine Notwendigkeit für sie, sie ist bereits mehr für sie geworden. Sie ist bereits ihre gesamte Lebensluft, außerhalb deren sie nicht mehr leben kann und mag! Es ist bekannt, wir finden Exaktheit nicht bloß in unseren gewaltigen Städtebauten, Unternehmungen, Truppenkörpern und Maschinen. Wir finden sie auch im ganzen Gebiete der Kleidung, im Gebiete der gesamten Gärtnerei. Wir wissen, die Tafel für jedes unschuldige Festessen ist nach den Gesetzen der Exaktheit angeordnet! Hier liegt nichts von Notwendigkeit vor. Der lange Tisch wird nicht so prompt und exakt hergerichtet, um durch die hundert Gäste durchzufinden, und gar die zwei genannten anderen Gebiete sind völlig von solchem Drucke frei. Weshalb müßte das ungeheure Cinerarien- oder Malmaisonbeet, so scharf abgegrenzt und so gleichmäßig ausgefüllt werden, daß ein Verstoß dagegen zur Sünde würde?!

Die Exaktheit tritt uns insbesondere entgegen als ein Abschnitt aus dem ungeheuren Kapitel Reizmittel! Jeder Übergang hat etwas Weiches an sich, jede exakte Kontur aber in ihrem Gegensatz wirkt auf die Nerven wie ein Schlag, wie ein Chok. Aus solchen tausendfachen Nervenchoks aber auf tausendfachen Gebieten setzt sich das Kapitel Reizmittel zusammen. Und die genannten Abschnitte gehören an dieser Stelle mit in dasselbe hinein. Jede Festtafel mit ihren scharfen Linien, unsere öffentlichen Anlagen mit ihren Gegensätzen, mit den sattgrünen Rasenflächen und den sattgelben Wegen dazwischen, wo kein Grashalm wachsen darf, wo er will, wo der Weg vom Rasen immer schärfer sich abgrenzt, bis man bei der eingelassenen Eisenkante endigt: Sie sind alle nach denselben Grundsätzen konstruiert! Wir denken an die Geschichte unserer Kleidung, wenn von dem subtilen Spinoza als besondere Ausnahme erzählt wird, daß er von früh an bereits fertiggekleidet zu sein pflegte, wenn es in „Hermann und Dorothea‘ ähnlich heißt: ‚Man will jetzt, der Mann soll immer gehn im Surtout und in der Pekesche sich zeigen, immer gestiefelt sein;

verbannt ist Pantoffel und Mütze!' Wieviel exakter ist man geworden! Unsere Mütter, die nach Pyrmont gingen, hatten unter dem Strohhut morgens zum Trinken noch die Morgenhaube auf dem noch nicht frisierten Haar. Die Morgenhaube ist gefallen. Auf den Morgenrock haben unsere Damen verzichtet. Eine Mode, die eins von diesen beiden wieder einführen wollte, würde kaum Glück damit haben. Der Geist der Zeit ist Exaktheit, und vor dem Geist der Zeit beugt sich vor allen Dingen immer die Mode.

Aber weder als Notwendigkeit, noch als Reizmittel wird die Exaktheit in ihrer Hauptsache erschöpft. Die Haupttriebfeder, die sie immer wieder in Bewegung setzt, der Hauptmutterboden, der sie immer von neuem und nur immer stärker heranwachsen läßt, das ist ihre praktische Brauchbarkeit, ihre praktische Verwendbarkeit zur Verdoppelung aller Leistungen. Was das Gewürz und Fleischextrakt an jede Speise, was eine Gabe von Kunstdünger an jede Pflanze bedeutet, das bedeutet der Zusatz von Exaktheit zu jeder Arbeit. Exaktheit multipliziert und potenziert jede Leistung. Diese ihre Verwendung als derartige Potenzzahl ist im Augenblick in der Hand der Hochkultur ihre wichtigste Verwendung. Sie verbessert sämtliches Handwerkszeug.

Auch sie scheint in solcher Absicht, in gleicher, wie das Prinzip der Arbeitsteilung, zuerst angewandt zu sein vom Soldatenwesen. Noch das Mittelalter kämpfte doch so seine trojanischen Kriege. Jeder sah, wo er blieb im Handgemenge, und was am Ende der Schlacht noch am Leben war, fand sich dann wieder zusammen. Es ist bekannt, welchen Wert die sogenannten ‚Meininger' bei der Darstellung ‚Wallensteins' darauf legten, die Pappenheimer nicht etwa als modernes Kürassierregiment darzustellen. Vielmehr hatte der eine einen grauen, der andere einen grünen Rock an, der eine eine Jacke, der andere einen Kittel, der eine einen Schlapphut, der andere eine Sturmhaube, und der moderne Zuschauer im Parkett mußte seinen Abscheu vor dem Mangel jeder Exaktheit überwinden durch das Bewußtsein der besonderen historischen Treue, die da verkörpert wurde, und die doch auch wieder eins seiner Lieblingskinder ist. Die Leute waren noch nicht viel besser, wie die hundert Jahre älteren Reisläufer, die von einer Fahne zur

anderen liefen und dafür doch nicht den Schrank voll Uniformen hängen hatten, wie ein moderner Fürst und Regimentschef.

Vom Gebiete des Soldatenwesens, auf dem er seine Brauchbarkeit erwies, ging mit der Arbeitsteilung auch die Exaktheit über auf das der Maschine, auch auf ihm doppeltes, unerhörtes leistend. Wir wissen: Was bedeutet jede Maschine? Sie bedeutet Zeitersparnis, Gelderwerb, Vermehrung von Luxus und Bequemlichkeit; eins wie das andere in ganz anderem Tempo, mit ganz anderem Erfolge, wie je durch eine frühere Arbeitsmethode! Jede Maschine ist die Nachahmung eines lebenden Wesens. Jeder Mechanismus die eines Organismus. Weil beim Organismus jedes Glied und jede Verbindung doppelt und zehnfach besetzt ist und weil bei ihm die gesamte gewaltige Funktion des Denkens hinzukommt, die sich nicht nachkonstruieren läßt, deshalb liefert ein solcher ungleich mehr und ist er auch ungleich widerstandsfähiger, wie jeder Mechanismus. Weil dort sämtliche Zusammenhänge ungleich komplizierter und verschlungener sind wie hier, das eine Mal für einen Menschen ebenso völlig unübersehbar wie das andere Mal absolut durchsichtig und übersichtlich, kommt es auch zum Schlusse dahin, daß das eine Mal eine Wiederholung, das andere Mal eine Variation unmöglich ist. Kein Organismus wiederholt sich. Am gesamten Baum finden sich nicht zwei gleiche Blätter. Und keine Maschine vermag zu variieren. Jede Maschine liefert nur ein Modell. Für jedes neue ist eine neue Maschine erforderlich! Findet man aber mit alledem, mit solcher Armut sich ab, gewöhnt man sich daran, an einem bestimmten Punkt immer alles auf ein Modell hin zuzuschneiden, dann liefert eben dieses in ungleich größerer Vielzahl die gedankenlose exakte Arbeit der Maschine, wie die denkende, ungefähre Menschenhand.

Von diesen beiden Ausgangspunkten militärischer und technischer Exaktheit aus aber hat dieses Prinzip nun mehr oder weniger die moderne Welt erobert. Der Ruhm alles Verkehrs zu Wasser und zu Lande, der Ruhm alles Handels, der Ruhm jedes modernen Stadtbauplanes ist, exakt zu sein. Der Chronometer und der rechte Winkel feiern nicht Triumphe sondern Orgien. Und wenn der Kunstliebhaber noch so viel Gründe für den alten Renaissance-Erker hat, der im Wege steht, und wenn der Preis

für das Haus noch so horrend ist, die Stadt muß es ankaufen und der Exaktheit seiner Straßenzüge zum Opfer bringen oder wenigstens anderswo ihn hinansetzen, wo er an einem toten Markte keine hinderliche Straßenecke mehr bildet! Es sind zwei nach Grund und Art verschiedene Prinzipien, die einander entgegenstehen und auf verschiedene Zeiten und Volksschichten sich verteilen: Das Prinzip des Ungefähr, verteilt auf alle Jugend, alles Mittelalter, alles Bauerntum, und das Prinzip des Exakten als Gebiet alles Alters und aller Moderne, als des Alters jedes Volkes! Eine Welt der Übergänge und eine Welt der scharfen Grenze!

Im Schwarzwalde liegt das bekannte Freudenstadt. Es bietet uns, wie in selten ähnlicher Weise, eine Verbindung der beiden Prinzipien. Das Städtchen entstand als eine sogenannte, wie Riehl sich ausdrückt, künstliche Stadt im Jahre 1599 auf eine Verfügung eines württembergischen Herzogs Friedrich I. von Baden-Freudenstadt zur Pflege des dortigen immensen Waldreichtums, der noch heute jedem Bürger des Städtchens außer dem Erlaß aller Stadtsteuern jährlich 300 Taler für die Feuerstelle ins Haus bringt. Der innere Stadtplan trägt den Charakter des verspäteten Renaissance-Fürsten an sich, der mehr von Lebensfreude wie von Religion und derartigen Mittelalterlichkeiten hielt, und die Kirche in einer ebenso unglaublichen, wie schwer zu beschreibenden Weise wesentlich als Marktwinkel und Straßenkarree verarbeitete. Im übrigen war der Mittelpunkt der Stadt ein quadratischer Marktplatz, um den herum, genau wie auf einem Mühlespiel einige Straßenzüge parallel verliefen und rechtwinklig sich schnitten. Da starb der Herzog und mit ihm seine kleine Nebenlinie und die Stadt wurde zu einer abgelegenen kleinen Schwarzwaldstadt, die sich selbst überlassen war. Und da setzte wieder das Mittelalter ein, das in solcher Waldeinsamkeit einige Jahrhunderte länger dauerte als anderswo, und baute um den Kern italienischer Kultur seine mittelalterlichen Straßen, wie sie uns allen bekannt sind: Ein Kranz von winkeligem Gassengewirr legte sich um das regelmäßige Mühlenbrett! Und endlich kam die Neuzeit mit unendlichen Sommerfrischlervillen, die wieder um dieses Mittelalter ihren Kulturkranz legten, wieder nach demselben Kulturschema, nach dem

bereits der Kern gebaut war, geradlinig, rechtwinklig, übersichtlich, praktisch, exakt, in jedem Winkel verwertbar und verwendbar.

Wie kommt es, daß trotz solcher Vorzüge dieses Prinzip der Exaktheit sich nicht derjenigen Begeisterung erfreut, der man es auf den ersten Blick für würdig achten sollte? Wie kommt es, daß es sogar, genau betrachtet, nicht wenig, sondern recht weit im allgemeinen von solcher Begeisterung dafür entfernt ist? Der bessere Teil der Volksseele lebt wohl auch in der Welt der Maschine, hat aber eine instinktive Abneigung gegen ihre Prinzipien. Trotz immer neuer Anstrengungen will es ihr nicht gelingen, in dieses Heiligtum Eintritt zu erlangen, in dem die gesamte Welt alles Ungefähr unangemeldet vorgelassen wird. Man fühlt ganz allgemein, die Zeit alles Exakten ist auf gewissen Gebieten eine Zeit unerhörter Leistungsfähigkeit, aber sie ist in keiner Weise je die Zeit des Klassischen gewesen. Klassisch waren stets ganz andere Zeiten. Wie kommt das alles?

Die Frage läßt sich beantworten lassen aus einer kurzen Betrachtung über die höheren und niederen Triebe im Menschen! Fassen wir dieselben, um eine Übersicht über sie zu haben, zusammen und stellen wir sie einander gegenüber an der Hand zweier alter kirchlicher Verzeichnisse, die einen richtigeren Sinn und vor allem auch richtigere Bezeichnungen dafür haben, wie moderne psychologische Tafeln. Der Brief an die Galater, Kapitel 5 gibt uns ein Dutzend der höheren, edleren Triebe im Menschen: „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit". Und das bereits genannte altkirchliche Beichtbekenntnis ein Dutzend aus der niederen, gemeineren Welt unserer Art: „Unglaube, Zweifel, Kleinmütigkeit, Ungeduld, Hoffart, böse Lüste, Geiz, heimlicher Neid, Haß und Mißgunst und andere Sünden". Welches ist der Unterschied zwischen beiden?

Der Gesamtunterschied zwischen beiden wird ungefähr so umfangreich sein oder noch umfangreicher, wie der zwischen Tag und Nacht. Was hierher gehört und worauf es uns hier ankommt, das ist eine Verschiedenheit in der Lebensenergie beider, die folgende:

Die obengenannten neun edlen Triebe als Beispiele für andere mehr haben in solcher ihrer Lebensenergie etwas Vornehmes,

etwas Zurückhaltendes, etwas Maßvolles an sich. Wie ein natürlicher Mensch drängen sie sich nicht in den Vordergrund, wollen sie nichts zu sagen haben, wollen sie nicht mehr Platz einnehmen, als ihnen gebührt. Maßhalten und Dreiviertelkraft liegen in ihrer Art, Vollkraft und Exzeß liegen ihnen ferner wie den anderen Trieben. Damit liegt ihnen aber ferner jenes Werkzeug, mit dem immer alle Vollkraft arbeitet, durch das sie ihre augenblicklichen Erfolge und Übererfolge erzielt, eben die Exaktheit. Alle edlen Triebe im Menschen arbeiten nach dem Prinzip der Dreiviertelkraft und des Ungefähr, die beiden sind ihre Art und ihre Gesundheit. Es liegt nicht in ihrer Art, so wie der Arbeitsteilung, so der Exaktheit sich zu bedienen: Es liegt nicht in ihrer Art, Maschinen zu bauen. Die Ungeduld, die Hoffart, die bösen Lüste aller Art ersinnen und erbauen Maschinen über Maschinen. Liebe, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, der Glaube erbauen keine Maschinen, ihre Leistungen und Erfolge damit zu verdoppeln. Sie gebrauchen die Werkzeuge der Vollkraft und Exaktheit nicht und werden sie nie gebrauchen. Sie bedeuten ihnen Entartung, bedeuten ihnen den Verlust alles rechten gesunden Augenmaßes! Also die beiden Welten schließen einander aus. Wo die Exaktheit herrscht, wo die Maschinen schreien und kreischen, wohnen jene neuen Musen nicht. Dort wandern sie aus. Damit wollen sie nichts zu tun haben! Das empfinden sämtliche innersten, tiefsten Instinkte im Menschen. Deshalb enthalten sie jenen Dingen immer von neuem den Beifall vor, den dieselben mit Gewalt haben wollen.

Und zu diesem einen kommt noch allerhand weiteres, solche Empfindung verstärkend! Auch die uralten ewigen Fundamente aller menschlichen Gesellschaft, wie sie uns in den kurzen inhaltreichen Worten beschlossen lagen, Familie, Häuslichkeit, Religion, Ehe, Kinderzucht: Auch sie haben nichts zu tun mit den modernen Prinzipien Vollkraft und Exaktheit. Auch sie werden bearbeitet und regeln sich immer nur nach dem Prinzip des Ungefähr! Und wie in diesen kolossalen Provinzen, so ist es im Gebiete aller wahren Kunst und Wissenschaft. Auch alle wahre Kunst arbeitet ungefähr, je nachdem der göttliche Geist weht und will, und läßt sich nie in Stundenpläne und Aktenfächer hineinzwängen. Und betreffs der Wissenschaft mag man das mit der Schule tun. Für die

Universität und höher hinauf verträgt sie das nicht! Und zu all diesem hinzu kommt als größtes, gewaltigstes, ebenso arbeitendes Gebiet die gesamte Natur. Alle Natur, jeder Organismus, jeder Mensch, jedes Tier, jede Pflanze arbeiten ungefähr. Jedes Genie arbeitet ungefähr. Christus, Paulus, Luther, Goethe: Kein Genie hat etwas Exaktes, etwas der Maschine verwandtes an sich. Das Prinzip des Prompten und Exakten zieht durch die Seele keines der Großen unter den Menschen hindurch. Sie würden sich selbst verleugnen, wollten sie dazu übergehen. Es liegt ihnen nicht, es däucht ihnen Ungesundheit. Das Ungefähr ist ihr Geheimnis, ist ihre Stärke. Der Mensch, wo er gesund ist, wo er seine Vollkommenheit erreicht, ist dafür geschaffen, nicht für anderes! Das empfinden jederzeit die tiefsten innersten Instinkte in ihm und beurteilen solche andere Lebens- und Arbeitsweise als falsch, als Krankheit, als Entartung, als eine Domäne der niederen Triebe.

Es ist außer allem Zweifel, daß die oben genannten 13 derselben, als Beispiele für mehrere, eine wenigstens momentan stärkere Lebensenergie in sich tragen, etwas zudringlich Unverschämtes, etwas Draufgängerisches. Jene erstgenannten edlen Triebe sind wie die Rede des Gewissens, diese wie das Gebrüll der Leidenschaften, zu jenen kehrt die Menschheit zum Schlusse immer und immer wieder zurück, diese aber besitzen augenblicklich eine größere Durchschlagskraft. Mit zielvollem Denken erfinden, mit fester, entschlossener Hand ergreifen sie das Werkzeug der Exaktheit, mit ihm ihre Leistungen zu multiplizieren, mit ihm Unerhörtes zu erreichen, an ihm sich selbst zu Grunde zu richten. Es ist, wie wir früher Luther zitierten: „Gott reitet den Menschen weit nicht so schlimm, wie der Satan. Der Satan reitet ihn zu Schanden!“

Es wird wahrscheinlich darauf hinauskommen und wird, so absonderlich das klingt, festgehalten werden müssen, daß die ganze Welt der Maschine in Beziehung steht nur zu der niederen Welt unserer Triebe. Für wen, ernsthaft genommen, arbeitet die Lokomotive? Arbeitet sie für Geduld, Freundlichkeit, Glauben und Sanftmut? Der Schwindsüchtige kommt durch sie schneller an die Riviera, aber was liegt an solcher Lebensverlängerung fürs Jenseits und fürs Diesseits? Eltern und Kinder können sich öfter,

der Bräutigam die Braut öfter besuchen. Aber liefert das besseren Familienvertrag und bessere Ehen? Die Lokomotive befördert uns die Post- und Frachtsachen schneller. Aber es kommt nicht darauf an, wie jemand gesagt hat, wie schnell ein Brief befördert wird, sondern was in ihm drinsteht. So ließe sich weiter reden. Unsere Großmütter kamen ihr ganzes Leben nicht von Blankenburg auf den Brocken, obgleich sie eigene Wagen und Pferde hatten, und waren wahrscheinlich bessere Großmütter, wie die aus unseren Frauen und Töchtern einst werdenden. Also wofür arbeitet unsere Lokomotive ernsthaft? Für Ungeduld, Hoffart, für unnütze und böse Lüste aller Art hundertfach! Für Gutes und Edles in uns, für Glauben, für Liebe, für Geduld kaum!

Oder die andere Frage: Wer erfindet sie? Wer ruft alle unsere Maschinen ins Leben, wer erbaut sie? Wahrscheinlich wieder dieselben Triebe und Mächte! Zuerst ist nur die Zeitersparnis daran beteiligt als noch der unschuldige Erfinder. Dann aber kommt der Trieb nach Luxus hinzu, nach Bequemlichkeit, nach Geld, nach sämtlichen Erdengütern. Die helfen miterfinden. Die bauen und füllen zum Schluß die ganze Maschinenhalle allein! Nie ist soviel blankgeputztes Eisen von soviel schlimmen Gesellen ins Leben gerufen! Immer stärker arbeiten schließlich die unteren Triebe im Menschen, mit der Handhabe der Exaktheit erzielen sie immer gewaltigere Erfolge. Der Mensch wird zum Sklaven des Mechanismus gemacht, auf Lebenszeit an ihn angeschmiedet, ihm dienen zu helfen, was macht's? Der ernste Erfinder wird zu einer Art Goldgräbernatur, in seiner Luft und Umgebung entwickeln sich Goldgräbergesetze. Der Teufel reitet ihn, reitet ihn zu Schanden! Die niederen Triebe im Menschen ersticken zuletzt die höheren. Es ist wie im Garten, wenn das Unkraut die Welt bekommt und das Kraut erstickt. Denn eins ist der Tod des andern.

Aller Zeitgeist ist ein wunderliches Gebilde. Er wird aus jeder Zeit herausgeboren und ein Jahr später erzieht er seine eigenen Eltern, besser wie sie, schlechter wie sie, jedenfalls stärker wie sie. Einst trat er unseren Vätern auch stark gegenüber, befehlend, was geschehen sollte. Und es geschah. Heute hat er seine Edelnatur eingebüßt, ist er zum schlechten Erzieher geworden. Wie

eine schwache Mutter ihrem von ihr verwöhnten und verzogenen Kinde, so tritt er dem heutigen späten Volke entgegen. Er befiehlt nicht mehr. Er fragt nicht mehr: Was ist dem Menschen gut? Er fragt: Was hat er gern? Was wünscht das Publikum? Die Wünsche des Publikums wie bei dem Kinde sind fast sein einziger Gott, auf den er hört. Und dieses kann seine Triebe, wie das Kind, oft nicht niedrig genug äußern, er wird sehen, ihnen nachzukommen, sie zu erfüllen. Ein Hauptleitmotiv in diesen Fragen und Antworten aber ist in späten Zeiten eines Volkes immer die Exaktheit. Die verspricht und liefert doppelt. Die wird angeboten und begehrt. Daß sie ein Volk auch zu Schanden macht und zu Grunde richtet, wird ebenso spät erst erkannt, wie der Trinker zu erkennen pflegt, daß sein Getränk ihn zu Grunde richtet. Es sind alle beide so rechte Satansgaben, süße Gifte, schön aufgeputzt, daß fast jeder ihren Kern erst zu spät erkennt.

Es lohnt sich, das Kapitel über die niederen und höheren Triebe im Menschen einmal in dem Schema zu betrachten, das mehrfach Paulus in seinen neutestamentlichen Briefen dafür angewandt hat. Es wird ja vor jeder Diskussion feststehen, daß, wo es sich um diese Dinge der menschlichen Seele, um gut und böse handelt, Paulus, der sein ganzes Leben nicht an die theoretische Klarlegung, sondern an die praktische Bewährung dieser Welt gesetzt hat, ein Urteil besaß, das ziemlich unanfechtbar war; ungleich unanfechtbarer jedenfalls, wie das von tausend Sittenlehrern, Philosophen, Dichtern und sonstigen Menschenerziehern, die Bücher darüber schreiben, vor der Praxis und ihren Gefahren aber zurückweichen und deshalb von der Menschheit mit Vergessenheit bestraft werden. Paulus nennt oft, besonders deutlich etwa im 8. Kapitel seines Römerbriefes, als die Mächte, die den Menschen treiben und regieren, die zwei, Geist und Fleisch: „So ihr nach dem Fleisch lebet, werdet ihr sterben; so ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte tötet, werdet ihr leben!" Geist und Fleisch sind genau die beiden Welten der höheren guten, und der niederen schlechten Triebe, die miteinander kämpfen, die eine die andere zu töten versuchen. Aufs höchste tiefsinnig und nur aus solcher seiner Erfahrung der Praxis, des Kampfes mit sich selbst heraus, folgt aber dann die weitere Betrachtung: „Ihr habt nicht einen

knechtlichen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!" Dieser hier ausgesprochene Gegensatz zwischen Kindschaft und Knechtschaft, bezw., die damaligen Verhältnisse berücksichtigt, zwischen Kindschaft und Sklaverei, Sklavenverhältnis, das ist dasselbe, welches Luther aus seiner ebensolchen religiösen und sittlichen praktischen Lebenserfahrung in seinem oben zitierten Satze ausspricht. ‚Gott reitet den Menschen wohl': das ist die Kindschaft. ‚Aber der Satan reitet ihn zu Schanden': das ist die Knechtschaft. Die höheren Triebe lassen den Menschen einen Menschen bleiben. Seine niederen aber treiben ihn in eine Hetz und Jagd hinein, in der er zuletzt niederstürzt und über ihn die wilde Jagd der anderen weitergeht, die demselben Herrn dienen. — —

Kein Bauerntum lebt exakt. Alles Bauerntum lebt ungefähr. Es ist diejenige Eigenschaft, die alle Kultur mit am wenigsten an ihm verstehen kann. Am allerwenigsten vielleicht hat es ein Aktenfach für seine Unreinlichkeit. Dann aber kommt seine Ungenauigkeit und Unpünktlichkeit, seine Bummelei und Trödelei, daß es für alles dieselbe Rede hat: ‚Kommste nich vondage, dann kommste morgen!' Sie tut ihm einfach Unrecht damit. Es ist keine Eigenschaft, die man wird als ‚Trödelei' beschimpfen dürfen, sondern die als ‚Ungefähr' wird sachlich gewertet werden müssen, die das verdienen wird.

Das Bauertum erzeugt übrigens aus anderen Ursachen her eine Eigenschaft, die auf den ersten Blick der Exaktheit sehr nahe zu stehen scheint. Wir denken nochmal an die beiden Begriffe Tracht und Uniform. Beide haben durchaus etwas ähnliches an sich, ein Streben nach möglichster Gleichheit hin: Die Uniform kleidet hunderte ganz gleich, die Tracht hunderte fast ganz gleich. Aber eben die Differenz, die hier bleibt, läßt den ganzen Vergleich scheitern, läßt erkennen, daß die Tracht mit nichten etwa ein schwaches Abbild der Uniform wäre, erinnert daran, daß die eine ein Befehl von oben ist, der die Verschiedensten zu leichterer Handhabung in das gleiche Gewand hinein bannt, die andere ein Gewächs, das aus der Mitte einer Gemeinschaft herausgewachsen ist, aus dem Boden unpersönlicher Gleichheit heraus, aber eben deshalb, weil da

Menschen, d. h. lebendige Organismen vorliegen, nie bis zur völligen Gleichheit gelangt. Die Gleichheit im Maschinenleben der Hochkultur und die Ähnlichkeit im Unpersönlichkeitsleben des Bauerntums kommen über eine zufällige Übereinstimmung nicht hinaus, sind nicht mehr, wie der Schnittpunkt, den zwei im übrigen verschieden laufende Linien an einer Stelle einmal miteinander gemein haben.

Wir haben gesagt, die Exaktheit sei in der Hochkultur übermächtig, weil die niederen Triebe im Menschen es in ihr seien. Und eins fällt mit dem anderen beim Bauerntum. Es ist unbestreitbar, daß Unglaube, Zweifel, Kleinmütigkeit in ihm ungleich geringer sind, daß Ungeduld, Hoffart, böse Lüste, Geiz, heimlicher Neid, Haß und Mißgunst es ebenso sind. Was soll man beim Bauerntum überhaupt fast von Kleinmütigkeit und Ungeduld sprechen. Möchte man ihn nicht in der Beziehung in breiten Schichten fast sündlos nennen? Und Hoffart und böse Lüste? Sollen die auch nur annähernd so ausgebildet sein, wie in aller Hochkultur, die in Sinnlichkeit ersäuft, bis sie aufs schmählichste vor ihr kapituliert und ihren Teufel sich zum Gott macht: Weil anbeten leichter ist, wie bekämpfen. Wo aber die niederen Triebe im Menschen so ungleich mehr fehlen, da fehlt die in ihnen wurzelnde, aus ihnen hervorwachsende Exaktheit.

Und die Betrachtung des Gegenteils verdoppelt dieselbe Beobachtung! Wie alle die niederen im Bauerntum mehr fehlen als bei uns, so sind alle höheren bei ihm mehr vorhanden. Liebe, Friede, Geduld, Glaube, Sanftmut, Keuschheit: Will man sie suchen, so wird man sie, wie jeder weiß, in unsern Großstädten ziemlich erfolglos suchen, bedeutend erfolgloser jedenfalls, wie bis zur Stunde unter Deutschlands Land- und Bauerndächern. Und wo sie so viel stärker vorhanden sind, da ist abermals ein Boden vorhanden, der die Exaktheit nicht erzeugt.

Gehalten und gestützt aber wird solches Ergebnis ohne Zweifel immer durch die Massen von Natur, die in ganz anderer Weise das eine Mal den Menschen umgibt wie das andere Mal. Auch mitten in der Großstadt hat ja der Mensch sich selbst gegenwärtig, und aus seinem eigenen Organismus könnte er erkennen, daß der große Organismus Natur, wie wir sagten, nirgends exakt,

sondern überall ungefähr arbeitet. Aber der Mensch lernt bekanntlich immer am wenigsten von sich selbst. An sich selbst lernt und verlernt er nichts. Und andere Natur steht ihm in dem Steinkoloß der Großstadt nicht zur Verfügung. Wohl aber allem Bauerntum. Und die hilft das bewahren, die schützt das vor Unnatur. Die predigt dem Tag für Tag Predigten, die es in der Großstadt nirgends zu hören gibt, und die doch mit zu den besten und notwendigsten gehören, die dem Menschen gepredigt werden. Die Massen von Natur, die den Bauer auf seinem Hof umgeben, die ihm in tausend Dingen körperlich und geistig das richtige Augenmaß bewahren, die erweisen diesen großen nie genug zu dankenden Liebesdienst ihm auch hier. Sie erhalten ihn bei derselben Arbeitsweise, nach der sie selbst alle arbeiten.

Das Bauerntum entbehrt jene einzelnen Höhepunkte in gewissen Leistungen, deren die Kultur sich lauter rühmt, als sie es verdienen. Es lebt in der Welt der menschlichen Fundamente, es besitzt jene gesamte Körper- und Geistesgesundheit, mit der man dort die großen Einzelerfolge zu bezahlen pflegt. Das eine wie das andere zum großen Teil, weil es lebt, weil es existiert ohne die Peitsche und Kandare der Exaktheit! —

54. Gesundheitsgemäß und Gesundheitswidrig.

‚Wenn der Bauer krank ist, dann steigt er den Berg hinan, bohrt sich eine Lärche an und trinkt von dem Saft, und dann wird er wieder gesund!‘ Wir machen uns solchen robusten Bildern gegenüber in der Regel gar nicht recht klar, wie gering das Kapital von Gesundheit ist, mit dem unsere Hochkultur zur Stunde noch arbeitet. Hinter den Büchern stehen, nachmittags den Spazierstock ergreifen und durch den Stadtpark wandeln, abends im Stadtkeller hinterm Biere sitzen: Damit sind fast unsere Körperleistungen zu Ende.

Wir können sagen, die Siege von 70 haben uns Deutschen den Kopf berauscht. Wir denken schon gar nicht mehr daran, daß

es der Krieg einer größeren Armee gegen eine kleinere war, daß wir ausgesucht in fast allen Schlachten in der einfachen Übermacht waren. Wir denken schon gar nicht mehr daran, daß vielleicht allein wir gesiegt haben, weil den Franzosen der ihnen adäquate Führer gefehlt hat. Franzosen sind eingestellt auf Begeisterung. Napoleons I. Heere waren oft stark in der Minderzahl, man lese Lonighoven nach. Napoleons I. Heere waren schlechter verpflegt, schlechter ausgerüstet und schlechter bewaffnet, wie die seiner Gegner, man lese Lonighoven nach. Napoleon I. focht für eine ungerechte Sache, focht ausgesucht allein für Eroberungslust. Und Napoleon I. konnte mit seinen Soldaten machen und erreichen, was er wollte, deshalb, weil er über den einen Faktor verfügte, der sie stets zu dem allen trieb, weil er sie zu begeistern vermochte. Und lediglich dies eine gerade fehlte ganz und gar dem dritten Napoleon. Damit aber fehlte für Frankreich ihm alles. Frankreichs Truppen waren damals gut, die französischen Führer waren gut, die Sache wurde sehr bald eine höchst gerechte, die Verteidigung der häuslichen Herde und Altäre. Aber der eine Mann, auf den soviel ankam, verstand nicht, zu begeistern. Er hatte so etwas gediegen sachliches an sich. Er hatte so etwas Deutsches an sich. Ein deutscher Führer aber vor französischen Truppen, das gibt nichts. Der Deutsche denkt erst nach und dann handelt er, der Franzose handelt erst und dann geht er nach Hause und denkt darüber nach. Also solche zwei Arten zusammen, das gibt nichts. Man wird die Sache ungefähr treffen, wenn man sagt: Dieser eine Glückszufall, daß der damalige französische Kaiser bei aller Tüchtigkeit so sachlich, so prosaisch angelegt war, hat uns die Hälfte unserer Siege mit in die Hände gespielt.

Also wir müssen uns selbst zurufen, uns selbst warnen: Schätzen wir sie nicht zu hoch ein! Wie wir sagten: Lassen wir uns nicht von ihnen berauschen! Wir müssen Selbsterkenntnis haben für unsere Gesundheit und Krankheit.

Es gibt ein Gleichnis im Neuen Testamente, in dem Gott dreimal Boten aussendet, um zu der Hochzeit seines Sohnes einzuladen. ‚Er sandte seine Knechte aus!‘ ‚Abermal sandte er andere Knechte aus.‘ ‚Und zum dritten Mal sandte er Knechte aus.‘ Und dreimal werden dieselben mit ihrer Botschaft verachtet,

verspottet, verhöhnt, ja, sie werden geschlagen und getötet. Man ist in seiner Hoffart völlig über das hinaus, was sie bringen! Und da heißt es dann zum Schluß: ‚Da das der König hörte, ward er zornig!‘ Und dreimal, als seine Geduld zu Ende ist, als er sich vieles hat gefallen lassen, dreimal kommt er nun seinerseits an die Reihe. ‚Er schickte seine Heere aus!‘ ‚Er brachte die Mörder um!‘ ‚Er zündete ihre Stadt an!‘ Ist das nicht so oft fast wörtlich das Geschick aller Kultur da, wo sie am höchsten wird! Über das Verlachen, Verspotten, Verhöhnen, über alle Art von Feindschaft und Gegnerschaft gegen alles, was mit Gott und seinem Wort zusammenhängt, braucht nichts gesagt zu werden. Aber die Folgen davon will man nicht sehen. Die Theologie der Hochkultur muß lehren, damit die Menschen eingeschläfert werden, Gottes höchste Eigenschaften seien Liebe und Barmherzigkeit, Vergebung und wieder Vergebung. Aber Gott wird sich begreiflicherweise nicht daran kehren, was die Menschen in den Paragraphen ihrer Dogmatik über ihn lehren. Mit Bibelzitaten läßt sich ja alles belegen. Was steht in der Bibel, an der dreitausend Jahre gearbeitet haben, nicht alles drin! Gott ist aber eines Tages noch stets der Gott, der sich nicht spotten läßt. Er zerschlägt die Paragraphen der Menschen und er zerschlägt diese selbst. Und man sollte doch nur im Auge haben, zu sehen, wie Gott dabei im Werke ist! Immer weiter weichen wir von der vernünftigen, normalen und gesundheitsgemäßen einzigen biblischen Weltanschauung ab und immer weiter verlaufen wir uns daraufhin in lauter Widernatürlichkeiten und damit in lauter Krankheiten. Einst half sich die ganze Nation mit ein paar Quacksalbern und Bauerndoktoren. Heute ist die Zahl der Ärzte hundertmal so groß geworden. Und die Zahl der Krankheiten tausendmal. In der Kulturjugend sitzt kein Mark mehr und im Kulturalter erst recht keins mehr. Immer wieder geht es nach dem alten unentwegten Worte: ‚Die Sünde ist der Leute Verderben‘. Der Mensch wehrt sich aber im allgemeinen, weil er von allerhand Sünde einmal nicht lassen will, aufs Hartnäckigste, diesen Zusammenhang anzuerkennen oder überhaupt zu sehen! Alles ist unnormal und wird immer unnormaler. Der Vater macht kostspielige verdrehte Spekulationen, auf die ein vernünftiger Mensch nicht kommt, anstatt danach zu sehen, für

seine Töchter Männer zu bekommen. ‚Wer seine Töchter verheiratet, der hat ein großes Werk getan.‘ Und diese sitzen daher und daher, das Geld ist für anderes draufgegangen. Zum Schluß geraten sie an die Bücher, daß die Männer sich völlig zurückziehen. Ein oder zwei ältere Brüder sind da. Die hätten noch alles gutmachen können, wenn sie sich und ihnen zu einem vernünftigen Familienleben ein Heim verholfen hätten. Aber die sind längst bei allerhand Garçonweisheit angekommen, die vom Heiraten wenig hält. Irgend ein einflußreicher Tor hat ihnen gelegentlich ins Ohr geflüstert: ‚Sie sind noch unverheiratet! Ihnen steht die Welt noch offen!‘ Seitdem haben sie beschlossen, auf diese offenstehende Welt zu warten. Und die ganze Familie verkommt. Nicht gerade an Typhus und Lungenentzündung, vielleicht aber ebenso schlimm, vielleicht schlimmer. Und jede zweite Familie trifft solches Schicksal! Unter normalem Bauerntum gerät Haus für Haus, Sohn für Sohn, Tochter für Tochter. Hier mißraten 80 Prozent, daß es an irgendwelcher Hauptsache bei ihnen hapert. Und sie erkennen es nicht!

Es gibt noch ein ähnliches Gleichnis im Neuen Testamente, das vom ‚barmherzigen Samariter‘. In dem kamen Mörder über den Wanderer, schlugen ihn und ließen ihn ‚halbtot‘ liegen. So unter die Mörder geraten ist unsere ganze Hochkultur, so halbtot liegt die ganze Schicht unserer Hochkultur da. Nichts ist an ihr gesund, mehr gesund. Gedanken, Worte, Werke, Seele, Geist, Leib, alles ist halbtot. Wenn man nicht vergleicht, merkt man's vielleicht nicht, vielleicht nie. Wer vergleicht, sieht es vor Augen. Der Tod schreitet bei uns nicht daher mit Feuer und Schwert, aber mit Entkräftung und Nervenzerrüttung.

Jeder weiß, es wird ja heute eine Unmenge gemacht in Hygiene und Gesundheitspflege. Immer mehr, immer mehr! Man möchte sagen, diese gesamte Kulturgesundheitspflege kommt auf nicht viel mehr hinaus, wie wenn einer sich erst krank arbeitet an Ehrgeiz und Geldverdienen. Und um dann Zeit und überflüssige Anstrengung zu sparen, gewöhnt er sich das Rasieren ab und trägt wieder Vollbart. Das macht ihn dann auch nicht wieder gesund. Da ist auch der Verlust größer wie der Gewinn. ‚Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Von der Fußsohle bis zum Scheitel ist nichts gesundes.‘ Mit Goldschaum überzogen,

darunter Verzweiflung, Jammer und Elend: So endet jede Hochkultur. Das ist ihre Krankheit· Und keine steckt so an, wie diese. Gegen keine andere sollten so scharfe Quarantänebestimmungen gelten, wie gegen sie. Keine Cholera verwüstet derartig!

‚Gott widerstehet den Hoffärtigen.‘ Wie mit einer Heeresmacht zieht er gegen alle Hoffart aus wie gegen seinen erklärten und abgesagten Feind. Und er zerschmettert sie. ‚Wehe denen, gegen die Gott streitet!‘ ‚Die Menschen wollen sich von meinem Geiste nicht mehr strafen lassen‘ heißt es schon auf dem dritten Blatte der Bibel. Und dann kam die Sintflut. Die Dinge hängen in allen Jahrhunderten eng miteinander zusammen. —

Gesundheitsgemäß und Gesundheitswidrig.

55. Auf der Höhe und abständig.

Man spricht viel und gern von ‚rückständig‘, von ‚Rückständigkeit‘.

Wann nennt man einen Ort, eine Landstadt rückständig? Jeder weiß, wenn sie keine Bahn und keine Elektrische hat, keine Kanalisation, wenn die Gassen noch auf den Straßen stehen. Sie ist rückständig, wenn in ihr keine eigene Zeitung erscheint, wenn täglich nur zweimal Post ausgetragen wird, wenn in ihr kein eigenes Theater ist, sondern nur von Zeit zu Zeit eine Wandertruppe sie beehrt. Wenn Sommers keine Kunstausstellung in ihr stattfindet, und man Winters nicht im Café und Lesemuseum sitzen kann, wenn Bibliothek, Archiv und Museum fehlen. Dann ist ein Ort rückständig.

Und wann ist entsprechend ein Staat rückständig? Wenn er keine Gymnasien und Hochschulen für Frauen hat, wenn er kein Krematorium hat.

Wann nennt man ein Jahrhundert rückständig? Welche Zeiten unserer Vergangenheit nennt man so? Es ist bekannt, die, welche keine Erfindungen und Entdeckungen, was wir so nennen, gemacht haben, keine Eisenbahnen und Luftschiffe erfunden haben, die Jahrhunderte der Hörigkeit und der Analphabeten, die

Jahrhunderte, die sich mit der Bibel begnügt haben. Sie mögen noch so viel geleistet haben vor einem ernsten Forum, um ihrer obigen Mängel wird ihnen die obige Bezeichnung angehängt, und sie müssen es sich gefallen lassen.

Und alles andere, was anders ist, wie obiges, was alles das besitzt, was in den aufgezählten Fällen fehlte, alles das ist nicht rückständig, sondern ist auf der Höhe!

Man wird erkennen, daß, je sachlicher gerade ein Urteil ist, desto leichter es angehen wird, die beiden Begriffe fast genau miteinander zu vertauschen.

Wir haben in einer früheren Betrachtung einmal von Gütern ersten Ranges und Gütern zweiten Ranges gesprochen. Erinnern wir uns hier an dieses Schema. Dasselbe verkehrt die obige Aufzählung und Wertung in ihr Gegenteil. Dasselbe gibt zu bedenken, daß nur die Pflege jener Güter ersten Ranges, Haus, Ehe, Kinderzucht, Religion, Recht, Sitte, Gesundheit auf das Prädikat Anspruch machen läßt, auf der Höhe zu sein, daß alles andere, und mag es momentan noch soviel glänzenden Aufputz haben, den Menschen, der sich mit seiner einseitigen Pflege abgibt, zur Rückständigkeit herabdrückt, an der zum Schluß, wenn nicht rechtzeitig Remedur eintritt, ein Volk zu Grunde geht. Nur eine Zeit, ein Jahrhundert, eine Volksschicht, die jene genannten Güter ersten Ranges klar und energisch ins Auge faßt, ist auf der Höhe, eine jede andere kann auf dieses Prädikat keinen Anspruch machen.

Der Mensch mag sich ja auch gelegentlich mit den anderen abgeben. Jeder Mensch hat seine Freistunden, die nicht mehr der Arbeit und noch nicht der Ruhe gehören. Da mag er tun, was er will. Da mag er für den Schmuck des Lebens etwas tun. Aber es gilt, die Augen offen zu halten für die Hauptsachen und sich nicht in Nebensachen verlieben. Haus, Religion und Gesundheit sind nötig für die Existenz eines Menschen und eines Volkes. Ob Bibliotheken und Archive, Handel und Gewerbe in Ordnung sind, ob Künste und Wissenschaften blühen, das alles ist Zuckerwerk und Zukost. Darauf kommt es nicht an. Die sind für Leben und Sterben eines Volkes irrelevant.

Sie alle heben nie vor einem ernsthaften Forum auf die Höhe. Die bewahren nie vor Rückständigkeit. Paris ist vielleicht

die sittlich verkommenste Stadt des Kontinents: Und besitzt die meisten Bibliotheken! Es müssen alle jene Dinge, wenn ein Volk gesund ist, immer nur die Kleider sein, die dem wahren Heiland zu Füßen geworfen werden. Ist es nicht so, so fängt ein Volk an zu sterben, auszusterben, wie wir es bald tun, wenn wir nicht unsern Schmeichlern glauben, die anders reden.

Man wähle statt des Wortes ‚rückständig‘ das Wort ‚abständig‘, dann wird der Zusammenhang klarer. Oder das andere ‚überständig‘. Man gebraucht sie bekanntlich im Forstbetrieb von Bäumen, die zu lange stehen geblieben sind, daß ihr Holz gelitten hat, ihr Kern faul geworden ist. Man bezeichne die späte Kultur unseres Volkes als ‚abständig‘, das wird sie treffen.

Einen gesund entwickelten Bauernschlag, er braucht noch gar nicht auf der Höhe des Immermannschen Hofschulzen zu stehen, wird man heutzutage in keiner Weise umhin können, als mehr ‚auf der Höhe‘ zu bezeichnen, wie sämtliche Kolonnen unserer heutigen Kultur, die ihre letzte Kraft mit Handel und Maschinen vergeuden, damit ein sogenanntes ‚goldenes Zeitalter‘ ins Leben rufen und alles alte, Gott, Haus, Gesundheit darüber vernachlässigen. — —

Was heißt heute Maschinen erfinden? Zeit gewinnen für seine Lüste! Was heißt heute handeln? Für drei Pfennige einkaufen, für vier Pfennige verkaufen! Da ist kein Rest von Idealismus mehr drin enthalten. Wenn einzelne das tun, so mag man das ertragen. Wenn ein ganzes Volk sich damit beschäftigt, so ist es abständig. Erfindungen hin! Erfindungen her! Neues Brot, neue Kartoffeln, neue Röcke und wenn das Jahr um ist, ein neuer Kalender! Aber alte Lehre, alter Gott und alter Trost! — —

Sehen wir zum Vergleich einmal ab von den verschiedenen Schichten in unserem Volke, und hin auf ebendieselben in der gesamten europäischen Bevölkerung. Wir treffen, wie jeder sieht, da denselben Unterschied zwischen unseren zwei Begriffen. Spanien, Italien und Griechenland sind abständig, Frankreich und Österreich sind es auch ziemlich; dann käme in der Reihe Deutschland; und noch weiter nach oben England. Man macht sich ja die Sache vom protestantischen Standpunkte aus oft zu leicht, indem man argumentiert

Die katholischen Länder sind die abständigen, die protestantischen die auf der Höhe stehenden! Der Zusammenhang dürfte mit nichten dieser sein. Es dürfte einfach so liegen, daß die katholischen Länder die alten sind, die, welche ihre Zeit heraushaben, und die evangelischen die noch erheblich jugendfrischeren. Aber an den Tatsachen dürfte das ja kaum etwas ändern.

Weshalb können Moral und Religion an dem heutigen französischen Volk nicht mehr schaffen und arbeiten? Wie hängt es zusammen?

Gewiß, der französischen Kirche fehlt die Bibel. Aber doch auch nicht einmal die ganze. Beim Mittagessen im Töchterkloster wird stets aus ihr vorgelesen. Daneben aber besitzt sie eine Menge von anderer trefflicher Literatur, ihre Livres pieux, voran des Thomas von Kempen „Imitatio‘, mit der sich sonst genügend arbeiten ließe: An der Unzahl von Neudrucken gerade des Thomas sind gewiß wir Evangelische nicht schuld. Also das Buch wird drüben in Menge gelesen. Viele Frauen wissen es halb auswendig, daß, wer seinen Inhalt kennt, sich fragt: Warum wirkt es nicht? Bei uns, in solcher Menge verbreitet und gelesen, würde es wirken! Warum wirkt das alles dort nicht?

Oder anderes! Ganz Frankreich, sein gesamtes Land und vielleicht seine gesamten großen Städte, ausgenommen Paris, würde, über die Separation von 1905 befragt, damals geantwortet haben: ‚Nein! Sie soll nicht eintreten!‘ Lyon, die zweitgrößte Stadt Frankreichs, eine Kaufmannsstadt ersten Ranges, würde mit ‚Nein!‘ gestimmt haben. Das ganze Land hängt an seiner Kirche. Es verwirft die Jesuiten, ihre anderen Orden hält es hoch, die Klöster für die Erziehung seiner Töchter, die damaligen unzähligen Klostergymnasien, die seine Söhne zum Bakkalaureat, unserem Abitür, brachten, hielt man hoch. Also man wählte seine Deputierten mit dem Auftrage, damals ‚Nein‘ zu sagen! Ein Deutscher fragt erstaunt: ‚Weshalb habt Ihr euch denn dann doch alles nehmen lassen? Habt von Paris, habt von euren Abgeordneten euch überrumpeln lassen, wenn die sich von Paris überrumpeln ließen?!‘ ‚Eh bien! La chose était toujours sur le tapis! Elle devait venir un jour! Les Français sont trop légers!‘

Das ist der Grund von allem! Die Franzosen sind wie die Wiener! „Wenn i mei Backhähndl hab und mei Viertel Roten, dann kimmert mi die ganze Welt nix!“ Die österreichischen Deutschen waren einst eisenhart, als sie zwei Jahrhunderte lang Türkenkriege führten und Wien auf dem Vorposten stand für ganz Europa. Und Frankreich war einst ebenso. Aber heute sind sie légers. Sie sind beide zu Jahren gekommen. Die Kampflust ist vorbei. Das Ruhebedürfnis ist sehr groß. Und seine Grundsätze bezahlt man nicht mehr mit Kampf. Von ein paar unternehmenden Pariser Deputierten läßt sich ganz Frankreich regieren. Und die Maßregeln der katholischen Kirche versagen an dem morsch gewordenen Material.

Sie versagen, wie bekannt, weit weniger in Deutschland, weil hier noch weit nicht der morsche Boden vorliegt, wie in Frankreich.

Oder nehmen wir wieder irgend ein deutsches Beispiel, es zeigt uns dasselbe! Wie waren früher bei uns oft die Landpastoren? Grob und roh! Sich streitende und trinkende Pfarrer waren nichts seltenes. Was für Geschichten kursierten von ihnen! Und sie hatten volle Kirchen! Und heutzutage sind sie tätig und rein. Und die Kirchen werden immer leerer. Das macht, das Publikum, die Volksschicht hat sich geändert.

Überall aber zeigt sich solche Abständigkeit eines Volkes und einer Volksschicht von neuem darin, daß man nicht imstande ist, der Hochkultur zu widerstehen, daß man deren Versuchungen erliegt und darin verweichlicht und verdirbt. Die katholische Kirche erkennt dieselben vollständig. Sie warnt laut genug. Aber ihre Völker haben kein Rückgrat mehr, ihren Worten zu folgen und den Versuchern der Welt zu widerstehen. Mit den anderen Völkern aber, die noch nicht verspeist sind, noch nicht abständig sind, wird ersichtlich nach demselben Muster verfahren. Jeder Zuziehende und jeder Draußenbleibende, Fürsten, Staaten und Völker werden alle mit denselben Netzen umsponnen, sie zu Fall zu bringen. Alles zu Stadt machen, mit Schmeicheln und Drohen jedes Rückgrat brechen, willenlos und widerstandslos alles aussaugen und dann als wertlos bei Seite werfen: Damit ist die Abständigkeit alsdann vollendet! Es ist alles grober und feiner Bauernfang. Vestigia terreant!

56. Abhärtung und Verweichlichung.

Ob der Mann oder das Weib die härtere, festere Seele hat, wird eine nicht ganz leicht zu entscheidende Frage sein. Auf jeden Fall, wenn die Dinge natürlich liegen, noch nicht zu sehr in die Großstadt hineingeraten sind, ist das Weib derjenige Teil, der sich erfahrungsgemäß schwerer auf den falschen Weg bringen läßt. Alle ethische und religiöse Entartung fängt erfahrungsgemäß beim Mann an. Unter normalen Verhältnissen findet man entschieden an diesem Punkte mehr Tugenden bei Frauen, mehr Laster beim Manne. Die Frau behält länger den Sinn für alles richtige.

Sie behält auch länger den Sinn für alles praktische. Sie findet besonders in den schwierigsten aller Fälle, wo aus irgendwelchen Rücksichten das Recht einmal etwas gebogen werden muß, in diesen ganz besonders schweren Fällen, eher einen Ausweg, der wieder in ruhigeres Fahrwasser führt.

Aber jedenfalls, diesen beiden Punkten gegenüber steht es jenseits aller Diskussion fest, daß der Mann die stärkere Körperkraft hat. Der Punkt steht wahrscheinlich fester, wie jene beiden. Die Körperkraft ist unstreitig ein eigentümlicher männlicher Reichtum.

Und es ist die stärkste aller Verweichlichungen, die uns noch einfach unser gesamtes politisches Dasein kosten wird, die, daß diese Körperkraft in unserer Kultur und Hochkultur so schmählich außer Acht gesetzt und verdorben wird: Man denke an alles, was heutzutage Ladenjüngling, Student, Schaffner oder Portier oder Fabrikarbeiter ist. Und was in unserer ganzen männlichen Stadtjugend ist heute nicht eins von diesen!

Wer stets in ihrer Luft lebt, dem fällt es, wie zuletzt alles, nicht mehr auf. Wer von außen kommt, verwundert und entsetzt sich jedesmal von neuem darüber! Eine Manneskraft wird, wenigstens jahrelang, wenigstens die besten Lebensjahre über, dazu ausgenutzt, im Scherenladen oder Zeugladen zu sitzen, süß zu schwatzen, jedem Publikum nach dem Munde zu reden und alles, was es gibt, ihm aufzudrängen. Damit füllen sich Männerjahre aus. Andere haben als Schaffner und Portiers die

nichtigsten kleinen Beschäftigungen wahrzunehmen, Billets auszuteilen, oder zu knipsen, vom Morgen bis zum Abend eine Tür oder einen Windfang auf- und zuzuklappen u. s. f. u. s. f. u. s. f.

Die gesamte Fabrikarbeit ist nicht viel besser. Bei welcher davon kommt wirklich die kraftvolle Eigenart des Mannes zur Verwendung?! Bei den Gießereien. Aber man kommt in Verlegenheit, solche normaleren Berufe in der Hochkultur zu finden. Die oberen zehntausend bemühen sich, solche Mängel etwas durch Sport auszugleichen. Aber was bringt das? Abgesehen davon, daß in allem Sport im Gegensatz zu aller normalen kräftigenden Arbeit jenes bekannte ehrgeizige Element mit steckt, das ihm wieder regelmäßig fünfzig Prozent Abbruch tut!

Es liegt an dieser Stelle eine unglaubliche Verweichlichung. Wie gesagt, wer immer unter ihr lebt, merkt sie nicht einmal so, glaubt, wenn der Mann immer noch stärker bleibt, wie die mit verweichlichende Frau, die Dinge seien in Ordnung.

Die Kultur sollte alles und jedes tun, in diesem Punkt klar zu sehen und ihrer Lebensprinzipien zu erkennen. Sonst liegt naturgemäß hier ihre selbstverständlichste Todesursache. Der polnische Arbeiter, der auf die deutschen Güter geholt wird, liegt den ganzen Tag mit der Nase auf der Erde und findet nichts dabei. Und der Deutsche verläßt die Körperarbeit und verkommt in entnervender Kopfarbeit oder entnervender Arbeit, die keine Arbeit mehr ist. Was wird das im Notfall für Regimenter geben!

57. Gehen und Fahren.

Die Kultur verlernt das Gehen. Die Tatsache braucht nicht weiter bewiesen zu werden. Sie ist aber um so fataler, als das Gehen die einzige Leibesbewegung ist, die ihr, genau genommen, noch zur Verfügung stand. Was will der deutsche Sport, den man sich ausgedacht hat, ernstlich für sie besagen. Wieviel Menschen, in Zahlen angegeben, beteiligen sich am Rudern oder am Tennisschlagen? Und alle die so normalen und prächtigen,

so nicht als Luxus erfundenen, sondern naturnotwendigen Leibesbewegungen, die alle Landwirtschaft mit sich bringt, die noch zu unserer Väter Zeiten 60 % und heute nur 15 % von Deutschland übten, die sind ihr verschlossen. Säen, Mähen, Pflügen, Heuen, Graben, eine wie die andere so viel besser noch als das Gehen, so gleichmäßig den ganzen Körper in Bewegung setzend, sind ihr verschlossen. Wie mancher Rheumatismus, der tagtäglich in der Elektrischen spazieren gefahren wird, ließe sich mit Leichtigkeit in die Erde eingraben, wenn dem Betreffenden das Graben nur überhaupt noch läge, wenn der Arzt dergleichen nur überhaupt noch mit in Erwägung ziehen könnte. Das Gehen ist die einzige Körperbewegung, die dem Menschen in der Kultur von so vielen übrig geblieben ist. Und auch die geht immer mehr verloren.

Die Eisenbahnen sind ja nicht das Schlimme. Gewiß, daß Deutschland heute auf den Brocken und den Drachenfels hinauffährt, wird wohl außer den betreffenden Drahtbahnaktionären und Hoteliers kaum jemand für eine Verbesserung halten. ‚Leidende und Alte!‘ wenden die menschenfreundlichen Unternehmer ein! Ja, wenn nur nicht alle Jugend mitverführt würde, und der ganze Bau in der Hauptsache nicht gerade auf sie eigentlich berechnet wäre! Auf die Trägheit der Menschen rechnen, bringt fast immer Geld ein, aber die Rechnung ist nicht edel. Also die Eisenbahnen sind im allgemeinen nicht das Schlimme. Denn im allgemeinen befahren sie nur Wege, die der Mensch überhaupt zu Fuß nicht zurücklegen kann. Das eisenbahnfahrende Deutschland ist in anderer Beziehung nicht das beste Deutschland. Aber von Berlin nach Paris kann niemand gehen. Dem Gehen, wenn davon gesprochen wird, tut das Bahnfahren im allgemeinen keinen Abbruch.

Auch von dem Automobil soll nicht geredet werden. Das Automobil wird nie Volksfahrzeug werden. Die hochmütigen Dinger werden nie Allgemeingut werden. Ihre Hoffart würde ja mit ihrer Allgemeinheit schwinden. Aber Gott bewahre Deutschland vor solchem Reichtum und unsere Landstraßen vor solcher Unsicherheit. Also diese Maschinen mögen in anderer Beziehung ihre erheblichen Schattenseiten besitzen. Jedenfalls aber, die sie benutzen, für die sie einen Ersatz des Gehens durch Fahren bedeuten, fallen der Zahl nach für die Nation nicht ins Gewicht.

Gar endlich dem Fahrrad wird man am wenigsten Vorwürfe machen dürfen. Es ist mit ihm ja nicht diejenige normale und naturgemäße Bewegung verbunden, wie mit dem Gehen. Der erradelte Appetit, wie jeder weiß, kommt nicht dem ergangenen gleich. Es ist ja auch im wörtlichen Sinne wiederum eine Ablösung des Gehens durch Fahren. Aber jedenfalls, bei alledem, es bleibt Bewegung, es bleibt Körperbewegung dabei. Gehen wird nicht ersetzt durch eigentliches Fahren, Sitzen, Sitzen und wiederum Sitzen.

Nein, das Schlimme sind die elektrischen Bahnen, die ‚Elektrischen.' Die sind es, die so eigentlich den Großstadtmillionen das Gehen abgewöhnen.

Die beiden Katheten können schon heute noch so lang sein, der rechte Winkel kann noch so spitz werden: Man fährt sie lieber, als daß man die Hypothenuse geht. Wo man früher eine halbe Stunde mit Vergnügen ging, scheut man heute vor fünf Minuten zurück. Der Großstädter macht zum Schluß nur dahin noch Ausflüge in seine Umgebung, wohin er mit der ‚Elektrischen' kommen kann.

Mitten im Stadtpark liegt ein prachtvoller Schlittschuhbahnteich. Goethe ist auf ihm gelaufen. Klopstock hat auf ihm seine Eislaufoden gedichtet. Man rechnete es sich zu einer Art stillen Ehre an, jedes Jahr noch auf demselben Spiegel Bogen und Kreise ziehen zu dürfen. Er ist zum ersten Male völlig verödet! Schon jahrelang nahm der Besuch ab. Der Pächter bekam seine Kosten nicht mehr heraus. Dies Jahr hat er zum ersten Male auf alles verzichtet. Die prachtvolle Bahn liegt völlig unbenutzt da! Und warum das alles! Aus dem einen Grunde, weil man bis zu ihr von der Elektrischen aus zehn Minuten gehen mußte! Bis an sie heran werden die Schienen nie kommen, das ist ausgeschlossen. Da haben ein paar findige Köpfe an irgend einer Haltestelle zur Seite ein paar Gärten gegossen. Und sie haben richtig gerechnet: Den klassischen Eisspiegel haben Mann für Mann die Besucher aufgegeben.

Es brauchen keine Beispiele dafür angeführt zu werden, wie sehr auf solche Weise alles Gehen von der Zeit der Väter her abgenommen hat. Jeder weiß: Wieviel ging man da noch!

Sonnabend nachmittag um zwei verließ man das Haus. Um vier war man am Ziel. Von vier bis fünf trank man ein Glas Bier, von fünf bis sieben ging es wieder zurück. Und es war ein sehr gesunder Nachmittag gewesen. Oder man fuhr mit der Bahn ins Gebirge, ging dort stundenlang umher, und kam todmüde zurück: Und ging dann noch die halbe oder dreiviertel Stunde vom Bahnhof in die Wohnung hin! Es war entschieden alles ein ganz anderes Werk, als wenn der moderne Großstädter im Herbst sich alle 14 Tage auf die Jagd bemüht, und hin und zurück fährt und fährt und fährt er.

Es braucht nichts weiter darüber gesagt zu werden, was es bedeutet, wenn die letzte der naturgemäßen Körperbewegungen, die unser Volk von früher her besitzt, ihm noch genommen wird. Solche Trägheit treibt ein Volk eine Generation lang. Länger nicht!

Welch ein Schade ist es, daß es der Fabrikwelt gelungen ist, unsere sämtlichen Fürstlichkeiten, sämtliche Beamte von Ansehen und Vermögen gänzlich in Automobilluft einzuwickeln, durch geniale Chauffeure es einfach zu verhindern, daß ihnen ein Unfall auf der Fahrt widerfährt.

Was wäre es für ein Glück für Deutschland, wenn auch einmal eine Anzahl Prinzen an die Telegraphenpfähle geschleudert würde. Aber das wird nie passieren. Nie!

Was wäre es für ein Glück für Deutschland, wenn unsere 20 Fürsten noch draußen auf ihren Schlössern säßen. Welcher Dynast ist eigentlich der erste gewesen, der den Lockungen seiner Hauptstadt erlag und sich ihr auslieferte!?

58. Reden und hören.

Wir wiederholen: ‚Jeder beschreibt ein Jahr deutscher Geschichte. Das gibt 1000 Dissertationen. In zehn Jahren wird alles auf Grund neuer Quellen und Publikationen wieder umgeschrieben. Gibt wieder 1000 Dissertationen. Nach zwanzig Jahren wieder. Dasselbe für England, Frankreich und jeden anderen Staat. Gibt neue Tausende von Dissertationen. Je

10 oder 20 oder 100 Jahre zusammengefaßt, geben ein fünfbändiges Werk. Alle zehn Jahre werden auch sie wieder umgeschrieben.' ‚Nehmen wir an, es gibt 100 natürliche Pflanzenfamilien und 100 Länder auf Erden, das gibt 10000 Werke über Botanik. Die Kruziferen in Deutschland, die Kruziferen in Brasilien, die Kruziferen in Sibirien. Die Papilionazeen in Deutschland, die Papilionazeen in Brasilien, die Papilionazeen in Sibirien. Alles alle zehn Jahre neuzuschreiben! Es soll auf einer Sternwarte in Amerika der nächtliche Himmel stündlich zehnmal automatisch photographiert werden. Das gibt pro Nacht 100, pro Jahr 36000 Bilder.' Wir zitierten im Zusammenhange damit die ‚senectus loquax'. Wir verglichen solche Neigungen in einem Volke mit den ähnlichen Neigungen im Alter des einzelnen Menschen, mit uferlosem Gerede die Aufmerksamkeit der Jugend in Anspruch zu nehmen, die mehr oder weniger nichts davon hat.

Denken wir an etwas anderes, ähnliches! Wenn irgend eine Versammlung, ein Kongreß in wenig von der Kultur durchzogener, und ein ebensolcher in reich von ihr durchzogener Gegend stattfindet, so wiederholt sich jedesmal von neuem derselbe Unterschied betreffs der Debatte: Einmal eine solche langsam, träge dahinfließend, das andere Mal eine lebhafte. Das eine Mal schließt der Herr Vortragende seine Ausführungen, der Vorsitzende fordert auf, sich zum Worte zu melden, niemand meldet sich, und er muß selbst seiner Pflicht nachkommen, Debattelücken möglichst mit eigener Kraft auszufüllen. Und das andere Mal — wunderlich fast zu sagen! steht die Liste der Debatteredner oft fest bereits ehe der Vortragende überhaupt seinerseits ein Wort gesagt hat! Ist der Vortrag zu Ende, dann wird auch zugleich bekannt gegeben, daß die Debatteliste geschlossen ist. Wer sich zu ihr meldet auf Grund des Gehörten hin, der, kann sein, findet keinen Platz mehr. Es ist wunderlich zu sagen! Aber wünscht jemand eine solche lebhafte Debatte zu haben, so muß er nur seine Tagung in eine solche entsprechende Kulturgegend Deutschlands hineinverlegen. Es wird dann die Rednerliste sich ganz von selbst füllen.

Es ist zum Schluß das Verhältnis dieses, daß alle Natur damit anfängt, daß jeder hören will und niemand möglichst reden.

Und in der höchsten Hochkultur will niemand mehr hören und jeder will reden. Wien und Paris heutzutage sind so. Man denkt an Quintilians ‚Acht Bücher von der Beredsamkeit' im alten Rom. Wir haben die Kunst der Rede bei uns bis jetzt noch nicht in der Weise ausgebildet. Bei uns ist noch so vielerlei übrig von der alten soliden Auffassung: ‚Und wenns euch ernst ist, was zu sagen. Ist's nötig, Worten nachzujagen.' Aber wir steuern abermals durchaus auf die Pariser Auffassung der Sache hin, die Redekunst für eine Kunst über alle Künste zu achten, Worte zu haben, auch wenn man nichts zu sagen hat.

59. Mittelpunktlos und zentralisiert.

Wir haben die Sache nicht, und damit haben wir kein Wort für sie und müssen uns mit einem Ungetüm wie dem obigen durchschlagen.

Nein, wir haben die Sache nicht! Daß ein Ding Mittelpunkte und Pointen habe, ist jederzeit die Hauptsache an ihm. Mittelpunkte und Pointen machen es lebensfähig, ihr Fehlen entscheidet über seinen Tod. Zugespitzt werden muß alles, bis die Katastrophe kommt. Denn nichts tut der Mensch von heute lieber, wenn man ihn auf Herz und Nieren prüft, wie Katastrophen zuschauen, die ihn nichts angehen! Wenn die Szene im Fotheringhaypark kommt, daß Maria und Elisabeth langsam ins Gespräch geraten, dann leiht der Nachbar dem arglosen Primaner im Stehparkett das Opernglas aus, und wenn die folgenreiche Aussprache vorbei ist, dann gibt er es ihm liebenswürdig dankend zurück.

Also wir besitzen keine Mittelpunktslosigkeiten!

Aber frühere Zeiten besaßen sie!

Es tritt einem entgegen, wenn man die alten holländischen Galerien durchwandert, die von den ungeheuren, den kolossalen Zeiten berichten, wo Bärenkämpfe und Seeschlachten dem Holländer zum täglichen Zeitvertreib gehörten, wo er seinen achtzigjährigen

Freiheitskampf kämpfte. Also daneben und dabei Mittelpunktlosigkeit in seinen Bildern! Es ist ein verwunderliches Nebeneinander, eins der verwunderlichsten, die es je mit gab, und doch eins der naturgemäßesten für jeden, der Mittelalter und mittelalterliche Art würdigt.

Wie ist heute jedes Bild, das ein Bild sein will, das auf die Jury und auf Käufer rechnet, wie gesagt, auf Mittelpunkte zugespitzt. Man vergleiche, wenn man nichts anderes zur Hand hat, die berühmten Friedrich Prellerschen Sachen. Wie ein kunstvoll komponiertes Festdiner mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinem émotions fortes, auf die immer nach je drei Gängen von neuem hingearbeitet wird.

Wieviele von den alten holländischen Bildern wollen dem gegenüber so wenig oder so nichts zu sagen haben! Sie könnten ebensogut nach rechts oder links noch einen halben oder ganzen Meter weiter gehen. Ihr Vordergrund ist ebenso sorgfältig ausgeführt wie ihr Hintergrund. Der eine soll nicht herrschen, der andere nur zum ‚Hintergrund‘ bestimmt sein. Eine Nachlässigkeit für Nebensachen und eine minutiöse Sorgfalt für Hauptsachen gibt es nicht. Und jeder weiß, der Ruysdael und Hobbema bleiben doch, was sie sind. Ihre ungeheuren Preise bezahlt man nicht für sie, weil sie zu der modernen Seele sprächen, sondern weil die Weltgeschichte entschieden hat, daß dies nicht der einzige Wertmesser sein darf für Kunstwerte.

Mittelpunktlos und zielvoll! Mittelpunktlos und zentralisiert! Man könnte auch den Vergleich anwenden: Material und System!

Verweilen wir einen Augenblick bei der letzten Phase unserer Geschichtsschreibung. Die Entwickelung derselben ist besonders charakteristisch. Der gesamten früheren Chronistik und Materialsammlung gegenüber, in der sich das Mittelalter erschöpfte, ist sie eine Geschichte des Systems.

Es ist bekannt, daß Ranke, der Altmeister, zum Schluß doch ein gut Teil schneller in den Hintergrund getreten ist, als die Seinigen wohl gemeint haben, eben deshalb, weil er mit nichten ausschließlich Historiker war, nur allein von der Verarbeitung der Quellen gelebt hatte. Auch er teilte das Schwierige, das aller-

Geschichtsphilosophie anhaftet, auch er war Geschichtsphilosoph. Es war im letzten Grunde der Sturz Hegels, der auch ihn noch mit in die Tiefe riß! Ranke war nicht Hegelianer in dem ausdehnten Sinne, wie eine Menge Historiker vor ihm. Er trieb keine Geschichtskonstruktion, von der jeder ein kleines, aber charakteristisches Beispiel in seinem Bücherschranke hat in Heines ‚Romantischer Schule'. Er war weit davon entfernt, die souveränen Tatsachen in eine solche Sklaverei der Idee zu zwängen. Aber die Ideen durchzogen doch auch überall seine Bücher, die Idee des Absolutismus, die Idee der Volkssouveränität, die Idee der Ehre, die Idee der Nützlichkeit, die Idee der Zentralisation, die kirchlich religiöse Idee. Sie waren Ranke mehr als nur Gedankenabstraktionen, hinterher von Tatsachen abstrahiert. Sie waren etwas materielleres, konzentrierteres. Sie gingen ihm oft genug aus Gott hervor und setzten sich in der Welt durch. Und die Welt war nur ‚Schein'!

Und die rächte sich dafür und fing an, vorzeitig dem Meister an Krone und Mantel zu zerren! Ranke war im letzten Grunde stets Universalist gewesen. Seine englische, französische und deutsche Geschichte, selbst seine Hardenberg- und Wallensteinbiographie sind geschrieben sämtlich vom Standpunkte des Universalismus aus. Überall wird beim einzelnen nach dem Fortschritt des Ganzen dabei gefragt. Die Geschichte der Päpste, diese an sich auf Universalismus angelegte Monographie, war sein bestes. Eine Idee der Gesamtmenschheit beherschte ihm alles! Und das änderte sich eines Tages. Rankes Ideenlehre fiel, wie Hegel fiel, die Ideen wurden eines Tages Nebensache, und der ‚Schein' wurde Hauptsache. Die Menschheit trat ihre Bedeutung an die einzelne Nation ab. Man fragte nicht mehr: Schreitet die Weltgeschichte fort? sondern: Wie entwickelt sich das einzelne Volk? Und allerhand wirtschaftliche und soziale Gedanken, die einzelnen Kapitel der Kulturgeschichte drängten sich als glückliche Parvenus in den Vordergrund. Man dünkte sich weit entfernt von aller Welt des Allgemeinen. Ein Jahrhundert der Einzelforschung sollte beginnen. Erst nach langer Zeit könnte vielleicht wieder zusammengefaßt werden. Man meinte, nach Rankes letzter würde man nie wieder vor der Hand eine Weltgeschichte schreiben!

Indes der moderne Mensch müßte nicht moderner Menschsein, wenn er imstande sein sollte, solches Gelübde zu halten, sein Leben in der sandigen Einzelforschung hinzubringen und nicht zu jeder Zeit zu hungern nach Überblick und Zusammenfassung. Ein junges Volk kann so etwas, wie Kindheit und Jugend es können. Das Alter im Volk wie im Menschen kann es nicht. Die Tatsache beglückt es bloß als Teil im ganzen! Und so kam man denn unendlich schnell zu den Weltgeschichten wieder zurück, nur, daß sie nach anderen Grundsätzen aufgebaut waren, aus anderem, oft früher perhorreszierten Material, und daß man sie nicht Weltgeschichte, sondern Rassengeschichte oder Kulturgeschichte nannte! Gobineau, der ein halbes Jahrhundert begrabene, wurde übersetzt und in die wissenschaftliche Welt eingeführt, und legte alles nach der Idee der Rasse zurecht. Lamprecht hatte sechs Ideen, nach denen jedes Volk sich entwickeln sollte von der Tiefe bis zur Höhe. Chamberlain ließ die Idee des Germanentums alles beherrschen. Rickert die des Individuums, Breysig die drei von Jugend, Mittelalter und Alter.

Man hat ihnen allen gegenüber den doppelten Eindruck: Einmal, es sind alles keine neuen Hegelschen Ideen. Dazu besitzen sie alle zu wenig Poesie, haben sie alle zu viel Fleisch und Blut an sich. Sie sind nicht in der Gelehrtenstube ausgedacht hinter halbverhängten Fenstern, sondern sind in ganz anderer Weise doch Diebstahl an der Natur. Aber dazu die andere Frage: Sind sie alle richtig!? Wie viele neue werden noch hinzukommen! An jeder einzelnen von ihnen, wenn die Geschichte der Menschheit in ihr Licht gerückt wird, kann ein junger Gelehrter sich die wissenschaftlichen Sporen verdienen. Und jede einzelne berauscht, wie jede einigermaßen weittragende Idee berauscht. Aber welche von ihnen allen berauschen nicht nur, welche nähren? Welche sind richtig? Es wird aufs äußerste schwer zu sagen sein, da sie sämtlich eine relative Wahrheit ohne Zweifel besitzen. Welche sind aber absoluter wahr?

Sicher am fatalsten erscheint ja das Chamberlainsche Werk. Schon daß es durch seinen Universalismus des Germanentums dem Leser ein leises Lächeln auf die Lippen spielt, läßt derartiges vermuten. Raffael und Michelangelo und Christus werden zu Germanen gemacht. Vielleicht macht eine neue Bearbeitung auch

die Japaner zu Germanen, die sich seitdem hervorgetan haben. Man ist geneigt, trotz aller Einzelgelehrsamkeit das Ganze als eine wüste und grobe Schmeichelei zu bezeichnen, die für den Hochmut mit sorgen wird, hinter dem der Fall kommt. Es rechnet darauf, daß Schmeichelei nicht voll genug gesagt werden kann, sie wird doch geglaubt. Zu fragen, welche Rasse die höchste sei, ist die alte Frage, welcher Apfel ist der beste, welche Frucht schmeckt am besten, oder ist Goethe oder Schiller größer? Gobineaus Größe ist sicher nicht sein ähnliches Loblied auf die Arier, sondern sein anderer großer Gedankengang von der Reinhaltung der Rasse. Das ist Beobachtung der Natur. Dieses Gesetz findet sich hundertfach in der Natur wieder. Rassenmischungen im allgemeinen geben nichts. Ergeben sie aber einmal doch etwas, dann ist die Reinhaltung der neuen Rasse von höchster Wichtigkeit! Wie steht es mit Lamprechts Ideen? Als Ideen bezaubern sie, aber sie schmecken wieder sehr nach Spekulation, weit weniger nach Exzerpt aus der Natur. Wie steht es mit Rickert? Überragen die Individuen derartig die dazwischen liegende Gemeinschaft? Am meisten von allen mutet Breysig an mit seinen drei einfachen großlinigen Gedanken Jugend, Mittelalter, Alter. Die stammen nicht aus Stubenbetrachtung. Die überkommen jeden Einzel- und Gesamtorganismus. Sollen sie nicht mit Sicherheit auch jeden Volksorganismus, jede Nation überkommen?

Es wird sehr schwer sein, über jedes solche vorhandene oder noch ausstehende Prinzip der Geschichtsphilosophie ein sicheres Urteil abzugeben. Sein Vorkommen an reichlichen Stellen im Gesamtverlauf der Welt dürfte vielleicht eine Bürgschaft sein für seine richtige Konstruktion!

Indes lassen wir alle solche Erwägungen über ihre Brauchbarkeit oder Nichtbrauchbarkeit bei Seite! Denken wir nur daran: Was für ein ganzes zielvolles Weltsystem repräsentiert doch jedes einzelne der genannten Werke von neuem! Jedes ein Eiffelturm!

Oder sehen wir auf Kleineres! Mit welch besonderer Betonung trug Ritschl, der Theologe, seiner Zeit es vor, was er bringe, das sei ein System. Ein System sei ein Gebäude, in dem jeder Punkt sich auf jeden anderen bezöge. Die Theologie, die bisher dagewesen sei, sei kein System gewesen! Daß der

Mensch einst vollkommen erschaffen sei, daß dann der Satan die gesamte Schöpfung über Nacht in Stücke schlagen konnte, daß nun die Trümmer Jahrhunderte lang daherlagen, und daß zum Schluß Gott doch im Gottessohne nun etwas noch Vollkommneres schuf: Das ist sich wiedersprechendes Einzelmaterial, aber das ist kein System! Daß das Böse vom Satan herstammen soll, und daß andererseits der Mensch für seine bösen Taten selbst soll verantwortlich sein, das ist sich widersprechendes Einzelmaterial, aber das ist kein System! Daß der Mensch in die Erbsünde hineingeboren werde, für die er persönlich nichts könne, und daß er doch sein ganzes Leben lang etwas soll dafür können, bis zu jedem seiner Worte hin: Das ist Material, aber das ist kein System! Und Ritschl baute nun ein System auf, das in der Tat ein System war, das nicht auf Schritt und Tritt voll war von Widersprüchen, in dem nicht § 20 gelegentlich das Gegenteil sagte von dem, was § 10 dagewesen war. —

Man muß ja sagen, alle Natur arbeitet eigentlich ohne Höhepunkte, arbeitet nicht auf Mittelpunkte hin. Wie selten hat eine Aussicht einen Mittelpunkt, ein Alpenpanorama einen Mittelpunkt! Wie auf dem niederländischen Bilde könnte es auch da nach rechts und links noch zehn Meilen so weiter fortgehen. Ist es einmal anders, findet sich einmal wirklich ein Mittelpunkt, so nennen wir das ausdrücklich ‚malerisch'; und wie oft, wenn dieser Mittelpunkt fehlt, hilft der Maler, wie bekannt, dem Mangel einfach nach! Und wie bei dem Alpenpanorama, so überall. Wenn man wahllos, ganz wahllos einen Griff in die Natur tut, dann wird man sicher unter 100 mal 90 oder 99 mal ein Stück ohne Mittelpunkt greifen, welches dann, wie gesagt, der frühere Maler so verwenden konnte, der heutige umarbeiten muß daraufhin, daß es einen Mittelpunkt erhält, ein Hauptereignis, ein Hauptlicht, einen Hauptschatten, dem alles übrige sich unterordnet. Ein Griff in moderne Kunst hinein liefert fast jedesmal einen Mittelpunkt.

Man wird sagen dürfen, nochmal, überhaupt die gesamte mittelalterliche Kunst arbeitet ohne Mittelpunkte. Man denke an das Nibelungenbild. Es enthält eine ganze Anzahl von Höhepunkten, die alle einander koordiniert sind; man denke an jedes Märchen. Rotkäppchens Gespräch mit dem Wolfe, Rotkäppchens Gefressenwerden,

Rotkäppchens Befreiung: Es sind alles gleichwertige Höhepunkte. ‚Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch!‘ Das heißt abermals: So könnte es nun auch wieder noch zehn Meter lang weiter gehen. Man vergleiche dagegen Schillers Maria Stuart: Doch nur die Szene in Fotheringhay ist der eine Mittelpunkt. Der Illustrater holt sie stets zuerst heraus.

Man wird sagen dürfen, daß das ganze verwunderliche, absonderliche, unsympathische, das für uns eigentlich alle mittelalterlichen Gedankengänge an sich haben, die Empfindung, daß man sie sozusagen nie recht fassen kann, zum Schluß immer darin liegt, daß es ihnen an Logik und Systematik fehlt, daß sie nie eigentlich auf Mittelpunkte hinarbeiten, daß ihnen diese moderne Eigenschaft einmal nicht gegeben ist. Die mittelalterlichen Gedankenläufe sind wie die mittelalterlichen Straßenläufe, von denen man wohl weiß, wo sie anfangen, aber nie, wo sie enden. Sie haben beide etwas von dem natürlichen Lauf eines Flusses an sich, von dem auch keiner voraussagen kann, wo er einmal enden wird.—

Aber fragen wir: Was hat es für Wert, solche modernen Eiffeltürme auf allen Gebieten aufzubauen!? Wahrscheinlich denselben Wert oder Unwert, den der Pariser wirkliche Eiffelturm hat. Solche Dinge entstehen ja einmal in einem bestimmten Lebensalter eines Volkes.

Aber eine einzige gut eingeführte Ehe ist wahrscheinlich mehr wert.

Und hinterläßt mehr Segen. — —

‚Zentralisation‘! Man weiß, wie eifrig unsere Hochkultur diesen Begriff geschaffen hat und wie sie ihn überall pflegt. Er geht durch alle Großindustrie, durch allen Großhandel. Zuletzt läßt auch die Bureaukratie sich verführen und ahmt ihn nach. Berlin möchte in allen Dingen bis zum Nadelknopf hinab ganz Deutschland bestimmen! Und man weiß, wie dieses Prinzip wild macht. Druck erzeugt Gegendruck. Wenn man sich auf der ganzen Linie eines Tages miteinander stehen wird, wie der große Fabrikdirektor mit seinen geknechteten Arbeitern steht, auf Feindschaft und wieder Feindschaft, dann wird man's mit Schrecken erkennen! ‚Vor dem Sklaven, welcher die Kette bricht! Vor dem freien Mann erzittere nicht‘! Das ist Zentralisation und Dezentralisation, Mittelpunktlosigkeit.

60. Bodenständige und flüchtige Kunst.

‚Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt, Einen Freund am Busen hält und mit dem genießt!‘ Das prägnanteste Beispiel für solche goethesche Flucht aus der Wirklichkeit, die der Dichter, der alte Garçon, bekanntlich oft und weitgehend geübt hat, ist die europäische Kunst der letzten Jahrhunderte gewesen! Es ist bekannt, wie diese, gleich vielen anderen Erscheinungen, schon seit 1750 sich nach und nach zu einem großen europäischen Gesamtblock zusammengeschmolzen hat. Und über diesen kompakten Gesamtblock von Kunst ist von da bis heute hin eine Flucht gekommen, daß sie ihre Gegenwart, ihr Milieu, in dem sie lebt, ihr Milieu, das sie trägt und erzeugt, das sie betrachtet, das sie käuft, flieht. Die Flucht war eine verschiedene. Man floh in die Antike. Man floh in das Mittelalter, in deutsches oder italienisches Mittelalter. Man flieht in den Orient. Man flieht zu den Bauern. Auf jeden Fall aber: Man flieht.

Wir betrachten frühere Kunst, noch kurz vorher. Wir betrachten eine Radierung von Callot aus den ‚Misères de la guerre‘. Das ist keine fliehende, das ist bodenständige Kunst. Der Künstler gibt seine Gegenwart wieder. Die fünfzig Erhängten an dem Eichbaum hat seine ganze Gesellschaftsklasse, in der und aus der heraus er malt, mit angesehen, vielleicht mit geliefert. Die Hängenden oben, die Offiziere unten, die Priester mit den Kruzifixen, die Soldaten mit den Hellebarden, das alles war seine eigene Gegenwart, war sein Milieu. Dem Manne fiel nicht ein, Penelopen und Andromachen zu malen oder Fiesolesche Figuren oder Mauren und Sarazenen.

Oder noch Watteau! So anders seine Bilder sind, so stimmen in diesem Punkte aufs Haar Watteau und Callot miteinander überein. Diese charmierenden Damen und Herren, die wie lauter Flitterwochenleute über die Leinwand hinkosen, der Spitzenjabot-Sänger zwischen ihnen und die King Charlos, das alles war ebenso für den Maler sein Milieu, seine gegenwärtigste Gegenwart. Die Leute waren seinesgleichen, die er zu sich rechnete und sie ihn zu sich,

die erst ihm Modell saßen und dann seine Bilder, auf denen sie sich wiedersahen, kauften. Der Maler kam abermals nicht auf den Gedanken, Penelopen und Andromachen zu malen, Mauren oder Sarazenen, die es in Frankreich allesamt nicht gab.

Und wie er, so bis dahin eigentlich alle. Die Renaissance hat man Renaissance genannt, ‚Wiedererstehung des Altertums‘ od. dgl.! Mit höchstem Unrecht! Gewiß, sie fing damit an. Wie die griechische Kunst mit orientalischen Brocken anfing, ehe sie selbst gehen und reden lernte, so hat die Renaissance, ehe sie dasselbe lernte, mit einigen echt antiken Stücken gearbeitet. Pisanos Kanzel in Pisa enthält einige echt antike Reminiscenzen, ja Kopien. Aber, wie jeder weiß, das wurde gründlich anders. Das hörte gänzlich auf, so wie die orientalischen Reminiscenzen bei Phidias aufgehört haben. Die Figuren in Lionardos Abendmahl, die 53 Madonnen Raffaels, oder wie viel echte man deren zählt, das waren ganz gewiß keine Griechen oder alte Römer, sondern Italiener, Vollblutitaliener und -italienerinnen. Lionardo, Raffael und Michelangelo und der ganze glänzende Stab, der sich ihnen damals anschloß, die allesamt waren Gegenwart, boten Gegenwartskunst.

Neben einem Watteauschen Bilde hängt ein Poussinsches oder ein Lebrunsches. Jünglinge und Jungfrauen in griechischen Faltenwürfen tanzen einen Reigen. Ein geflügelter Gott spielt eine antike Leier. Genien bevölkern die Winkel des Bildes, Heroen flankieren seine Seiten. Oben fährt ein Götterwagen in den Wolken hin, Apoll mit seinen Musen od. dgl. Oder Ludwig XIV. ist in einen solchen Wolkenwagen gesetzt. Und abermals Musen und ähnliche Damen und Herren ziehen und geleiten denselben durch die Lüfte hin. Da sehen wir die europäische Kunst auf ihrer Flucht. Die Holländer verwarf der Sonnenkönig als ‚Magôts‘. Solche Sachen blühten auf.

Poussin und Lebrun waren einige erste Beispiele davon. Der ganze Block europäischer Gesamtkunst aber machte wie auf Kommando dieselbe Wendung rechtsumkehrt. Die Ästhetiker gingen voran, die Künstler ließen sich betören und folgten nach, und seit 150 Jahren flieht man die Heimat. Ludovico Dolci fing an. Der französische Ludovico Dolci wurde Labruyère. Der holländische

Labruyère wurde Gerard de Lairesse. Der deutsche Gerard de Lairesse Winkelmann, den sie in Triest erstachen. Da war der Kreis vollendet! Und was sie an törichter Bücherweisheit den Künstlern ins Ohr geflüstert hatten, davon ließen die sich den Kopf verdrehen. Statt die Ästhetiker zu verachten, glaubten sie ihnen. Die Caraccis fingen wieder an. Die französischen Caraccis wurden Poussin und Lebrun. Die holländischen Poussins und Lebruns von der Werff und seine Nachfolger. Die deutschen van der Werffs Carstens und Mengs. Der Kreis war abermals geschlossen. Das Rechtsumkehrt war vollzogen. Und die Penelopen und Andromachen, die Frühflorentinerinnen, die Brunhilden und Kriemhilden hielten ihren Einzug. Eine bodenständige Kunst hatte aufgehört. Eine ihren Boden fliehende hob an und sie beglückt uns bis heute.

Denn es muß wiederholt werden, was wir oben sagten: Ob die Flucht nach der Antike oder ins Mittelalter hin sich erstreckt, oder ob sie ins Ausland, zum Bauer in die Heideeinsamkeit oder wer weiß wo sonst noch hin ‚auf die Dörfer' geht, das macht keinen Unterschied. Man muß die Frage stellen: Wer allein treibt Kunst? Wer allein malt? Und solange man darauf antworten muß: Nur die Kultur allein treibt sie, nur sie allein malt, bildhauert und baut! solange ist für solche Kultur die Heimat nur die Kultur. Ob der Großstadtkünstler nach Italien reist und dann eine Mappe voll Apollos mitbringt oder ob er aufs Land geht und Bauernstudien sammelt, wie gesagt, das ist dem Prinzip nach genau dasselbe ‚auf die Dörfer' gehen, es ist dieselbe Flucht aus der Gegenwart. Solange Berlin malt, ist Berlin seine Gegenwart. Solange München malt, ist München seine Gegenwart. Das wäre bodenständige Kunst, wie damals die Watteausche. Die fehlt aber zur Zeit. Es ist bekannt, das gemalte Berlin, das gemalte München fehlt auf den modernen Ausstellungen. Die finden sich nur da, wo photographiert wird. Und da würde man sich's verbitten, wenn man's könnte. Da duldet man's nur aufs höchste gezwungen. Und der es tut, den Knipser, wenn man ihn fassen kann, den rechnet man nicht zu sich, den betrachtet man als seinen Feind.

Weshalb, aus welchem Grunde floh Goethe so oft aus der Gegenwart, aus der Wirklichkeit? Weshalb, wenn die Wirklichkeit an

seine Tür klopfte, war Goethe so oft nicht zu Haus?! Die Antwort darauf ist ziemlich kurz und ziemlich einfach. Der Zusammenhang war: Die Wirklichkeit war ihm zu hart und Goethe bereits war zu weich. Goethe war kein Luther und Goethe war kein Bismarck. Goethe war eine Erasmus-Natur.

Und aus denselben Gründen flieht unsere Kunst von ihrem Boden weg! Der Maler wünscht in Berlin und München zu leben. Die Kultur ist viel schlimmer in ihrer Landflucht, wie jeder Bauernjunge. Aber etwas über sie sagen, sie malen will sie nicht. Die Nerven sind schlechter, die Menschen sind leichtverletzlicher geworden. Einem solchen Zusammentreffen ist man also je länger je weniger gewachsen. Der Maler würde behandelt werden, wie man den Knipser behandelt, wenn man ihn faßt. Wer will sich dem aber aussetzen?! Dürer malte unter seinen apokalyptischen Reitern auch den überrittenen Papst. Holbein in seinem Totentanze stellte den Tod dar, der unerwartet auch der Königin zur Seite tritt. Wer heute dergleichen malte, den würde man als geschmacklos bezeichnen. Schmeichelei läßt man sich gefallen. Der Schmeichler ist ein Bruder des Teufels! Das übersieht man. Die bekannte Ovidsche Mahnung: ‚Und bedenke das Ende', heißt so ungleich tiefer im Buch Sirach: ‚Und bedenke dein Ende!' Und es wäre solcher Gedanke gewiß uns ungleich wohltätiger, wie Schmeichelworte, mit der einen Hand abgewehrt, mit der anderen angenommen. Aber ihm sei, wie ihm sei! Wer heute malen wollte, wie Dürer und Holbein, es bleibt dabei, den würde man für geschmacklos erklären. Er würde nicht darauf rechnen können, daß seine Bilder an der gewünschten Stelle beachtet würden, daß sie gekauft würden. Und das will man doch. Sie würden wahrscheinlich in die Kunstgeschichte eingereiht werden, während sie so einfach überhaupt für sie nicht mit in Betracht gezogen werden. Aber der Künstler von heute ist eben zu viel Gegenwartsmensch, als daß ihm nicht die gegenwärtige Anerkennung höher stände, wie eine zukünftige. Und er entschließt sich, von solchem heißen Eisen, bei dem man sich verbrennt, abzusehen, und malt Penelopen und Bauern, die niemand verletzen.

Und doch nur bodenständige und Gegenwartskunst ist allein jedesmal Kunst, nur die allein registriert jedesmal, wie gesagt, die

Kunstgeschichte! Denn was sagt uns, fragen wir, heute ein solches Poussinsches oder Lebrunsches Bild? Doch nichts! Nichts für seine Gegenwart und nichts für seine Vergangenheit. Damals 1715 bis 1775 gab es keine solchen tanzenden Jünglinge und Jungfrauen und Sonnenwagen. Und Ludwig XIV. saß nie in einem solchen. Und will man wissen, wie es zur Zeit, als man tatsächlich an solche glaubte, unter den Menschen aussah, so wird man ganz gewiß weder Poussins noch Lebruns Gemälde darüber zu Rate ziehen, sondern nur und allein zeitgenössische Zeugnisse. Eine einzige echte Zeile aus der Zeit wird mehr wiegen, wie Galerien und Museen voll späterer Bearbeitungen. Es ist dasselbe Gesetz, das sich überall wiederholt: Alle Zeit wird bei aller Unzulänglichkeit und Parteilichkeit in wirklich wertvoller Weise dargestellt stets doch nur von ihren Zeitgenossen. Was nutzt es, zur Erkenntnis Gustav Adolfs Folianten und Bände voll Lob und Tadel hervorzuholen, Bücherbörte voll Romane, die später über ihn entstanden sind. Die werden nur als ‚Literatur' verzeichnet.

Es wird dabei bleiben müssen: Alle Kunst, die ernst genommen werden will, muß sich zu dem einen entschließen, die Gegenwart an der Gurgel zu fassen, und, mag sie noch so sehr sich sträuben, sie festzuhalten. Erfolge mit exotischen Stoffen sind Augenblickserfolge. Die Kunst ist oft dazu gekommen, dazu entartet, wenn sie zur Mäcenatenkunst wurde, wenn der Künstler aufhörte, Volkserzieher zu sein, dem es nicht aufs Sattwerden, sondern auf seine Ideale ankam, wenn er in den Dienst irgend eines Großen und Reichen trat, dessen Ruhm für die Nachwelt zu wahren, bis der Herr des Malers eines Tages fand, sein Maler könne nicht malen und ihn hinaus warf. Echte Kunst setzt Nervenstärke, Angriffslust und Streitbarkeit voraus. Wo die aufhören, stirbt auch sie meist. Zeiten, die den Bibelspruch wünschen und ertragen, die bringen auch meist solche echte Kunst hervor. Sie werden geboren und sie sterben in einem Volke meist an demselben Tage. Zum Schlusse folgen die Wolken von Kunst, die keine Kunst sind. Senectus loquax! Die Werke eines Cornelius, eines Schinkel, eines Canova, eines Thorwaldsen!

61. Gegenwart und Romantik.

Was ist Romantik?

Der Begriff ist im Laufe der Zeit ebenso gewaltig gewesen, wie er vor anderen sich jederzeit durch eine besondere Verschwommenheit seiner Grenzen ausgezeichnet hat.

Im allgemeinen ist Romantik ein Aufsuchen der Ferne, der räumlichen und zeitlichen Ferne, ein Verachten der Gegenwart und ein Sichvertiefen in irgendwelche Fremde, irgendwelche Vergangenheit. Es muß aber als zweites noch hinzukommen, daß die bevorzugte Vergangenheit nicht irgendeine ist. Vielmehr bewährt der richtige Romantiker sich darin, daß er unter dem vielen, was diese hervorgebracht hat, stets etwas besonders wertvolles herauszufinden vermag. In Babylonien oder in dem verkommenen kaiserlichen Rom ausgraben, Greuelbilder aus dem 30jährigen Krieg oder lascives Material aus dem späten Venedig herbeiholen, das ist Geschichte, aber das ist keine Romantik. Die Vergangenheit ist da, aber nicht die Güte der Qualität. Aber ins Quattrocento, zu Fiesole zurückgehen, die Nibelungen hervorholen, Luther neu auflegen: Das ist Romantik.

Die Romantik ist die einzige Geistesrichtung, welche einem zu Jahren gekommenen Volke anstehen dürfte. Nicht, daß alle Kraft in einem solchen ja bereits erloschen wäre! Gewiß nicht! Aber sie reicht nicht mehr dazu aus, wirklich Großes noch neu zu schaffen! Es läßt sich, wenn man will, noch jeden Tag erfinden. Aber die sämtlichen Erfindungen bekommen einen Beigeschmack. Es ist, als wenn der Satan bei dem Erfinden anfinge mitzuarbeiten. ‚Menschen ohne Verstand sind Wassersuppen und Menschen ohne Gewissen sind Teufel.‘ Und so viele werden so.

Außerdem, kann man sagen, hat ein jedes zu Jahren gekommene Volk im Laufe seiner Jahrhunderte doch wirklich nach und nach soviel erzeugt, daß es damit nun aufhören kann. Dann also die geleistete Arbeit überschauen, dann wissen, aus ihr die Höhepunkte herauszugreifen und die nochmal zu erleben, die damals in der Jugend durchgemachte Arbeit jetzt nochmal im Alter zu repetieren: Das ist die dem Alter eines Volkes zustehende Haltung. Die Kraft, die es noch hat, muß dazu noch ausreichen, was auch keine Kleinigkeit ist! wie wir sagten, die richtige Wahl zu treffen.

Es ist bekannt, wie stark unser eben abgeschlossenes Jahrhundert ein solches Jahrhundert der Romantik war. Man nennt es zu kurz ein einfach reproduktives. Wie gesagt, die Kunst der Auswahl kommt zu der bloßen Reproduktion durchaus mit hinzu. Aber wie stark haben wir in solchem Sinne reproduziert! Die stärksten Antriebe, vor allem die große Frömmigkeit, die nach 1813 auf lange hinaus ganz Deutschland in günstigster Weise durchzog, sind alles Arbeit der Romantik gewesen. Die besten Stücke aus der Antike, aus dem Mittelalter, aus dem 30jährigen Kriege hat man hervorgeholt, Jesus, Homer, Siegfried, Luther, Herberger. Eine kolossale Welle bester Flut hat uns damals überschüttet. Und das dereinst bleibende am 19. Jahrhundert wird ohne Zweifel sein, daß es seine ausgehende Volkskraft auf solche Ideale nochmal verwandt hat, daß es dafür noch einen Blick besaß, nicht daß die matt werdende Hand noch einige Gewehre und Luftschiffe zusammenstellte. Die wird die Geschichtsschreibung einst kopfschüttelnd bei Seite legen. Es mag sein, daß sie vielleicht aus allerhand Gründen uns unentbehrlich waren. Die Höhenpunkte unserer Gegenwart aber werden bleiben allerhand nochmalige Wiederbelebungen idealer Vergangenheiten.

Wir durchblättern die Memoiren unseres Jahrtausends. 911 haben wir mit ihnen angefangen. Unser Sinn bleibt aber an den Seiten hängen, nicht, wo wir vielleicht gewaltig oder wo wir kleinlich und wunderlich waren, sondern, wo wir gut, fromm und edel waren. Das lesen wir nochmal durch, daran leben wir nochmal auf und werden wir noch einmal jung: Das ist Romantik.

62. Raffael und Doré.

Man ist manchmal der Meinung, die italienische Renaissance und unsere Gegenwart hätten bis zu einer weitgehenden Gleichheit viele Ähnlichkeitspunkte miteinander. Man zitiert von dort und uns, die Wissenschaften blühten und die Künste seien erwacht, man zitiert aus beiden ihre Frivolitäten und ihre dichtenden und philosophierenden Frauen! Wenn wir zwei Werke aus ihnen miteinander

vergleichen, die beide ganz aus ihrer Zeit geboren sind, in derselben wurzeln, und die dabei umfangreich und vielgestaltig genug sind, um in genügender Weise sämtliche Lebens- und künstlerischen Beziehungen widerzuspiegeln, so zeigt sich deutlich bei aller Ähnlichkeit doch die bleibende große Differenz zwischen beiden! Es mag sein, daß uns an Frivolität, Gottlosigkeit, Geiz, Habsucht und moralischer Zuchtlosigkeit manche italienischen Fürstenhöfe, vor allem der päpstliche Hof, mit den Verhältnissen moderner Hochkultur vergleichbar erscheinen: Die ganze Figur Raffaels, so nahe sie mit letzterem zuzeiten in Berührung trat, zeigt uns durchaus doch andere, gesundere Luft. Der Urbinate behielt bis zu seinem frühen Tode noch zuviel Landluft stets in sich.

Wie fesseln, wie bestechen Dorés bekannte Bibelillustrationen! Es ist nicht umsonst dahin gekommen, daß unsere deutsche Bibelillustration des vorigen Jahrhunderts, die Schnorrsche, keinen Eingang in Frankreich gefunden hat, und die Pariser Doré'sche, wie jeder weiß, einen so weitgehenden in Deutschland. Noch bis nicht vor langer Zeit kam es vor, daß goldene Hochzeitsleute bei uns von ihrem freigebigen Landesherrn gerade die Doré'sche Bilderbibel zur Festgabe empfingen, ehe man sie in Geld ablöste. Wie fesseln seine Illustrationen! Wer sie nicht auf Herz und Nieren prüft, meint in ihnen den Gipfel der biblischen Illustrationskunst erklommen zu sehen, während sie nichts als Hochkultur gewöhnlichen Stiles sind.

Welches sind Dorés Mittel, welches ist sein Handwerkszeug, mit dem er so hoch gekommen ist? Es sind, kann man sagen, ihrer im großen und ganzen nur zwei, die er aber in immer neuen Variationen gebraucht, daß man die Wiederholung überhaupt nicht merkt: Einmal die Verstärkung sämtlicher Pointen, sämtlicher formellen und sämtlicher inhaltlichen, und dann der Kontrast.

Sämtliche Pointen werden verstärkt. Zuerst die reinformellen, die reintechnischen.

Doré arbeitet mit Vorliebe und Virtuosität mit allen Perspektiven. Es ist bekannt, daß die Perspektive überall Leben hineinbringt. Ein Haus von vorn gesehen, ist einmal langweilig, von der Seite, daß die Linien zusammenlaufen oder von der Ecke, daß die Kante auf den Beschauer zuzukommen scheint, ist es

lebendig. Doré hat dieses von allen Beziehungen der Perspektive aufs deutlichste gewußt. Gewußt, oder, wenn man will, nicht gewußt, sondern unbewußt als geborener Zeichner instinktiv danach gehandelt! Moses führt die Kinder Israel durchs rote Meer. Die ägyptischen Brigaden versinken und ersaufen hinter ihnen im Wasser. Vor ihnen selbst bäumen sich die Wogen haushoch auf die Seite. Weit hinten, hoch im Hintergrunde, aber steht Moses, alles leitend und dirigierend: Fünf Millimeter, einen halben Zentimeter ist er groß, mit seinen ausgebreiteten Armen hebt er sich fast nur als kleines Kreuzchen vom Hintergrunde ab. Und doch, sobald ihn der Beschauer nur erst einmal entdeckt hat, drängt er unverlierbar sich ihm ins Auge! Oder Mose schlägt Wasser aus dem Felsen. Wieder ist er ähnlich aufgestellt. Nicht so gesucht klein, immerhin etwa zwei Zentimeter groß. Aber was will das besagen gegen die zehnmal so großen Figuren des Vordergrundes. Er schließt jedenfalls den Hintergrund des Bildes nach hinten ab. Dabei bleibt es! Wie geschickt aber ist er damit gestellt! Wie bedeutet es die kunstvollste Ausnutzung des ganzen Bildes, wenn so der Hintergrund, der sonst als Hintergrund verloren zu gehen pflegt, zur Hauptsache verwandt wird. Aller Vorder- und Mittelgrund sorgen immer schon für sich selber. Wie werden sie aber durch solch neue Beleuchtung von so unvorhergesehener Seite verstärkt und neu betont! Es schafft dem Künstler nicht die geringste Schwierigkeit, daß solche weitentfernte Hintergrundsfigur nur noch den mattesten Anspruch hat an alle Farbenwerte, an Licht und Schatten. Für die aufs äußerste duftige Gestalt wird als letzter lichter Himmelshintergrund einfach weiß gewählt, so ist für eine Antithese selbst an dieser Stelle noch gesorgt.

Oder weiter! Es ist stets ein besonderer kleiner Kunstgriff aller Zeichner gewesen, das Geheimnis der Perspektive dadurch zuweilen noch zu verstärken, daß man von den drei Gründen, dem Vorder-, Mittel- und Hintergrunde, den Mittelgrund ausließ. Dann prallen Vorder- und Hintergrund unvermittelt aufeinander. Und jeder Laie kann sich sagen, daß das die Wirkung verschärft. Die Natur arbeitet selbst damit, wenn sie die Landschaft etwa einmal mit Nebel übergießt. Man achte darauf, dann bleibt aller Vordergrund, der dem Beschauer zur Hand liegt, ungefähr wie

er war. Jeder Mittelgrund aber, jeder Baum, der nur 20 Meter von ihm entfernt ist, unterliegt der verschleiernden Wirkung solchen Nebels, wenn das Wasser in der Luft hängt. Er wird uns ferner gerückt, wird dunstiger, mit einem Worte, wird uns zum Hintergrunde gemacht. Der bisherige Hintergrund schwindet hinter Wolken ganz außer Sehweite, der Mittelgrund wird Hintergrund, der Vordergrund bleibt. Das Bild besteht nur aus zwei Gründen. Hier liegt der zauberhafte, schreckhafte Reiz aller Erlkönigstimmung. Hier arbeitet die Natur selbst mit diesem Mittel. Wie oft aber hat absichtlich oder unabsichtlich Doré damit gearbeitet.

Weiter sein zweites Werkzeug, die Pointen zu verstärken: Die Pose. Was ist Pose? Pose ist irgend eine natürliche Bewegung, aber eine Spanne oder zwei in derselben Richtung über die Wirklichkeit hinausgetrieben. Das ist Pose. Die Übertreibung muß in derselben Richtung geschehen, aus der die Bewegung kam, sonst würde sie auffallen. Sie darf nicht ungemessen viel, sondern nur etwas, nur ein wenig geschehen, sonst würde sie wieder auffallen. Sonst würde der Beschauer es merken, daß er hier im letzten Grunde betrogen wird, um für die Sache oder für den Künstler dahinter mehr eingenommen zu werden, als es sich gehört. Er würde einfach merken, daß man ihm hier keinen wirklichen Positiv, sondern einen in der Wirklichkeit überhaupt nicht vorhandenen Superlativ vorsetzt: Und würde verstimmt werden. Wie oft arbeitet Doré mit solcher Verstärkung in der Pose. Die kleine Unwahrheit erlaubt sich liebenswürdig der Künstler: Licentia poetica! Und der Beschauer duldet und verlangt sie zuletzt, weil sie ihn zugleich so prickelnd anregt.

Wie oft arbeitet Doré mit einem kunstvollen Aufbau, einem Auftürmen seiner Menschenmassen und Gruppen! Man weiß nicht, steht das mittlere der Kamele, die die Weisen auf ihrem Zuge nach Bethlehem tragen, eigentlich auf einem plötzlichen kleinen Hügel am Boden, auf dem die anderen nicht stehen? Woher kommt sein Überragen weit über die anderen hinaus, worauf sich dann ein Sattel voll Reiter noch höher auftürmt? Solches Nachfragen läßt sich der Künstler nicht gefallen. Den Fuß der Pyramide verdecken die übrigen Karawanenleiber und Massen von Faltenwürfen. Aber jedenfalls, wenn das Quattro- und

Cinquecento seine Pyramiden konstruierte, so waren die milde dagegen. Ihr Querschnitt ist bei Doré ganz bedeutend spitzwinkeliger geworden.

Was versteht Doré endlich, um seine technischen Pointen zu schließen, aus der Farbe zu machen, malerisch aus seinen Bildern zu machen! Wir sagen malerisch, wir reden von Farbe. Wir wissen alle, Doré hatte mit beiden nichts zu tun. Doré starb aus Gram darüber, daß das beides nicht der Fall war. Es ist bekannt, es war der Schmerz seines Lebens, daß er eben kein Maler, daß er ‚bloß Zeichner' war! Doré hat aus den beiden Farben schwarz und weiß mehr zu machen verstanden, wie andere aus einer ganzen Palette. Schnorr von Carolsfelds Bilder sind alle im strengsten Sinne reine, reinste Zeichnungen. Schnorr hat aus schwarz und weiß nicht machen können, nicht machen wollen, was in ihnen liegt. Doré hat es erkannt, gekonnt und gewollt. Nie dagewesene Zinsen waren es, die er diesem kargen Kapitale abrang! Von den gesamten Kontrasten, die in diesen zwei Farbenwerten liegen, wollen wir an dieser Stelle noch nicht reden. Wie versteht er nur mit einer einzelnen schon zu wirken! Wie versteht er zu wirken, wenn er auf einmal ein ganzes Bild, zu dessen Inhalt es paßt, in zartestes Sonnenmorgenrot eintaucht, das andere Mal wieder in Nacht und Schwarz. Für immer würden natürlich solche Wirkungen versagen. Aber für den einzelnen Fall sind sie die stärksten!

Und gehen wir zu den Pointen über, nicht in technischer, sondern in inhaltlicher Beziehung. Wir können uns kürzer fassen. Sie liegen im letzten Grunde auf derselben Linie: Grausigkeiten, Menschenmassen, einzelne Figuren, wie lebensgroße Porträts wirkend, Entfernung aller Nebensachen zugunsten des Mittelpunktes, der Hauptsache! Doré scheut nicht vor allen möglichen Grausigkeiten zurück. Was für Konsequenzen zieht er und stellt er dar aus der Sintflut! Ohne Zweifel, er faßt ganz anders an wie die Cinquecentisten, die die Toten der Sintflut dazu benutzten, ihre ersten anatomischen Studien daran zu machen! Oder Achan hat den Lohn seiner Tat bekommen und liegt gesteinigt da. Die Raben kommen im langen Zuge geflogen, die Gerechtigkeit zu vollenden. Und im Zickzack rinnt das Blut von seinem Haupte über den

Sand hin. Es ist erschütternd! Oder seine Massen von Menschen, in denen ersichtlich der einzelne nicht einmal mehr eine Nummer ist: Die Menschenmassen Pharaos, die Massen in all den Edomiter- und Midianiterschlachten, die Massen, die auf dem Libanon die Balken für den Tempelbau holen. Die überhöhte Natur ihnen gegenüber, die übergewaltigen Bäume mit den übergewaltigen Durchschnitten erinnern an dieselben Mittel, deren sich den Franzosen nach Preller und die Seinen bedienten, als sie ihre heroischen Landschaften schufen. Die beruhten auch genau auf einer ähnlichen Verstärkung der Pointen! Und solchen durcheinander brandenden und wogenden Massen gegenüber steht dann plötzlich in einem Bilde eine gewaltige Einzelfigur! Moses! Simson und Delila! Jesaias! Nichts wie eine einzige oder zwei solcher Riesenfiguren auf dem ganzen Bilde. Moses wird gelegentlich auf fünf Millimeter verkleinert. Hier nimmt er, wie er mit den zwei Tafeln in der Hand vom Sinai hinabschreitet, das gesamte Bild von oben bis unten ein. Kein lebendes Wesen außer ihm befindet sich mehr darauf. Kein Mensch, kein Vogel, keine Pflanze! Nur Himmel und Fels, von denen er sich abhebt. Kein Mittelgrund wieder, nur Vorder- und Hintergrund.

Man kann zusammenfassen: Dorés sämtliche Bilder haben Mittelpunkte, technisch und inhaltlich. Er ist ein unerreichter Meister gewesen in der Zentralisation seiner Kompositionen. Es ist nicht ein einziges seiner Bilder, vor dem einem der Gedanke kommt, wie vor einem Tierstück oder einer Seeschlacht im Haag oder in Amsterdam: So könnte es nun ebensogut noch nach rechts und links ein paar Meter Leinwand weitergehen. Man muß sagen, es ist das Gesunde an jenen Bildern, daß es so ist: Holland war und ist bis zur Stunde kein Frankreich, fährt bis zur Stunde sich immer wieder gesund auf der See, was Frankreich nicht mehr tut. Aber es ist das Verführerische an Dorés Bildern, daß das alles nicht so ist. Jedes Bild hat seinen einen, seine zwei Mittelpunkte, und auf die hin ist alles in ihm geschaffen! Doré wendet besonders regelmäßig, um die Aufmerksamkeit an ihnen festzuhalten, nicht von ihnen abziehen zu lassen, auch das Mittel an, niemals Akte zu zeichnen. Das ist bei ihm nicht Nachlässigkeit. Es ist das Bewußtsein, daß zu leicht das ja sehr wichtige, aber doch stets

nur rein technische Interesse des Künstlers am Akte ein solches des Beschauers wird. Und der soll sich für anderes interessieren. Alle Akte verbirgt er unter Bergen von Gewändern, die mit einem ersichtlich geringeren Prozentsatz von Aufmerksamkeit zufrieden zu sein pflegen.

Wir können uns noch kürzer fassen betreffs des genannten zweiten großen Mittels, dessen der Pariser sich bedient, um Wirkung zu erwecken, des Kontrastes. Es ist nach dem Gesagten leicht zu verstehen. Alle entsprechende Philosophie war sich stets darüber klar, daß hier immer die zwei Hauptquellen jeglichen Eindrucks lagen. Entweder irgend ein Moment, um das es sich handelt, wird verstärkt, oder es wird ein Gegensatz gesucht. Irgend eine Erscheinung soll nicht wirken an sich und eine zweite ebenso wenig an sich, sondern sie sollen wirken in ihrem Verhältnis zueinander. Nur auf dieses ihr Verhältnis zueinander kommt es an. Rot an sich ist nicht schön und nicht häßlich, grün oder weiß an sich ist nicht schön und nicht häßlich. Aber das Verhältnis zwischen rot und grün, dieses Verhältnis ist häßlich, das zwischen rot und weiß ist das Gegenteil. Also die Kontrastwirkung war die andere große des] Pariser Malers: Hochkultur ist der Schlüssel zu seinem künstlerischen Wesen.

Kontrast in der Farbe, Kontrast in der Person, Kontrast der Gedanken!

Noch einmal also hier: Was verstand Doré aus den zwei Farben zu machen, mit denen er arbeitete! Er hatte nicht nötig, aus unglücklicher Liebe zur Farbe, zu sterben. In der Beschränkung zeigte sich der Meister.

Über seinen Lichteffekt zwischen hell und dunkel ist nicht nötig, etwas zu sagen. Lot und Lots Weib und ihre Töchter wandern in das Dunkel einer schwarzen Nacht hinein, hinter ihnen loht in grellem Feuermeere das brennende Sodom! Elias läßt Feuer vom Himmel fallen. Wie ein glühender Wolkenbruch stürzt es auf die Feinde Gottes nieder! Ringsherum um sie ist Nacht. Gideon überfällt mit der kleinen Schar seiner Getreuen das Heer seiner Feinde. Ein Dutzend Fackeln im Hintergrunde erhellen die schwarze Nacht des ganzen Bildes, in Reflexen auf den fliehenden Rüstungen sich widerspiegelnd. Die Lichtwirkung

geht weit über alle Wirklichkeit hinaus. Die Fackeln würden in Wirklichkeit Glühwürmchen am Horizont sein. Aber wer merkt das gleich? Zu einem Kontraste zwischen schwarz und weiß steigert die Phantasie des Künstlers das Bild! Dazu kommen die Kontraste in den Personen, die Kontraste in Gedanken. Oben Elias, gen Himmel fahrend, unten Elisa, ihm nachrufend, Elias licht, Elisa dunkel. Nur die zwei Personen wieder auf dem Bilde! Unten der verschmachtende Elias, oben der ihn vom Himmel speisende Engel, der Engel hell, der Prophet dunkel. Nur die beiden Personen auf dem Bilde! Man halte den Elias zu. Der überirdische Engel allein soll nicht wirken. Man halte den Engel zu. Elias allein soll nicht wirken. Aber ihr Kontrast wirkt, der Gegensatz zwischen Not und Hilfe! Oder das Urteil Salomos! Die hingerissene, fast möchte man sagen, hingeschmetterte wahre Mutter, die dem Henker ins Schwert greift. Sie kommt einem ja übertrieben vor, wie wenn auf einem schlechten Theater so mit Superlativen gearbeitet wird, daß man im Parkett bei sich spricht: ‚Nun nur langsam! Nun nur keine Übertreibung!‘ Aber wie kontrastiert sie mit der absoluten Ruhe der anderen Mutter: Es kommt einem vor, als habe Doré diese letztere überhaupt gar nicht nach dem Bibeltexte, sondern allein nach der anderen, nur als deren Widerspiel gezeichnet. Dazu wieder die zwei Farbenwerte auf sie verteilt, ein schneeig weißes Weib, wie ein Engel des Lichts, gegenüberstehend einem dunklen, wie einem Engel des Satans. Das Bild prägt sich einem unverlierbar ein! Oder andere Kontraste: Eine Mittelpunktsperson und daneben eine Masse von Publikum. ‚Esra im Gebet‘: Eine kolossale Vorderfigur, dahinter eine Masse Volks, daß man nicht unterscheiden kann, ob der einzelne Mann oder Weib ist. Oder der Engel Gottes erscheint Richter 2: Wieder eine kolossale Vorderfigur und dahinter Volk wie Herden. Oder eine Mittelpunktsperson und darum herum endloses Vieh: Abraham so das Land durchziehend! Das Vieh wie Meereswellen oder wie Heuschreckenschwärme! Die Mittelpunktsperson immer scharf herausgearbeitet als Individuum, die Umgebung, als namen- und persönlichkeitslose Menge gehalten: Christus redet so in der Bergpredigt; man weiß nicht, ob seine Zuhörer Hirten oder Krieger, jung oder alt, Mann oder Weib sind! Gegensätze über Gegensätze!

Und sind es ihrer genug, dann immer nach je sechs Bildern ein völlig farbloses, mit den ganz sonst üblichen Licht- und Schattenwerten! Ohne jede, auch die kleinste Besonderheit, daß der Beschauer bei sich spricht: ‚Es gelang ihm doch nicht immer gleich gut!‘ Wer weiß, ob es Doré nicht gelang! Es macht eher den Eindruck, er war zu sehr Künstler, um nicht den Wert solch eines Fleckes zum Ausruhen, zum Sicherholen von Zeit zu Zeit zu kennen, und ihn selbst mit Gewalt seinen Verehrern zu schaffen. ‚Hagars Austreibung‘, ‚Rebekka am Brunnen‘, ‚Aussöhnung Jakobs mit Esau‘: Es sind Bilder ohne jede Besonderheit. Und was hätte ein Doré gerade aus ihnen, wenn er gewollt, machen können!

Indes lassen wir es damit genug sein des Lobes der Doréschen künstlerischen Qualitäten. Es kommt einem sowieso bereits an manchen Stellen nicht ganz zuverlässig vor. Der Gedanke: Schlechte Kulturkunst! will sich einem in den Sinn drängen.

Machen wir es kurz. Es ist auch so damit. Die 160 Bilder sind weiter nichts. Was die Menschen an ihnen bezaubert, was Deutschland zu einer Auflage des Werkes in Deutschland verführt hat, das ist dasselbe gewesen, wie alles, was in und mit der Hochkultur unser Land verführt und vergiftet!

Stück für Stück kann man, wenn man ihren faszinierenden Zauber von sich abgestreift hat, sie auf solche technischen Vorzüge oder lieber Einseitigkeiten und Raffiniertheiten zurückführen. Jedes Bild ist aufgebaut auf einen oder zwei Tricks. Damit hat man nur zu oft seinen Schlüssel in der Hand! Blättern wir die ersten Kapitel des Alten Testaments durch. Es stimmt auf jedes! ‚Es werde Licht‘; Die Tricks: Lichteffekt, Perspektive, Pose! ‚Erschaffung der Eva‘; Die Tricks: Lichteffekt, Pose. ‚Abels Opfer‘: Kontrast. ‚Abels Tod‘: Kontrast. ‚Die Sintflut‘: Grausigkeit. ‚Die Aussendung der Taube:‘ Kontrast, Grausigkeit, Perspektive, Lichteffekte. ‚Noah verflucht Ham‘: Farblosigkeit. So geht es fort. Das an vorletzter Stelle genannte Bild ist höchst charakteristisch für alles. Die Wasser sind abgelaufen. In Wahrheit hätte man sich alles leer zu denken: Aber Doré legt noch einmal alles einst Lebende und nun Tote vor den Beschauer hin! Und darüber schwebt die Taube! Ein schneeiger Vogel fliegt über schwarzen Fels: Man merkt, es wäre eine Sünde wider

den heiligen Geist für den Maler gewesen, hätte er sie über grauen oder weißen fliegen lassen! Wieder über allem aber türmt sich in kühnster Verkürzung die aufgelaufene Arche in die Höhe, und, um selbst ihr noch zu einem multiplizierenden Hintergrunde zu verhelfen, muß mit langen Wolkenstrahlen, wie sie zuweilen sich ereignen, hinter ihr die Sonne unter- oder aufgehen.

Also, wie gesagt, man kann den ganzen Meister auch so beurteilen. Und, was das wichtigste ist, es wird wahrscheinlich richtiger und zutreffender sein, ihn so zu beurteilen. Wir haben das ganze Kapitel seiner Zutaten vor uns, die Summe alle der Dinge, mit denen er das Brot und Wasser des Lebens hat gemeint würzen zu müssen, um es seinen Zuschauern schmackhafter zu machen. Es ist das ein Kapitel in seiner Kunst, was bedenklich macht.

Und ihm reiht sich unmittelbar nur noch ein zweites eben so wenig einwandfreies an. Zu dem, was er hinzugetan hat, kommt, was er abgetan hat. Zu seinen Zutaten kommen seine Abtaten, kommt das, was ihm fehlt, und was andere haben. Überschüsse werden immer wieder durch Mängel ausgeglichen. Wir ahnen schon bei ihrer bloßen Erwähnung, daß Dorés Mankoliste nicht so ganz klein sein wird. Er bietet Reizmittel über Reizmittel. Wie wird's bei ihm mit der Nahrung stehen?!

Der Vergleich macht alle Dinge klar. Vergleichen wir als ein Bild der Renaissance Raffaels 52 Bibelbilder, die ‚Bibel Raffaels' aus den Loggien, mit Dorés modernen Darstellungen. Ziehen wir gleich einige praktische Beispiele heran.

‚Es werde Licht!' Dorés Gott spricht nichts als diese drei Worte. Man muß sagen, damit ist sein Tagewerk vollendet. Jedes seiner sechs Tagewerke ist eigentlich mit solchen drei oder sechs Worten vollendet. Weshalb und wovon Gott am siebenten Tage ruhen muß, ist aus Dorés Darstellungen nicht erkenntlich. Mit viel Pose und in schöner Perspektive werden solche Worte jeden Morgen gesprochen. Aber wie gesagt, sie sind dann alles pro Tag! Einen wie anders schaffenden und arbeitenden Gott hat die Renaissance bevorzugt, Michelangelo so gut, wie Raffael. Durch Massen aufgetürmter Wolken fliegt, steigt und arbeitet sich in den Loggien der Gott Himmels und der Erde hindurch. Man bedenkt, wenn

das den Tag über so fort geht, so reicht die Arbeit hin, auch einen Gott zu ermüden. Auch ein Gott wird nach solchen sechs Tagen seine Glieder fühlen und wissen, wovon er sich ausruht. Wir haben vor uns denselben Gegensatz, wie in den ersten Kapiteln der Genesis, den Gott des ersten Schöpfungsberichtes mit seinem steten ‚Es werde!‘ und den des zweiten, der, den Menschen ähnlich, in Mühe und Arbeit sichs selbst auch sauer werden läßt. Je weniger die Menschen noch an ihn glauben, desto idealer gestalten sie in der Regel das Gottesbild. Ihr Gott sieht ihnen ähnlich aus, wo der Glaube an ihn noch fest ist. Der fluchende Bauernrekrut entschuldigt sich: ‚Wenn Gott Rekrut wär, der tät auch fluchen‘! Aber er glaubt noch an ihn! Es berührt endlich gleich hier und dann forthin aufs höchste angenehm, daß Raffaels himmlische und irdische Gestalten nirgends Pose, auch nur eine Spur von Pose haben. Wer da meint, die Pose stamme aus dem Süden, der irrt sehr. Sie ist eine Erfindung abständig werdender Hochkultur. Da schießt sie auf und durchseucht zum Schlusse alles!

Weiter! Die ‚Erschaffung der Eva!‘ Von Doré dargestellt nach bewährtem Rezept: Lichteffekt, Pose, eine leise Sinnlichkeit, kokett abgedämpft. Man glaubt zuerst nicht an Doré, wenn er diese letztere im Bibelbuche fast nirgends pflegt. Ein moderner Franzose ohne dem! Wäre das je dagewesen?! Seine Keuschheit wird nicht mehr sein, wie die der genannten römischen Kaiserin, die sich gelegentlich bis unter das Kinn hin bekleidet porträtieren läßt! Wie anders ist in allem Raffael! Gott hat die Eva geschaffen, erarbeitet, und hat die Liebe zu ihr, die jeder rechte Arbeiter zu seinem Werke hat. Väterlich legt er seine Hand ihr auf die Schulter, ihr zuredend, in der plötzlich sie umgebenden Welt nicht zu erschrecken, sondern sich zurechtzufinden. Wir denken an Michelangelos Eva an der Sistinadecke: ‚Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!‘ Anders und doch ebenso! Es sind völlig andere Gedankenreihen, wie bei dem Franzosen..

Weiter! ‚Die Vertreibung aus dem Paradiese!‘ Bei Doré wieder Kontrast, Pose, Lichteffekt! Die vertriebenen Zwei kommen einem nicht vor wie Adam und Eva, sondern wie zwei aus der Fabrik oder von der Werft Vertriebene und Ausgeschlossene, die

halb erschreckt, halb zornig sich umsehen! Wie anders Raffael! Die eine Hand des Engels hält das Schwert und vertreibt, die andere aber legt sich dem Manne auf die Schulter: Tröstend, das Heil sei ihnen genommen, aber vielleicht komme es der Menschheit doch noch einmal wieder! Und Adam weint, so ganz und gar ohne Pose, so bitterlich, wie Petrus, als er den Herrn verraten hatte und hinausging! Und Eva weint nicht, sondern schreitet, still in das Unglück, das sie beide nun einmal angerichtet haben, sich findend, an Adams Seite, mittelalterlich, stark wie ein Bauernweib: Sie wird die ihr auferlegte Aufgabe, eine Gehilfin Adams zu sein, schon wahr machen! Echte gesundeste mittelalterliche Luft aus Urbino durchweht jede einzelne Figur des ganzen Bildes. Der Fleck Renaissance, in dem sie wurzelten, war in jedem ganzen und in jedem einzelnen von aller Moderne himmelweit entfernt. Es ist höchst bemerkenswert, wie viel, viel minderwertiger gerade dieses Bild Schnorr geraten ist. Ein Engel und ein Adam, beinahe Dorés würdig. Und eine Eva, fast ebenso. Man muß die drei Bilder nebeneinander legen und vergleichen.

Höchst charakteristisch ist bei beiden Künstlern die ‚Findung Moses‘. Einer hoffärtigen Königstochter, über die einige ebenso hoffärtige Hofdamen Straußenwedel halten, und denen man es ansieht, daß sie allesamt ihr lebelang noch kein Pechkästchen berührt haben: Denen schwimmt ein solches zu. Und zwei Dienerinnen müssen es öffnen. Und die hochgeborenen Gnädigen werfen einen Blick hinein, die Königstochter, und weil die es tut, auch ihr Gefolge! Das alles aber soll Bibelgeist sein? Hinzugetan ist sehr vieles. Abgetan aber auch. Wie anders hat Raffael den Ton getroffen, dessen Königstochter in Mitleid und Freude ausbricht über das, was sie sieht, und ihr nach ihre Damen. Sie sind Menschen geblieben, deren Händen man es glaubt, daß sie sich wirklich für das Kindlein interessieren werden. Wieviel höher steht der Urbinate über dem Pariser.

Ebenso in ‚Moses auf dem Sinai‘! Doré hat für diesen Höhepunkt des alten Testaments gar sich einen ganz besonderen Kunstgriff ausgedacht. Er wollte seine Kunst nicht in Gefahr bringen, an diesem Punkte zu versagen: So vermied er mit der Niederlage das ganze Problem! Moses wird gar nicht dargestellt als auf dem

Sinai, sondern dargestellt werden Donner und Blitz, von denen berichtet wird, daß sie dieselbe Stunde den Berg umtobten. Und damit war der geschickte Illustrator wieder in seinem rechten Fahrwasser. Hinter dem Blitz und Donner konnte man sich den Mittelpunkt des Alten Bundes abspielen denken. Und die erschreckten und anbetenden Menschen unten am Fuße des Berges mußten das natürlich widerspiegeln! Wieviel höher steht Raffaels Darstellung, die das Problem einfach anfaßt und den demütigen, knieenden Moses darstellt, der aus Gottes Hand die zwei Tafeln hinnimmt.

‚David und Goliath!' Dorés David hat Goliaths Haupt abgeschlagen und wie Perseus seine Medusa, so hält er es den zurücktaumelnden Feinden entgegen! Wie die Kundschafter seiner Zeit aus dem gelobten Lande zurückkehren, eine Riesentraube zu zweit tragen, und als es heißt: ‚Und dies ist seine Frucht!' Doré sie auf einem Felsenabhange hochrecken läßt, daß weithin unten alles Volk sie sehen kann, so hier David! ‚Und dies ist sein Haupt!' Eindruck macht das! Sicher! Wie David aber so dasteht, ist er nie und nimmer ein David, der in Gottvertrauen den Riesen bekriegte: ‚Ich aber komme zu dir im Namen des Herrn Zebaoth!' Selbstvertrauen war seine Art, wie er pathetisch den einen Fuß auf den Toten setzt! Man versteht eigentlich das ganze Bild nicht. Denn, wenn es nur auf Selbstvertrauen und auf Waffen ankam, dann war doch der Riese der weit Überlegene. Doré erniedrigt die ganze Darstellung dahin, daß nur ein plumper Glücksfall David den Sieg in den Schoß geworfen hat! Durchaus anders Raffael. Er stellt den Augenblick dar, wo David dem Toten den Kopf abschlägt. Man sieht es aber dem jungen Sieger an, daß er ihn ganz sicher dann nicht so posenhaft hochhalten wird. Er ist ungleich mehr der David der Bibel geblieben. Es zieht sich durch die ganzen beiden Darstellungen hin, daß die jüngere es ungleich leichter damit nimmt, vom Bibelworte abzuweichen: Wo doch die Seele, aus der heraus eigene Zusätze dann gemacht wurden, ihrerseits ungleich mehr von Natur und jeglichem Leben in Gott abgekommen war, wie bei jenem Früheren, der im idealsten Lebensalter starb, der nie nicht die Abständigkeiten Michelangeloschen Greisenalters kennen gelernt hat.

Also man könnte in derselben Weise weitergehen. Betrachten wir nur noch die ‚Königin von Saba'! Bei Doré ein Prunkstück,

wie wenn eine moderne Königin einem modernen Souverän ihren Gegenbesuch macht und das ganze zum Schluß auf eine große Tafel mit zwei Reden hinauskommt! Allein Raffael hat richtig die geistig bedeutende kluge Frau dargestellt, die nicht einen schuldigen Gegenbesuch machte, sondern die Salomo aufsuchte, um über seine Weisheit sich zu vergewissern, die ihm Rätselfragen vorlegte, wie Brunhild auf Island ihren Gästen. Und als sie alles, was sie suchte, fand, hielt sie ihre Bewunderung nicht zurück: ‚Nicht die Hälfte hat man mir von dir gesagt!‘ Sie eilt auf Salomo zu, und die Diener schütten die mitgebrachten Schätze vor dem König aus. Es ist ein Bild von einem ganz anderen Gehalt!

Raffael gibt hier, wie an so vielen Stellen, überall den Bibelgeist wieder, den der ehrwürdige Text enthält. Und auf der anderen Seite, das muß immer wiederholt werden, fehlen ihm an ebenso vielen Stellen überall die eigentlichen Zutaten, mit denen Doré so recht arbeitete! Perspektive, Pose, Aufbau, Grausigkeiten, Menschenmassen, alle Kontraste, alle die Lichteffekte, Mittelpunkte, alle die Antithesen: Alle diese ganzen falschen Edelsteine, in denen Doré glitzerte und funkelte, sie fehlen alle bei Raffael. Seine Zutaten, wie seine Abtaten waren beide unendlich geringer.

Es sind von beiden genug Beispiele gegeben. Wie fassen wir unser Urteil über die zwei Bibelillustrationen zusammen, die beide so voll und ganz Kinder ihrer Welt waren? Vielleicht geht es in unsere Worte: Nahrung—Reizmittel!? Natur und Mittelalter—Hochkultur und Moderne!? Paris hätte damals in Kultur so gestanden, wie wir selbst vielleicht heute noch nicht stehen!

63. Schiller und Scriver.

Es ist ein bis zur Selbstverständlichkeit festgehämmerter Satz, daß Schiller und Goethe die Höhepunkte unserer Literatur bedeuten. Man würde sich einem allgemeinen Aufruhr aussetzen, die gesamte Tischgesellschaft würde entrüstet sich erheben, wollte man anderes behaupten. Und wer weiß, ob die Dinge nicht doch so liegen.

Wir sehen davon ab, aus Schiller und Scriver Einzelbeläge anzuführen, zum Material für unsere Behauptung. Schiller ist absolut bekannt. Und an Scrivers Bekanntschaft ist vielleicht nur nötig zu erinnern. In manchen Kreisen sicher. Und wo er und die um ihn unbekannt sind, müßte man doch schon um nähere Einsichtnahme bitten. Es wäre ebensowenig möglich, von dieser Gruppe mit einigen Zitaten ein genügendes Bild zu geben, wie das möglich wäre im Falle der Unbekanntschaft bei Goethe und Schiller.

Was aber fehlt diesen Beiden und im großen und ganzen der gesamten zu ihnen gehörigen Poetengruppe, was andererseits jene Gruppe vor, während und nach dem 30 jährigen Kriege besessen hätte? Es dürfte zweierlei sein.

Einmal die Religion! Schiller, Goethe und die ihrigen waren mehr oder weniger religionslos. Was sich an religiösen Äußerungen bei ihnen findet, die die einen sachlich, die anderen wohlwollend auslegen, ändert kaum etwas daran. Und es ist nun die große Frage: Kann der literarische Höhepunkt eines Volkes, wenn er ohne solche ist, ohne Religion ist, wirklich ein solcher Höhepunkt sein!? Muß man nicht so, wie ein Volk, wie der Mensch einmal geartet ist, gerade auf jedem seinem Höhepunkte durchaus auch Religion von ihm verlangen?! Sonst wäre derselbe eben kein Höhepunkt!

Und das zweite dürfte mit diesem ersten zusammenhängen: Es entspricht solcher mangelhaften religiösen Höhenlage auch durchaus eine solche in moralischer Beziehung! Was bedeuten sämtliche Schillerschen und Goetheschen Figuren in dieser moralischen Beziehung? Wir haben bereits oben einmal darauf hingewiesen, wie niedrig, ernst genommen, sie stehen, wie nicht eine einzige unter ihnen ist, die man ernstlich seinem Sohne, seiner Tochter als Vorbild mit ins Leben geben könnte. Eine Menge von Übertreibungen sind es, Mohr in seiner Weise, Posa in der seinigen, Faust in der seinigen. In keiner aber ist Normalität, ist Wirklichkeit, wie draußen auf der Straße und in Wald und Feld die Wirklichkeit ist. Theaterfiguren sind sie Stück für Stück, die eben nicht durch Wirklichkeit, sondern wie immer solche, durch kolossale Übertreibung eines einzelnen Zuges in ihrem Wesen wirken.

Und entsprechend solcher nur relativen Höhe der Figuren bei den Klassikern sind ihre geflügelten Worte! Man hat ja schon oft gefragt: ‚Worauf beruht die Unvergänglichkeit der Klassiker? Sie kann nicht auf ihren Figuren beruhen. Worauf beruht sie?‘ Und man hat geantwortet: ‚Auf ihren geflügelten Worten beruht sie! Die sind das Unvergängliche an ihnen!‘ Ist dem so?

Bei Scriver und denen um ihn kommen, wie bekannt, keine Figuren in Betracht. Sie haben keine Dramen geschrieben. Im übrigen aber finden sich die Stücke, von denen wir eben sprechen. Daß Religion bei ihnen vertreten ist, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. In einer wohl nur vorher und nachher bei Luther dagewesenen Weise handhaben sie in fast vollkommener Art eine Religion, die sich sofort umsetzt in Taten. Hinter ihren sämtlichen Worten steht sofort ein Leben der Tat. Das ist das eine große bei ihnen! Und wie das alles bei ihnen in geflügelten Worten, oft poetischen, oft prosaischen, niedergelegt ist, das ist andererseits ebenso viel höher wie bei unseren Klassikern. Es ist dies letztere, sobald sich einmal einer der Mühe der Vergleichung unterzieht, ja außer allem Zweifel. Je weiter der Vergleich verfolgt wird, desto mehr fällt er aus zu Gunsten jener früheren Gruppe. Ob man an Scrivers ‚Seelenschatz‘ denkt, an ‚Gottholds zufällige Andachten‘ von demselben, an Müllers ‚Erquickstunden‘, an Herbergers sämtliche Schriften, macht nicht viel aus. Das geflügelte Wort bei ihnen ist ungleich höher und tiefer wie bei Schiller und Goethe. Es hat oft etwas Biblisches an sich, etwas Sirachartiges. Und es braucht nichts darüber gesagt zu werden, wie dieser letztere über unsere sog. Klassikern sich hinauserhebt. Herberger und die Seinen stehen auf der Höhe von Luther. Aber sie haben die plastische, anschauliche Form, die Luther noch fehlte.

Wie kommt es, fragt manch einer, daß trotzdem, wenn dem nun so wäre, unsere Poeten sich bis jetzt gehalten haben, die Glieder jener literarischen Gemeinde gesunken sind? Es ist schwer zu sagen. Der Nachruhm, nicht auf lange, aber auf hundert Jahre hinaus, hängt oft an Sonderbarkeiten. Wer will da Funken fangen und Imponderabilien wägen? Ob aber nicht unsere Dichterfürsten

zum großen Teil geblieben sind, weil sie fürs Theater schrieben, und weil ihnen eine immer theaterseliger werdende Zeit folgte, die sie aufnahm? Wer weiß, wenn Don Carlos und Faust als Romane erschienen wären, ob sie noch stärker am Leben wären, wie irgend sonst Schillersche oder Goethesche Prosa?!

Jedenfalls, daß 200 Jahre nach ihrer Entstehung die ganze Scrivergruppe plötzlich auf einmal aus ihrer Vergessenheit hervorgeholt und in zahllosen Neudrucken über ganz Deutschland wieder verbreitet wurden, wie es doch geschah, und daß sie damals eine faktische und praktische Wirkung hervorbrachte, wie sie einfach kolossal war: Das dürfte ein Beweis für ihre Lebenskraft sein, wie ihn bei aller Begeisterung für sie unsere Dichter doch erst noch werden anzutreten haben.

64. Französisch und Englisch.

Wir haben Griechenland und Italien als die abständigsten Länder unseres Erdteils bezeichnet, Frankreich und Österreich als zwei dann kommende, noch nicht so alte, noch nicht so abständige, Deutschland als erheblich jüngeres und England als noch jüngeres Land. Alter und Jugend mischen sich in durchaus verschiedener Weise in ihnen. Und damit die von uns angeführten und besprochenen Eigenschaften ebenderselben. Das tritt uns abermals in deutlicher Weise entgegen, wie man von vornherein annehmen kann, wenn man eine so wichtige Lebensäußerung wie die Sprache miteinander vergleicht. Läßt man das Deutsche als eine Mittelstufe bei Seite, so zeigen uns das Englische und das Französische miteinander verglichen in deutlicher Weise die Eigenart der Jugend und die des Alters.

Höflichkeit!

Wenn man englische Korrespondenz zu führen hat, so fällt einem die Armut an brieflichen Eingangs- und Schlußformeln auf. ‚Dear Sir‘ ‚believe me‘ ‚sincerely yours‘ ‚truly yours‘: Damit ist fast der ganze Vorrat erschöpft. Eine Dame auf einem Gute sucht für ihre Töchter eine Engländerin. Wie auf Verabredung

schreiben alle, die sich bereit erklären, dasselbe: ‚Dear madam!‘ ‚Truly yours!‘ Es gibt auch weiter kaum Formeln.

Derselbe Mangel an höflichen Redensarten tritt einem im Gespräch über Dritte entgegen: ‚Ihr Herr Vater‘, ‚Ihre Frau Mutter‘, ‚Ihr Herr Bruder‘, ‚Ihre Frau Schwester‘. Immer wird die Höflichkeitsbezeichnung fortgelassen. ‚Your father‘, ‚Your mother‘, ‚Your brother‘, ‚Your sister‘.

Jeder weiß, wie anders das im französischen Briefstil ist. Très honorée Madame! Cher monsieur et honoré collègue! Chère et aimable madame! Und dem gegenüber dann das im einfachen koketten Wollkleide einhergehende bloße ‚Madame‘! Das ist nicht das einfache, menschliche englische ‚Dear madam‘, sondern das ist dem Schwulst gegenüber eine gesuchte Einfachheit. Man hat erst einen Schlag auf die eine Backe bekommen, jetzt bekommt man einen auf die andere.

Und dann die Schlüsse: ‚Veuillez agréer, Monsieur le Sous-Préfet, l'hommage de mon profond respect‘, ‚Veuillez agréer, Madame, l'assurance de mes sentiments les plus distingués‘, ‚Récevez, madame, l'expression de mes bons et respectueux sentiments‘. ‚Récevez mes salutations les plus distinguées‘. Man erstickt in Höflichkeitsphrasen, und zum Schluß bekommt man eine von den dreitausend Pariserinnen, die jährlich ihre Stadt verlassen, um in keiner Weise draußen zu arbeiten, sondern nur, um zu abenteuern. Nach England gehen sie nicht. Der Engländer läßt sich auf dergleichen nicht ein. Nach England gehen nur die, die wirklich arbeiten und lernen wollen. Aber Berlin, Wien und Budapest sitzen voll von ihnen. Wir haben in der französischen Sprache dieselbe Höflichkeit vor uns, wie in dem österreichischen Deutsch, das uns mit drei Grüßen auf einmal empfängt oder verabschiedet: ‚Habe die Ehre! Küß' die Hand! Servus!‘ Und wir haben im Englischen den Engländer vor uns, der nur seiner Königin die Hand küßt, sonst niemand im ganzen Land. Plus que les moeurs se raffinent plus les hommes se dépravent!

Weiter: Exaktheit!

Höflichkeit und Exaktheit gehen stets Hand in Hand als Eigenschaften der Hochkultur. Wie exakt ist aber auch auf Schritt und Tritt die französische Sprache!

Man weiß, wir kürzen ab: Elisabeth, Betty, Elli, Ella; Margarethe, Grete, Gretchen, Marga, Margot; Marie, Mariechen, Mieze, Mimi. Der Franzose kennt nur das eine exakte Elisabeth, Marguérite, Marie.

‚Das Barometer‘, sagen wir, ‚ist einen fingerbreit gestiegen‘. Man weiß, es wäre völlig unfranzösisch, den Gedanken im Französischen mit ‚doigt‘, ‚la largeur d'un doigt‘ wiederzugeben. ‚Le doigt n'est pas une mésure pour un instrument!‘ ‚Il est monté quelques dégrées!‘

Ein Witzbold, der andere freihält, fragt die Bedienung: ‚Was kostet die ganze Geschichte?‘ Der französische Kellner würde einem antworten: ‚Je ne vous ai pas conté des histoires, je vous ai apporté quelque chose à manger.‘

Es hat geregnet. ‚Wir können nicht hinausgehen,‘ sagen wir, ‚die ganze Erde ist naß!‘ ‚Non! Il n'a donc pas plu partout! La terre et humide.‘

Die Mutter sagt zu den Kindern: ‚Da steht Wasser! Zähne putzen!‘ Es wäre grundfalsch, wie jeder weiß, es wörtlich zu übersetzen. ‚L'eau n'est donc pas debout!‘ ‚Voilà de l'eau! Brossez vos dents!‘

Die ganze Wolke von abgekürzten Infinitivredensarten, ‚Herkommen!‘ ‚Fortgehen!‘ ‚Inachtnehmen!‘ ‚Geradesitzen!‘ ist samt und sonders dem Franzosen ein Greuel. Er nimmt ein korrektes Substantiv, einen korrekten Imperativ, aber nichts dergleichen! ‚Viens ici!‘ ‚Va-t-en!‘ ‚Attention!‘ ‚Tiens-toi!‘ Der Deutsche und Engländer ziehen unendlich oft irgend ein Akoluth vor. Der Franzose spricht immer in vollen Sätzen. ‚Ce n'est pas assez complet!‘ bekommen wir als stehende Ausstellung zu hören. Gerade von solcher Exaktheit sitzt die ganze französische Sprache voll. ‚Ich habe gehört 2c.‘ Nein, man hat in der Tat nicht etwas gehört, sondern man hat etwas sagen hören! ‚J'ai oui dire‘, ‚j'ai entendu dire.‘ Der Gedanke ist überall viel schärfer abgestochen und zum Ausdruck gebracht, wie im Deutschen und Englischen.

Weiter: Das Reizmittel!

Man fragt irgendwo nach dem Wege. ‚Voyez cette bleue maison là! Dort rechts! Dann links! dann rechts! Et vous voilà!‘ Und die eine Hand klappt dazu mit dem Rücken in die andere, die

Augen blitzen einen an, daß man das ‚Voilà!‘ dreimal im Geist vor sich sieht. Das Englische ist für den Fremden stets deswegen so schwer zu verstehen, weil der ganze Satz in ein Wort zusammengezogen ist, eine einzige schwerblütige Masse. Das Französische macht einem Schwierigkeiten, weil alles in ihm knattert und prasselt, jede Silbe ein neuer kleiner Nervenchok, an den wir nicht gewöhnt sind.

Weiter: Die Verweichlichung!

Die Verweichlichung! Der Kultus mit dem Subjonktif und dem Conditionnel! Das Schweizer Französisch schenkt sich beide oft, konstruiert sein afin que, sein pour que, sowie il faut mit dem Indikativ. Der echte Franzose tut das nie. Kaum ist das harte il faut über die Lippe, so wird es gemildert und erweicht durch das Subjonktif! Und der Conditionnel gar überzieht alles wie mit einem weichen Netz! Je voudrais, j'aimerais, je préférerais! ‚Du wirfst mich um‘ heißt ‚tu me ferais tomber‘, nicht ‚tu me feras tomber‘. ‚Im Französischen sagt man‘, muß unweigerlich heißen ‚on dirait‘, ‚ça se dirait‘. ‚C'est plus doux!‘ ‚Je veux, on dit: c'est trop dur, c'est trop brusque!‘

Es würde nicht schwer halten, wahrscheinlich alle Eigentümlichkeiten einer abständig werdenden Hochkultur in einer Sprache wie der Französischen wiederzufinden. Die ganze Kluft zwischen der Gebildeten- und der Volkssprache, der langue élevée und der langue vulgaire, besteht dort gar nicht mehr recht. Die ganze Volkssprache ist auch schon zur langue élevée gemacht. Auch der Bauer quält sich bereits mit dem Subjonktif. ‚Il faudrait, que vous allassiez‘ schenkt er sich vielleicht noch. Aber ‚il faut, que vous aillez‘ sagt er stets. Nur der Deutschfranzose in der Schweiz sagt einfach und grob ‚il faut que, vous allez!‘

E. Ausblick.

65. Raubbau und Schutzwirtschaft I.

Fassen wir zusammen, wo sitzt der eigentliche Schaden, wo sitzt der Kern des Übels? Wo wird der Raubbau getrieben, der unsere Vorräte vor der Zeit aufbraucht und den Deutschland sich nicht länger gestatten darf, außer es will daran zugrunde gehen?!

Man weiß, Raubbau, Raubbau in verderbenbringendster Weise wird von der Kultur und Hochkultur durchaus auch bei ihr selbst, in ihren eigenen Lebensgebieten, getrieben. Auch alle Großstädte werden damit verwüstet. Der Kinematograph wirkt auf die Nerven, die Biermassen auf Magen und Gehirn, das moderne Zeitungs- und Romanwesen auf alle Moral ein. Um der Bevölkerung Geld aus der Tasche zu ziehen, werden ihre niedrigen Triebe studiert, für die sie es hergibt, und wird nichts dafür genommen, Massen von Menschen aus dem Grunde zu ruinieren, daß zum Schlusse ehrenhaftes Volk zu wetterwendischem Pöbel gemacht wird, wie 1789 in Frankreich, wie vor zwei Jahrtausenden in Jerusalem, der außer Geld und Genuß kein Ideal mehr kennt. Also über Raubbau, wenn ihnen dieser Begriff von allen, die ihn ausüben, nicht immer von neuem aufs sorgfältigste verschleiert würde, könnten unsere Großstädte vielleicht in erster Linie berichten. Sie sind in vieler Weise oft nichts anderes, wie eine zum Ausbeuten bestimmte massa perditionis.

Aber dieses Schicksal kommt an dieser Stelle nicht so sehr in Betracht. Von Großstädten wie unseren heutigen ist im allgemeinen doch nichts mehr zu erwarten. Die Großstadt Jerusalem hat den Heiland gekreuzigt und Rom hat es hinterlassen, daß ihm

das Heil stets allein aus der Provinz gekommen sei. Die Hochkultur besitzt einige Eigenschaften, die sie in einem Staate unentbehrlich machen, voran die, mitten unter anderen Hochkulturstaaten diesen Faktor auch bei sich zu repräsentieren. Im übrigen aber ist diese Fähigkeit mehr doch nur eine sogenannte formale. Und viel über sie hinaus an wirklichen Gütern liefert eine späte Kultur nicht mehr. Ja selbst jenem letzteren gegenüber drängt sich einem die Beobachtung auf: Alle Bismarcke kamen wohl noch immer vom Lande. Und die andere ihr entsprechende: Großstädte werden nie Bismarcke erzeugen. Also angesichts solcher Beobachtungen kann man vielleicht an der Behauptung festhalten, die wir oben aussprachen: Der Raubbau, den die Hochkultur an sich und in sich selbst treibt, kommt nicht so sehr in Betracht.

Aber der andere, da, an der Stelle, wo unsere Volksvorräte liegen, die Vorräte, aus denen alles in der Kultur verbrauchte Leben sich immer wieder ergänzt! Der Raubbau an unserer Natur, am Lande, am Bauerntum ist der gefährliche, gefährlich, weil er unser Volk seiner Zukunft beraubt. Fassen wir nochmal zusammen, wie, wo und von wem er getrieben wird. Meist so ungestraft und ungehindert!

Fast der gesamte Raubbau, der unsere Volksvorräte verwüstet und verschwendet, unsere Volksquellen vergiftet, geht mehr oder weniger, kann man sagen, vom Kapital aus. Direkt, wie jeder weiß, nicht so sehr auf dem Lande. In die Börse und ihr Spiel, das zum Schluß nach allem hin und wieder alles Vermögen in die Hand der Großfinanz bringt, ist der Bauer noch nicht sehr hineingezogen. Als Opfer der Börse sind wesentlich die Stadtleute vorgesehen; vielleicht noch dasjenige Bauerntum, das bereits verkaufte und in die Stadt hineinzog. Indirekt aber wird der ausgedehnteste Raubbau getrieben draußen an den landsässigen Höfen.

Die Eisenbahnen, die wesentlich immer doch von aller Großfinanz gewünscht, entworfen und befürwortet werden, in allen Zeitungen, die ihr gehören — und wieviele gehören ihr nicht! — wie Lieblingskinder besprochen und gepflegt werden, tun dazu die Hauptdienste. Eine Anzahl großer Linien läßt man sich ja gefallen, die Kulturmittelpunkt mit Kulturmittelpunkt verbinden.

Erhält aber jedes Dorf seine Linie und seinen Bahnhof, dann ist das rechte Augenmaß wieder einmal verloren gegangen, dann ist das Verderben da. Dann ist jedes Dorf für die Frachtbeförderung offen, für all die Überflüssigkeiten und verweichlichenden Schädlichkeiten, die die Arbeit unseres Fabriklebens ausmachen. Und ein ungeheurer Raubzug an Geld wird ausgeführt. Agenten, wahre Künstler an verderblichem Geschick, reden dem Manne der Natur so lange zu, was er alles braucht, um „gebildet" zu sein, bis er ihnen erliegt. Und eine Flut von Gold fließt auf der unschuldigen Kleinbahnlinie zurück. Das ist der eine Raubzug.

Und der andere geht auf Menschen. Menschen sind bisher dem Großkapital unentbehrlich. Recht viele, damit es seine Warenerzeugung immer mehr ausdehnen kann: Absatz dafür unter weißen, braunen und schwarzen Völkern wird sich schon finden. Und darüber hinaus immer noch mehr, immer mehr Angebot wie Nachfrage, damit sie für alles möglichst billig zu haben sind. Die Frauen gar um Hungerlöhne: Der Direktor rechnet die Prostitution ihnen gleich als Nebenverdienst mit in ihren Lohn ein. Für alles das aber muß der weltfeindliche Bauer an die Stadt, an Stadtluft und Stadtleben gewöhnt werden. Und das geschieht nicht besser, als wenn jede Bauerschaft wieder mit einer Kleinbahn ausgestattet wird. Dann kommt alles andere von selbst. Mit elektrischem Licht, mit freien Abenden, mit Politik und Unzucht wird alle Jugend angelockt, bis sie findet, daß auf dem Lande nicht mehr zu leben ist, bis sie zum Schluß überhaupt auf dem Lande nicht mehr zu haben ist. Knecht und Magd laufen in den Fabriksaal, Sohn und Tochter hinter die Schreibmaschine, ins Warenhaus oder ins Restaurant, und alles endet in Syphilis und frühem Tode. Und der Hof, der nicht ohne Sohn und Tochter, ohne Knecht und Magd sein kann, verkommt. Das aber ist alles Nebensache. Worauf es ankam, der Raubzug an Menschen, der ist getan. Es fehlt dem Kapital nicht an den Millionen Menschen, ohne die es bis jetzt nicht auskommen kann.

Wie Giftschlangen drängen sich die Kleinbahnen überall ins Land hinein. Ein paar unschuldigen Fäden gleich liegen zum Schluß die Schienen in der Gegend und sind doch nichts wie der Strick, an dem jedesmal ein Dutzend von Bauerngemeinden

aufgehängt werden! Der Bauernhof ist zurzeit eine der günstigsten Anlagewerte. Man kann ruhig ihn noch von dem fleißigen Besitzer mit Kunstdünger aufarbeiten lassen. Einst wird alles zu niedrigstem Kurse an das Kapital fallen. Immer wieder: Was ist mittelalterliches Bauernlegen gegen modernes!

Also an solch allem mitzuarbeiten, der Menschheit auf dem Lande einen Hunger beizubringen von der Scholle weg nach der Luft und dem Gifte des Stadtlebens hin, ist die arbeitende Finanz unermüdlich erfinderisch. Mit der Kleinbahn fing sie an. Mit den zwei Handhaben, der Zeitung und der Volksschule, die eine von ihr geschaffen, die andere immer mehr in ihren Dienst gezwängt, erreicht sie, was sie will, in immer breiteren Kreisen.

Die Zeitungen sind ihr Besitz, ihre Schöpfung, ihre Diener, ihr Handwerkszeug, ihnen gehorsam, wie nur Handwerkszeug seinem Meister gehorsam sein kann. Im allgemeinen wehe dem Redakteur, der nicht schreibt, wie er schreiben soll! Und anderweitige Einsendungen von außen können noch so sachlich richtig und sonst vortrefflich sein. Passen sie nicht in den vorgeschriebenen Rahmen, werden sie bei Seite gelegt: Man befrage Guttempler darüber! Dieser Rahmen aber ist der des Kapitals. Ohne Zweifel, es gibt selbständige Zeitungen. Im allgemeinen aber ist es durchaus unrichtig, von einer Selbständigkeit der Presse zu sprechen. Sie ist, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, ebenso selbständig, wie Hand oder Fuß selbständig wären ohne den dahinterstehenden Geist. Sie ist nur das sichtbare Glied, das überall abhängt von dem dahinterstehenden Geist. Und der ist das Kapital.

Und dessen Luft bringen sie in jede Hütte, nächstens unter jedes Stroh- und Schindeldach. Auf dem Tisch hat die Zeitung in der Morgenstunde das Andachtsbuch verdrängt. Die allgemeine Gottlosigkeit, die zunehmende Morallosigkeit unseres Volkes hat in erster Linie die Zeitung auf dem Gewissen. Nichts wird so bald und schließlich so viel gelesen, wie die Zeitung. Der Ministerialdirektor, der Staatssekretär klagt zum Schluß über die Masse von Zeitungslektüre, die er zu bewältigen habe, die ihn zu keiner ernsten Lektüre kommen lasse. In der Zeitung aber steht nichts von Gott und Moral, nichts von Gewissen, Seite für Seite aber oft genug das Gegenteil davon. Und König und Bettler, die von

ihr sich nähren, werden zum Schluß von ihr gebildet und zugerichtet. Die Menschen werden an sie gewöhnt, an ihr Milieu, an ein gleißendes, gottloses, lockeres Kulturmilieu. Es ist nicht schwer, nach Zeitungslektüre von einigen Jahren für dieses die Seelen einzufangen: Sie ist der Satan, der, wo er nur gegen Menschen, nicht gegen einen Gott kämpft, regelmäßig obsiegt. Und der große Raubzug an Menschen ist abermals getan.

Er wird nur nochmals ausgerichtet und ausgeführt durch die gesamte ländliche Volksschule!

Wie oft sprachen Kenner der Verhältnisse schon die Beobachtung aus, daß unsere Volksschule in sozusagen nichts eigentlich der Welt entspricht, für die sie doch in erster Linie bestimmt ist. Wie oft hat man der Beobachtung die scherzhafte Spitze gegeben: Was sollen dem Bauernsohn, der zu Hause den Stall voll Pferde und den Boden voll Mäuse hat, Schulunterrichtsstunden über das Pferd und die Maus? Was soll ihm Batavia und Java, wo er sicher nie hinkommen wird? Oder die ernsthaftere Spitze: Die heutige Bauernschule macht den Bauer nicht heimisch auf seiner Scholle, sondern entfremdet ihn systematisch von derselben! Landflucht sei der Hauptunterrichtsgegenstand! Wie oft haben schon Kenner rundweg den Kopf geschüttelt: Die leitenden Behörden kennen einfach ihr Publikum nicht oder wenigstens kennen es viel zu wenig! Man entschuldigt sich ja. Man weist darauf hin, die Landschule sei wesentlich und vielleicht in erster Linie für die mit, die später in die Städte hineingingen! Ja, ganz richtig, an dieser Stelle liegt der springende Punkt! Die Landschule ist ganz richtig aufgebaut nach Stadtgrundsätzen! Nur, daß dieses fatale, unrichtige Prinzip in der Hauptsache noch dazu nicht freiwillig, sondern gezwungen befolgt, in Wirklichkeit umgesetzt wird! Man achte nur darauf, wie unsere großen Zeitungen querelen und kujonieren, jeden Zank- und Scheltartikel aufnehmen, wo die Volksschule noch nicht nach ihren Wünschen ist, noch eine Stunde Religion zu viel, eine Stunde Rechnen zu wenig hat. Und die Herren Schulräte, nervös werdend, wissend, wieviel leider oben auf solche anonymen Zeitungs-Eingesandts gegeben wird, richten sich nach ihnen und ersetzen die Religions- durch Rechenstunden. Es fehlen nur noch ein paar Allüren von englisch und französisch. Man gebe

acht, sie werden sich auch noch einstellen, gefordert werden und eingeführt werden. Und der richtige oberflächliche ‚Gebildete‘, so richtig, wie er nicht mehr für die Erdscholle paßt, aber völlig paßt für Kultur- und Fabrikluft, der ist fertig. Die Bildung hat sie frei gemacht. Und der Staat hat der Handlanger sein müssen. Sonst hätte die Finanz ihm die Konsols und die Reichsanleihe gedrückt. Der Raubzug an Menschen aber geschieht abermals, diesmal in entsetzlicher Masse an der jüngsten Jugend.

Mit 14, 15 Jahren tobt alles, bestens präpariert, in die Stadt hinein. Ein halbes Jahr später ist alles beim Großkapital untergebracht. Jeder Bursche ist Sozialdemokrat, verhetzt gegen Gott und König, jedes Mädchen ist Hure. Im Warenhaus gibt es fürs erste Jahr 20 ℳ monatlich, fürs zweite 25; Göhres Angaben über diesen Punkt sind nicht richtig. Was bleibt da übrig? Millionen von Warenhausmädchen, von Schreibmaschinen- und Fabrikmädchen, von Kellnerinnen müssen sich helfen: Man gehe doch nur von Zeit zu Zeit Sonntagnachmittags dazwischen, dann, wann man gewöhnlich zu Hause zu bleiben pflegt! Deutschland aber ist der entsetzlich Betrogene. Denn was wird aus solchen Hurenfrauen und Hurenkindern ihm noch an Zukunft erwachsen?! Es ist ein Raubbau sondergleichen, ein Raubbau, der ins Wilde geht. Sämtliche deutschen Staaten sollten sich darum kümmern, wie hier mit ihrem besten Volksdepot gewüstet wird. Was haben im Vergleich dazu ein paar hundert Millionen Mark jährlich zu sagen, die an Bargeld durch die Industrie ins Land gebracht werden! Abgesehen davon, daß sie durch Korn- und Fleischwucher, der alle in derselben Hand liegt, doch wieder aus ihm herausgesogen werden!!

Und das Kapital ist dankbar für all dergleichen doch nie. Der Staat liefert ihm sein bestes Menschenmaterial, präpariert es nach seinen Angaben in der Schule, läßt es aussaugen, auslaugen, ausquetschen bis zum letzten Blutstropfen. Und dafür wird es dann nur zur sozialdemokratischen Armee organisiert und gegen den Staat geworfen: Wie wird etwas so wenig von selbst entstanden sein, wie unsere Sozialdemokratie! Und die Zeitungen müssen ein Heer von hunderttausend Lehrern organisieren, das mit immer neuen unerfüllbaren Wünschen gegen den Staat gestellt wird: ‚Wie zum Sprunge bereit‘, wenn ihnen einer derselben versagt

wird! Man hat oft genug beide miteinander verglichen. Ihre eigenen Vorgesetzten nennen unsere heutigen Volksschullehrer bereits halbe Sozialdemokraten! Die Art ihrer Entstehung und ihrer Pflege wird übereinstimmen. Hinter beiden, völlig verborgen, im dunkelsten Hintergrunde steht dieselbe Macht. Sie sind beides Armeen der Hochfinanz.

Ist unsere moderne Literatur bis hinab zur Sensations- und Schmutzliteratur vielleicht eine dritte? Wir finden Fälle genug in ihr, wo Haus, Staat und Religion in den Staub gezerrt werden. Wo finden wir einmal einen, daß das mit der schmutzigen auri sacra fames oder der Börse geschieht?

Ist unser gesamtes Stadtpublikum vielleicht eine vierte? Erst wird es ausgebeutet und ausgesogen mit immer neuen Moden und Bedürfnissen, die ihnen das Großkapital künstlich angewöhnt, und mit denen es ihm dann jedes Vierteljahr eine Milliarde abpreßt. Erst zerrt es die Menschenmassen in die Stadt hinein, daß ja niemand ein Stück Land mehr unter der Hand hat, auf dem er sich ein paar unverteuerte Eier oder Äpfel züchten könnte, und dann wird es durch den gemeinsten Fleischwucher, Brotwucher, Obstwucher ausgesaugt. Aus Zöllen usw. sollen unsere hohen Preise kommen! Es ist doch zum Lachen! Was für Ausreden! Der Kohlenhändler muß erzählen: In der Elbmündung liegen eine Menge Kohlenschiffe, aber sie könnten des schlechten Winterwetters wegen nicht herein. Deshalb seien die Kohlen so aufgeschlagen! Der Zeughändler muß erzählen, die Wolle schlage so auf, weil in Südafrika so viele Schafe zu Grunde gegangen seien. Und der Kaufmann muß es vom Provenzeröl erzählen, weil Messina verschüttet sei. Als ob unser Provenzeröl aus Messina käme! Also die Ausreden werden beim Bezug der Vorräte gleich zur Verwendung mitgegeben.

Zuerst wird die gesamte Stadtbevölkerung bis zur Armut ausgesogen und ausgemergelt! Und dann wird sie, damit ihr keine Gedanken kommen, damit sie etwas zu tun und zu reden hat, bei jeder Gelegenheit gegen den reaktionären Staat organisiert. Hypnotisiert und fasziniert werden die 300 000 durch die täglichen Zeitungen. Von Zeit zu Zeit wird ihnen Naumann hingeschickt. Und wenn sie immer noch nicht wollen, dann werden ihnen

zehntausend Sozialdemokraten auf die Straße gestellt. Da wird man dann schon gefügig! Weshalb gehen immer neue Millionen in die Stadt hinein, sich der Finanz so zum Opfer anbietend. Sie gehören draußen hin, Menschen zu sein und den Staat zu stärken und damit das ganze Land!

Vier Armeen, von der Finanz gegen den Staat geworfen: Welcher Staat soll solchem Ansturm widerstehen?!

Denn es ist zu beachten, die Großfinanz hat neben allem Streben nach jeglicher Geldmacht nebenbei jederzeit eine Freude daran, die alten Instanzen zu ruinieren. Sie ist international. Sie ist völlig nationenlos. Throne und Völker zu ruinieren bedeutet für sie lediglich eine Kraftprobe, ihre Batterien ihnen gegenüber gelegentlich mit Kartätschen zu laden, lediglich ein Vergnügen.

Also schlimmster Raubbau überall! Und nirgends, wie wir sagten, wird gearbeitet mit Gewalt. Überall mit Freiwilligkeit und Inversuchungführen: Das multipliziert und potenziert den Ertrag der Fischzüge. Es ist ein modernes Bauernlegen, gegen das das alte ein Kinderspiel war. Die Industrie ist die erfolgreichste Manier, ein Land auszubeuten. Deshalb wird Deutschland von sechs Leuten zum Industriestaat gemacht.

Goethe hat Deutschlands Bauerntum Deutschlands ‚Vo[k]sdepot' genannt. Deutschland kann bald fragen: Wie lange reicht solches Volksdepot noch bei solchem Raubbau? Wir greifen bald unsere letzten Rationen an, wenn es so fortgeht. Denn, wie gesagt, wir sind kein England, dem sich alles auf der See wieder auffrischt. Und kein Nordamerika, in das fortwährend neue Volkskraft einwandert. Es wird zur Zeit in Deutschland ein Tarockspiel gespielt, wie Deutschland noch keins gesehen hat. Unserere beste Volksseele ist der Einsatz dabei: Der Point ist noch nie so hoch, so unverantwortlich hoch gespielt. Und Trumpf auf Trumpf wird von der unsichtbaren feindlichen Macht auf den Tisch geschmettert. Stich auf Stich geht uns verloren.

Und neben dem Spiel steht die Mephistogestalt Chamberlains, schmeichelnd und einschläfernd: ‚Und es soll am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen!' Wen die Götter verderben wollen, den verblenden sie zuerst. —

Eben erscheint ein kleines Büchlein von Star: ‚Was Frauen erdulden!‘ Schmutz, Roheit, Versoffenheit, vertierte Männer, zertrampelte Frauen! Zertrampelte Ehen über zertrampelte Ehen. Entsetzen, Entsetzen, Entsetzen! Für jede Frau ist die gemeinste Hurerei besser als eine Ehe. Kommt eine von ihnen einmal aufs Land, so gibt es einen Lichtblick. In der Stadt versaut alles! Gottlosigkeit über Gottlosigkeit, was natürlich überhaupt gar nicht als etwas, als eine Ursache, gar als die Grundursache angesehen wird. Man wird ernsthaft von solchem ‚Volke‘ kaum mehr etwas hoffen dürfen! So aber hat die Großfinanz zur Zeit fünfzig Prozent von Deutschland zugerichtet, nur daß die Zeitungen nicht davon sprechen dürfen! Das ist Raubbau!! Das Büchlein hätte sich auch ‚Deutschland als Industriestaat‘ betiteln können!! — —

So, das wäre nochmal ein Überblick über den ganzen Raubbau unserer Hochkultur. Es ist kein Vergnügen, sich durch den gesamten Schmutz abermals hindurchzuarbeiten! Hunter hat sicher nur recht mit der völlig rückständigen Aufklärung über die Tendenzen der modernen Industrie. Es dürfte absolut notwendig sein, daß Deutschland über seine gegenwärtige Hochkultur sich eine aber vollständig andere Meinung aneignet, als es sie augenblicklich besitzt. Es dürfte sonst in den Armen dieser Delila sehr vorzeitig verenden.

66. Raubbau und Schutzwirtschaft II.

Schutzwirtschaft, Schutzkultur unserer Natur gegenüber! Die Zeiten des Raubbaues sind vorbei, müssen wenigstens vorbei sein, wenn wir als Volk noch auf Zukunft rechnen. Was wir noch haben als Volksvorrat, als fließende Naturquellen, damit muß planvoll, muß sparsam umgegangen werden. Es geht uns nicht anders, wie dem Nordpolfahrer, dem der Vorrat droht auszugehen: Er richtet sich auf planvolle Rationen ein. Wir müssen als Volk uns darüber klar sein, ob Deutschland im Zeitalter der Jugend-

jahre lebt, in denen man zur Not drauflooswüsten kann, oder ob es ein gereifter, vielleicht ein recht gereifter Mann ist; ob Deutschland im Backfischalter oder etwa in einem ziemlich späten Matronenalter steht. Nichts anderes, als wie die Siege 1870/71 über ein noch älteres Volk, drohen uns den Blick dafür zu trüben. Aber wir dürfen uns dafür das Auge nicht trüben lassen; nicht es uns selbst verschleiern, nicht es von irgendwelchen Schmeichlern uns verschleiern lassen. Die obige Frage muß beantwortet werden! Nach den tausend Jahren Geschichte aber, die hinter uns liegen, ist klar, wie man sie beantworten muß. Und darnach müssen wir uns an dieser Stelle stellen zu dem, was uns noch an Volkskraft und quellender Volksgesundheit zu Gebote steht. Wir sind noch kein Frankreich, noch lange kein Spanien, aber wir müssen sparen, wir müssen rechnen, wir müssen Voranschläge machen.

Der Obstkenner spricht von der Entartung der alten Apfel- und Birnensorten. Es betrifft die meisten der bereits mittelalterlichen Klostersorten. Mancher pflanzt sie mit besonderen Hoffnungen in seine Gärten: Schon der Großvater hat den Apfel gehabt! Er findet sich in der Regel enttäuscht. Der Glockenapfel läßt die Früchte vorzeitig fallen, die Canadareinette sitzt regelmäßig voll Krebs und Blutlaus, der Pigeon bildet kein Kernhaus und keine Kerne mehr aus, aus den fünf Fächern sind sehr oft nur vier Fächer geworden, die keine fortpflanzungsfähige Saat mehr liefern. Andere Sorten fangen erst unnatürlich spät an zu tragen, jeder Gravensteinerbesitzer kann davon erzählen. Andere reifen die Früchte immer frühreifer, heute vier Wochen früher, wie noch vor 40 Jahren usw. usw. Und solchen Sorten gegenüber stehen die jungen neuen, die lauter Frische und Kraft in sich haben. Sie fangen früh an zu tragen. Sie setzen reich und überreich an, sie leiden an keinen Krankheiten, sie verlangen keinen besonderen Boden und keine besondere Behandlung, sie haben das Kernhaus voller Kerne! Ja, aber fragen wir: Ist die Rede von jungen und alten Apfelsorten oder von jungen und alten Völkern?!

Also Schluß mit dem Raubbau, wie ihn die unüberlegte und die nicht zu überlegen brauchende Jugend an diesem Platze treibt! Für die Zukunft Schutzwirtschaft, Schutzkultur! Aber wer soll sie handhaben?!

Welches sind in unserem Lande die Mächte, auf die man als Exponenten mit seinen Wünschen und Vorschlägen rekurrieren könnte? Von denen als Mächten, hinter welchen eine Ausführungsfähigkeit stünde, etwas zu hoffen wäre? Sie sind in der Kürze bald aufgezählt: Das Kapital mit seiner kolossalen Helferin, seinem starken Arm, der Presse; die Großstadt; der Staat; seine Verwaltung, seine Wissenschaft, seine Kirche; und endlich das Volk selbst, die gesunde Volkskraft, die sich in gewissen Grenzen stets selbst zu helfen weiß; der Mediziner bezeichnet die Gesamtfähigkeiten, die in jedem Organismus liegen, kraft deren er sich fremden, feindlichen Einflüssen gegenüber durchzusetzen, zu behaupten weiß, mit dem Ausdruck ‚Alexine‘; also diese kämen durchaus auch mit in Betracht.

Was ist unsern Resten von Volksvorrat, von Volksgesundheit gegenüber zu hoffen vom Kapital, von der Hochfinanz? Von all den großen Unternehmungen, die in seiner Hand liegen, allen Arten von Trusts, Syndikaten und Ringen, von dem ganzen Fabrikwesen? Von der gesamten Börse? Von der gesamten Presse? Von dem Eisenbahnwesen, das nicht ruhen wird, bis jedes Dorf mit einem Bahnhof versehen und damit abbaufähig und ausnutzungsfähig gemacht ist? Was wird von all diesem zu hoffen sein für die genannte Schutzwirtschaft?!

Es liegt in der Natur der Sache, daß mehr oder weniger dafür von hier aus nichts zu hoffen sein wird. Der Begriff hat an dieser Stelle überhaupt keinen Sinn. Wo möglichst ausgenutzt, abgebaut werden soll, wie soll da an Schutzkultur gedacht werden!? Es wird darauf hinauskommen, wie ja schon manchesmal gesagt ist, wie es aber immer wieder den Menschen mit Kunst und List verschwiegen wird, daß Fabrik und Börse die großen Schlachtbänke sind, auf denen der Nation ihr Besitz und ihr Reichtum entzogen wird, und die endlose Reihe der Presse ist die Treiberkette, die den Jägern das Wild immer von neuem zutreibt. Also was soll an dieser Stelle der Begriff Schutzwirtschaft!? Die Empfindung des letzten Präsidenten der Vereinigten Staaten gegen solche Großfinanz, gegen ihre völlige Ideallosigkeit, die durch zeitweilige fromme oder wissenschaftliche Stiftungen bemäntelt wird, wird durchaus die normale gewesen sein. Zu hoffen für irgendwelche

Ideale, für irgendwelches Erbarmen wird von dieser ganzen Welt her nichts sein. Sie ist gestimmt, hier und da von einem paar andersartigen Anwandlungen abgesehen, nur auf Raubbau. Das Volk ist der volle Schwamm, der zum Ausgedrücktwerden daliegt! Im Alkohol, an dem einen Punkte, ist das Großkapital erkannt. Es arbeitet aber überall so.

Schutzwirtschaft für unsere Natur! Was ist zu hoffen dafür von unserer Großstadt. Man wird wahrscheinlich sagen dürfen: Nicht viel mehr! Man wird unsern Großstädten nicht vorwerfen dürfen, was wir jenen erstgenannten Faktoren vorwarfen, Mord an unseren Volksvorräten. Im Erfolge wird die Sache aber auf dasselbe hinauskommen. Es wird vorliegen kein Mord, aber fahrlässige Tötung.

Wie hat die Geschichte die Stellung der Städte gegen das Mittelalter geändert! Man wird es dahin zusammenfassen dürfen: Sie haben bedeutend zugenommen an Menschenmassen; sie haben noch viel bedeutender zugenommen an der einen Hauptkunst, diesen Menschenmassen für ihr Geld das Leben schmeichlerisch, verführerisch und weich zu machen. Aber sie haben die politische Bedeutung und die Ernsthaftigkeit verloren, die sie damals besaßen. Im Mittelalter war der größte Kampf, den Europa erlebte, der zwischen Papsttum und Kaisertum: Man denke an Kanossa, an Johann ohne Land, an Avignon. Der zweiterbittertste Kampf, den Deutschland erlebte, war aber der zwischen allem Fürstentum und den Städten. Wie hat jeder Dynast mit seiner Hauptstadt in jahrhundertelangem Kampf gelegen! Wie hat fast jedes Fürstenhaus es mehr als einmal erlebt, daß es in seiner ewigen Geldverlegenheit von dem Kapital der Stadt glatt aus dem Sattel gehoben wurde. Fast jedes Fürstenhaus besaß seinerzeit seine Dankwarderode in den Mauern seiner Hauptstadt und für jedes kam der Tag, wo es für eine Zwangsanleihe ihr seine Burg zur endgültigen Zerstörung überlassen mußte. Bis zum 30jährigen Kriege stieg so das Städtewesen andauernd in die Höhe. Bis der es brach. 1648 waren Göttingen, Hannover, Wolfenbüttel doch nichts mehr, wie Trümmerhaufen. Und ehe sie von diesen Schlägen sich erholten, waren ihnen die Fürsten zuvorgekommen. Aus reichlichen französischen Subsidiengeldern erwuchsen ihnen

Geldquellen. Aus dem Handel mit ihren Heeren, die sie überallhin vermieteten, erwuchsen ihnen noch größere. Die Zeit des fürstlichen Absolutismus hob an. Die Ritterschaft, der ‚Roßdienst' war veraltet. Die Städte hatte der Krieg gebrochen. Die Bauern hatten keine Stimme. Der evangelische Klerus wollte überhaupt keine Macht haben. Die gesamten Landstände wählten für ihre Arbeiten zum Schluß dauernde Ausschüsse, die gleich in den Residenzen saßen, d. h. vom Hofe abhängig waren. Mit den Landständen selbst verkehrte der Fürst nicht mehr persönlich, immer unregelmäßiger wurden sie zusammengerufen, die fürstlichen Verfügungen waren ihnen Gesetze. Johann Friedrich der Katholische von Lüneburg dekretierte: ‚Ich bin Kaiser in meinen Landen!' Und das römische Recht, das gerade auch auf dergleichen zugeschnitten war, verdrängte immer mehr das deutsche.

Solcher Entwickelung gegenüber also erlagen die Städte. Unter Führung von Paris und der Pariser Revolution erlangten sie noch einmal einen Sieg: Die Konstitution. Man kann ja sagen, die Städte haben sie allein in Wahrheit gemacht. Aber es ist ihr letzter Sieg gewesen. Wie gesagt, an Menschenmassen, die ihre Eigenart anzieht, an einer Masse von glänzendem Plunder, das ganze Leben zu verweichlichen, haben sie seitdem zugenommen, an ernster Bedeutung aber ab. Wissenschaft, Kunst, Militär, Rechtspflege, hat ihnen der Staat abgenommen, die Geldmacht die Großfinanz. Von allem ist etwas geblieben, soviel als zur ‚Anregung' tauglich ist: Etwas Wissenschaft, etwas Kunst, etwas Technik. Im übrigen ist die eine Hälfte ihrer Einwohner darauf aus, für ihr Geld sich schmeicheln und amüsieren zu lassen. Und die andere Hälfte denkt darüber nach, wie sich das in immer neuer Weise tun läßt und lebt dafür von dem bezahlten Gelde. Und die gesamte Stadtverfassung ist verbunden, beiden Parteien mit immer üppigeren städtischen Parkanlagen, immer hellerem Glühlicht und immer breiterem Trottoir zu dienen. An ein straffes Stadtregiment, eine ‚Stadtzucht', wie wir davon sprachen, ist kein Gedanke. Die Stadt hat ja keine Machtmittel, kein Militär mehr! Man führt die Rede: Deutschland wird an Berlin zugrunde gehen, wie Frankreich an Paris, wie Rom an Rom zugrunde ging. Ganz gewiß, Berlin wird stets völlig außerstande sein, den

furchtbaren Blut- und Eiterschäden, die so massenhaft in ihm auswachsen und durch die es sein gesamtes Land in Gefahr bringt, irgendwie wirksam zu begegnen. Ganz gewiß, die modernen Capuas wären gar nicht mehr imstande, einen Kampf mit ihrem Staat zu führen. Dieser Kampf ist in seiner Weise und an sich in ähnlicher Weise abgelöst durch den zwischen Staat und Finanz. Die Finanz sitzt in der heutigen Stadt. Und sie hat den alten Kampf zwischen Staat und Stadt wieder aufmodernisiert, wie in der Geschichte vom Hute der Hut immer neu aufgearbeitet wird!

Also wir fragen: Ist von diesem Faktor, von der modernen Großstadt etwas zu hoffen für Schutzkultur unserm Volksvorrat gegenüber? Wir werden unsere Antwort wiederholen müssen: Nein, nichts oder soviel wie nichts! Die Stadt sieht das Land an wie der Villenbesitzer seinen Garten. Man weiß, mit welcher Betonung jede Großstadt das Wort ‚Provinz' ausspricht! Großstadthoffart ist eine ebenso ansteckende wie beinahe unheilbare Krankheit. Wer einmal richtig in ihr dringestanden hat, ist für das Land beinahe lebenslänglich verdorben. Also von solcher Gesinnung ist nichts zu hoffen. Der Villenbesitzer legt seinen Garten heute so an, morgen so, übermorgen läßt er ihn wüste liegen, den Tag darauf verkauft er das Land als Bauplatz. Höher denkt die Stadt in ihrem Durchschnitt nicht vom Lande. Sie wird nicht geneigt sein, das geringste Opfer für sein Land zu bringen, ganz abgesehen davon, daß sie überhaupt nicht imstande sein wird, an dem entsetzlichen Vorbilde, durch das sie dasselbe so furchtbar verdirbt, etwas wesentliches zu ändern. Keiner der vielen Sommerfrischler, über deren fatale Wirkung bereits Riehl geklagt hat, wird geneigt sein, solchen Tatsachen gegenüber sich irgendwelche Einschränkung aufzuerlegen, gar eine Einschränkung seiner so ruinierenden Rede- und Handlungsweise. Was sollen ihm solche Forderungen überhaupt!

Es ist ja bekannt, die Stadt hat im anscheinenden Gegensatze zu diesen Ausführungen zurzeit eine Masse von Vereinen gegründet gerade zur Pflege alles Landes, ‚Landvereine', ‚Heimatvereine', ‚Volkskundliche Vereine'. Aber sie würden bei genauem Hinsehen keine Ausnahme machen von unserem Urteil. Man frage sich doch überhaupt nur: Was soll ein solcher volkspflegender

Verein, der doch wesentlich für Bauerschaft ꝛc. gedacht ist, inmitten der Großstadt? Mit Vorsitzenden, mit Redakteuren, mit Schriftführern, die wohl gar lauter geborene Großstädter sind, im besseren Falle 20, 30 Jahre mitten darunter gewohnt haben? Mit Mitgliedern, die ebenso zu neun Zehntel Vollblut-Großstädter sind, im besseren Falle das Land von ihren Ferienurlauben her kennen? Was sollen solche sonst höchst schätzenswerten Menschen, deren Lebenswurzeln aber zu neun Zehntel im Trottoir wurzeln, ernstlich für das Land wirken? Sie predigen gegen die Landflucht und gerade die Landflucht ist meist ihre eigene Krankheit. Die paar wenigen, die wirklich die Sache kennen, die nicht in Stadtluft wohnen und weben, werden einfach überstimmt und die Provinz wird in das Großstadtschema hineingezwängt. Die ganze Sache kommt auf nichts anderes heraus, wie wenn über Berlin oder Frankfurt sollte befunden werden von der Höhe des Brockens oder von den Alpenschluchten aus. Die mannigfachen Volksvereine, die massenhaft zurzeit in jeder Stadt gegründet werden, werden, wenn sie sich nicht zu einer anderen Arbeitsweise entschließen wollen, mit ihren Trachtenfesten und Dorftheatern, in die die Ferken hineinquieken, ihren Dorfmuseen, Dorfcafés und Dorfbörsen und was es sonst schönes noch geben wird, dem Volke gegenüber sich wahrscheinlich viel weniger an einer Schutzkultur, wie am Raubbau beteiligen! Sie sind Stadtluft über Stadtluft, die das Bauerntum zugrunde richtet. Tüchtige Menschen verfallen erst der Landflucht und dann helfen sie von der Stadt aus ihre frühere Heimat mit zugrunde richten! So geht die Sache ihren Gang. Alljährlich werden prunkvolle Tagungen gehalten. Mit Hauptausschüssen, Spezialausschüssen und Ortsausschüssen, jeder mit einer Unmenge von Namen, so recht mit der Eitelkeit der Menschen rechnend. Natürlich spielen bei allem nur Großstädter mit. Es reden auch nur Großstädter. Das Land muß sich durchaus über das, was bei ihm war und bei ihm ist und sein soll, von einer Großstadt belehren lassen! Und wenn man die Frage stellt: Was bringt das alles?! Die Presse hat zum Schluß ganz recht, so manchmal in merkwürdiger Übereinstimmung zu berichten: Der Höhepunkt der Tagung war das Essen! Also es ist ein Vereinstreiben, das man nicht ernsthaft nimmt. Die verschiedenen Bünde aber lassen sich

das alles ruhig sagen, in den Protokollen wird dergleichen unterdrückt. Und man ändert sich nicht! Wir schließen, womit wir begonnen haben: Die Kultur pflegt alles Land überall nur sehr nominell! Man kann alles in allem zusammenfassen: Alle unsere großen Städte sind Capuas. Darum sehnt sich eben jeder in sie hinein! Was ist aber von Capuas zu hoffen!? Denen ist der Bauer eben ‚Provinz‘, die kommen über Rousseau und Watteau nicht hinaus. Alle unsere Großstädte sitzen von dieser Rousseau- und Watteaustimmung, mit der man die Revolution macht, voll. Also die Heimatvereine müßten sich, wollten sie ernst genommen werden, dazu verstehen, ganz erheblich ihre Arbeitsweise zu ändern. Das wird aber überhaupt ihr Wohnort nicht erlauben!

Wir geben, um noch einen Augenblick dabei stehen zu bleiben, zum Spaß einmal eine Anzahl von Thematen, die ordnungsmäßiger Weise ganz durchaus in sämtliche Heimatvereine, wenn dieselben ernstlich, mehr als eine Stadtmode wären, hineingehörten. Sie werden sich aber schon über die bloßen Titel entsetzen! ‚Bauerntum und Judentum!‘ ‚Der Jude auf dem Lande!‘ ‚Verjudetes und judenfreies Land!‘ ‚Die jüdische Landpraxis!‘ Weiter: ‚Das Elend des Bauernstandes!‘ ‚Die Feinde des Bauernstandes!‘ ‚Gesundes und ruiniertes Bauerntum!‘ ‚Bauerntum und Parteiwesen!‘ Weiter: ‚Wem dient unsere Landschule?‘ ‚Landschule und Landgesundheit!‘ ‚Wer bestimmt die Lehrpläne der Landschule?‘ ‚Landschule und Stadtgrundsätze!‘ Weiter: ‚Die Religion in der Bauernschule!‘ ‚Bauernschule und Bauerninstinkt!‘ ‚Viel oder wenig Religionsstunden?‘ ‚Wer drängt die Religion aus der Bauernschule?‘ Oder weiter: ‚Ländliche Zeitungslektüre!‘ ‚Landzeitung und Stadtzeitung!‘ ‚Die Zeitung in der Schule!‘ ‚Der Schlachtplan der Presse!‘ Oder auch von höchster Wichtigkeit: ‚Wer hat Interesse an der ländlichen Kleinbahn?‘ ‚Wer hat kein Interesse an der ländlichen Kleinbahn?‘ ‚Die Folgen der ländlichen Kleinbahn!‘ ‚Kleinbahn und Finanz!‘ ‚Die Tyrannei der ländlichen Wirtschaften!‘ ‚Vereine und Bierkapital!‘ ‚Wer gründet die Kriegervereine?‘ ‚Die geschlossenen Vereine.‘ Es wären samt und sonders Themata, die in sämtlichen Heimatvereinen auf jeder Tagesordnung stehen müßten. Aber welchem Vorsitzenden werden sie einfallen!? Sie sind Stück für Stück doch alle zu heiß! Man

hält sich an Dinge, die sich nicht wehren können, Strohdächer, Bäume, Steine! Es könnte eines Tages den Großstädtern einfallen, ja ebenso noch allerhand andere Landvereine zu gründen, Ackerbauvereine, Viehvereine, Waldvereine, auch jeden mit möglichst viel ländlichen Mitgliedern, die aber in der Hauptsache nur auf irgend eine grüne oder blaue Zeitschrift zu abonnieren haben, die dann ihrerseits nach den ersten drei großblumigen Nummern lautlos in das Lager des Kapitals hinübergleitet. Kürzlich behauptete eine Stimme in der sonst oft recht schätzenswerten ‚Dorfkirche', Deutschlands Bauernstand sei niemals kräftiger gewesen, wie heute; es liege heute weniger denn je die Besorgnis vor, als ob die Kultur in Bälde seinen Untergang herbeiführe! Wenn der betreffende Autor solche Behauptung noch zwei-, dreimal ausspricht, dann wird man auch wieder veranlassen, daß er dafür ausgezeichnet und dekoriert wird. Eine Menge Leute stehen heute auf dem Standpunkt: Deutschlands ganzes Bauerntum ist im Fluß; es handelt sich nur darum, es dem Neuen zu assimilieren! Der allmächtige Jude wird sie allesamt zur Dekoration vorschlagen, die ihm sein Schlachtvieh so tadellos zutreiben! Wo sind die jungen Romantiker, die sich nicht dazu überreden lassen, die für Deutschlands bestes Volk arbeiten und, wenn es sein soll, dafür untergehen?!

Also es liegt der Großstadt in Wahrheit überall gar nicht daran, an Dingen, die den Staat angehen, ernsthaft mitarbeiten zu helfen. Sie macht sich ein Vergnügen, ein Spielzeug aus dem Bauern wie das Riesenfräulein auf Burg Niedeck, das ist alles. Also es wird diese Art Landpflege dem Erfolge nach meist auf eine bessere Sorte Raubbau herauskommen, wenigstens wie die Dinge zurzeit liegen!

Wir kommen zu dem weiteren großen Faktor im Lande, dem Staate. Was ist vom Staate bezüglich Schutzkultur gegenüber den Resten unseres Volkslebens zu hoffen, daß es nicht heißt: Oben ist Diner und aus dem Keller wird eben die letzte Rheinweinflasche hinaufgeschickt?! Was ist von seinen Behörden zu hoffen, von seiner Wissenschaft, seiner Volksschule, seiner Kirche?

Man wird sagen dürfen: Wenn ein Land zur Rüste geht, dann gibt es für dasselbe nur eine Politik, die imstande ist, es

noch hundert oder zweihundert Jahre länger über Wasser zu halten, nur eine Politik: Das ist Bauernpolitik. Ja keine Städtepolitik, die mochte unter den Saliern gut sein. Ja keine Industriepolitik, weil die Geld bringt. Ja keine weitausschauende äußere Politik, wenn die Fundamente im Innern morsch werden! Bauernpolitik und abermals Bauernpolitik! Wie der Alternde einen Überschlag macht: Was ist noch gesund in und an dir? und von diesen noch gesunden Stellen aus arbeitet, sie vor allen Dingen selbst schont und pflegt!

Was dürfen die noch gesunden Stellen in unserem Volke von unseren Staaten hoffen?

Wir geben die Antwort: Guten Willen beim Staat, der empfindet, daß das Land, das Volksdepot zu ihm gehört, sehr viel. Viel mehr, als bei der Großstadt. Zehn-, hundert Mal mehr als bei der Großfinanz. Staatsgrundsätze sind dazu gesunder als Stadtgrundsätze. Schon deshalb, weil sie mehr Religion in sich haben! Auch alle Ausführung ist ungleich besser. Aber es wäre doch gut, wenn es noch ein ganz Teil mehr davon wäre!

Wir stellen den Satz voran, mit dem sich vielleicht mancher auf den zweiten Blick mehr befreundet, wie auf den ersten, den Satz: ‚Bauernblut in die Behörden hinein!‘ Wir wissen, der Geist, der unsere verschiedenen deutschen Zivilbehörden durchzieht, droht zu sehr von militärischer Art in diesem Punkt anzunehmen. Napoleon hatte das Wort, jeder Soldat trage den Marschallstab im Tornister. Und auch Deutschland hat seine Derfflingers gehabt, die unten anfingen und oben endeten, und nicht zu seinem Schaden. Es hat sie aber im heutigen Militär nicht mehr! Nun wollen wir über Militär nicht weiter sprechen. Militär ist eine so besondere, eigenartige, auch großenteils unnatürliche Welt, daß man ihr ihre Arbeitsprinzipien lassen, sie aber nicht verallgemeinern und zu Vergleichen heranziehen soll! Nehmen wir den evangelischen Pfarrerstand. Wir sprachen schon mehrfach von ihm. Was wäre Deutschland ohne seinen evangelischen Pfarrerstand! Was aber ist das gute an ihm? Man wird es treffen, wenn man sagt, daß er bis in das Volk, bis in die Natur hineinreicht, daß er aus ihm immer wieder zum Teil sich rekrutiert. Allein beim Volke sitzt man in allen Dingen ja doch an der Quelle. Und diesen Sitz festzuhalten, darauf

hält er. Noch jeder Dekan, jeder Superintendent ist nebenher stets Pfarrer. Erst in den hohen Stellen geht diese Berührung verloren.

Deutschlands Behörden aber geht sie verloren, das ist das fatale, oft, so oft bis in ihre untersten Stellen hinein. Die Gemeindevorsteher haben sie. Die ‚gehören aber nicht mit dazu.' Die halten zu ihrer Gemeinde und nicht zum Staate: Da müßte man doch den Bauer nicht kennen! Je größer aber die staatlichen Gerichtsbezirke, die Verwaltungsbezirke, die Forstbezirke, die Baubezirke werden, desto unmöglicher wird ihnen der stete Kontakt mit der Natur. Und hier ist der Punkt, der immer von neuem eine Schwäche bedeutet. Wenn sie alle konstruiert wären nach dem so viel älteren Vorbilde einer Superintendentur, wenn ein Verwaltungsbeamter zugleich an einer Stelle Gemeindevorsteher wäre, ein Forstbeamter an einer Stelle Förster, ein Baubeamter Zimmermeister usw., ob dann nicht vieles besser wäre? Es ist nur dieselbe Sache, wie im Mittelalter Dürer zugleich Türen anstrich und wie heutzutage so richtig wieder darauf hingearbeitet wird, Kunst solle zugleich Handwerk treiben.

‚Bauernblut in die Behörden hinein!' Man denke an die katholische Kirche! In der gilt es bis heute: Jeder Bauernbube hat die Papsttiara im Schranke liegen. Und man nennt doch das nicht demokratisch. Jede Institution, die die Berührung mit der Natur festhält, hält sich frisch und reich, die sie aufgibt, verarmt. Wieviele Verlegenheiten, an denen alle Kultur stets von neuem scheitert, ließen sich glatt und einfach lösen durch Bauernblut und die in ihm liegenden normalen, gesunden Instinkte. Wieviel Sachkenntnis stellte sich ein, die heute so oft fehlt trotz alles guten Willens. Österreich-Ungarn hat doch eine Menge von Oberstuhlrichtern und selbst Vizegespanen aus Bauernblut. Und nicht zu seinem Schaden. Sie klappen nicht die Hacken zusammen und wissen, was sie mit jeder Dame zu reden haben. Aber sie kennen die Verhältnisse. Man studiere das nur einmal. Denn wie wenig Deutschlands durchschnittlicher Beamter zuweilen von der Wirklichkeit weiß, das ist tatsächlich oft schlimm! Bureauarbeit über Bureauarbeit! Dazu die furchtbare Versetzung nach Osten und Westen! Man denke, ein Baum würde alle fünf Jahre verpflanzt! Wachsen

und tragen würde er ja dabei auch, aber wie! Weiter die doch oft ganz städtische Abstammung unseres Beamtentums! Zum Schlusse schaut man dann, die Landpastoren sich möglichst fernzuhalten, weil die das alles natürlich beurteilen können, während man gerade mit ihnen Hand in Hand gehen müßte! Also wenn da geändert würde!

Der Postbeamte sitzt am Schalter, und vor ihm drängt sich das Publikum. Aber es ist getrennt von ihm durch ein Eisengitter. Er lernt es kennen nur durch ein Schiebefenster hindurch. So steht vom Fürsten bis hinab zum geringsten Beamten fast jeder Staat heute bei uns seinem Volke gegenüber! So lernt er es kennen! Das ist Bureaukratie! Die Bureaukratie ist die gefährlichste Krankheit jedes Staates. Die Bureaukratie ist die rechte Staatsschwindsucht, der rechte Staatskrebs. Daß unsere Staaten ständig in allem zurückweichen, ist die Folge wahrscheinlich meist solchen Bureaudaseins. Das Bureaudasein trägt eine Menge von Arbeitsprinzipien in sich, deren jedes einzelne einen Staat zum Schluß um Hals und Kragen bringt! Also wenn da geändert würde! Beamte aus Lokalblut, Beamte aus Bauernblut, die abgesehen von einigen Lehrjahren in der Fremde da sterben müßten, wo sie geboren wären: Wieviel würden die bessern! Ungeheuer viel! So sind die jedesmaligen fünf Jahre, die sie im Osten, Norden, Süden und Westen ihres Landes zubringen, jedesmal fünf Jahre des Sicheinlebens, d. h. fünf Jahre voller Mißgriffe. Wenn das aber beim gesamten Beamtentum sich wiederholt, dann muß an dieser Todesursache nicht ein Land, aber der Staat in einem Lande sterben. Das ist klar ohne jeden Streit.

Fahren wir fort: Was wäre zu hoffen an Schutzwirtschaft von der staatlichen W i s s e n s c h a f t? Wir antworten: Ebenfalls nicht wenig! Mit der überall traktierten lokalen politischen und lokalen Kirchengeschichte jedes Landes sollte tatsächlich aufgeräumt werden. Diese verfitzten Garnknäule der Vergangenheit, mit denen man jeden Kandidaten unglücklich machen kann, haben wenig Segen. Dann und wann eine Dorfgeschichte geschrieben ist auch gut. Aber nun nur nicht die Geschichte von Deutschlands dreißigtausend Dörfern! Aber Volkskunde und in allen Stücken vor allem Religion! V o l k s k u n d e, Volkskunde von berufener Seite aus: Die könnte

Segen stiften. Ganz gewiß! Natürlich dürfte der betreffende Dozent wieder kein geborener Großstädter sein, er dürfte nicht zwischen Büchern und Archivalien den Weg vom Privatdozenten aus hinter sich haben. Er dürfte auch nicht auf Umwegen vom Kapital aus angestellt sein. Dann aber könnte Segen auf seiner Arbeit ruhen, die eine Unmenge von Gesichtspunkten mit auf den Lebensweg geben würde, welche man sich ohnedem mit Mühe erst selbst immer erarbeitet oder über die man überhaupt wegstirbt! Von der Wissenschaft wäre ganz viel zu hoffen, und es wäre vielleicht nicht einmal nötig, überhaupt neue Lehrstühle, d. h. neue Geldmittel für die Disziplin aufzuwenden. Aber Volkskunde müßte jeder Pfarrer, jeder Richter, jeder Verwaltungsbeamte in Zukunft mit auf den Weg bekommen. Die Forderung würde unerläßlich sein: Wie gesagt, sobald unser Raubbau aufhören soll, für den wir nicht mehr jung genug sind.

Vor allem aber müßten gerade auch hierfür speziell die theologischen Fakultäten wieder mehr Religion bieten, wie gerade jetzt. Das dürfte ebenso unerläßlich sein. Es ist bekannt, nochmal, in den 20er und 50er Jahren haben wir eine starke Welle von Religion, an Luther und Scriver anknüpfend, in ganz Deutschland erlebt. In Ritschl, dem großen Romantiker, ist es ihr ein einziges Mal gelungen, auf kurze Zeit auch die Welt des Katheders zu überfluten. Dann aber, als Ritschls Quos ego! verschollen war, hat man wieder mit demselben öden Einerlei fortgesetzt, mit dem man vorher aufgehört hatte. Und die Herren hinterlassen keine Schule mehr, und die jungen Leute wollen keine Pastoren mehr werden, weil mit Hegelscher Philosophie und mit babylonischen Scherben sich eben nicht Pastor sein läßt! Die verschiedenen Parteien werfen sich gegenseitig Unfruchtbarkeit vor, und sie haben letztlich allesamt recht damit. Unsere theologische Wissenschaft wie alle unsere Wissenschaft verkommt in Wissenschaft. Und das ist nicht richtig. Das soll nicht der Fall sein. Wie wäre es? Die ganze sogenannte ‚praktische Theologie‘ pflegt ja immer über Vernachlässigung zu klagen. Sie sollte die Gelegenheit benutzen und die Sachlage einmal kurzerhand wieder bei Ritschl und Scriver angreifen (Ritschl wird nun ja auch ihr gestattet sein, und Scriver ist ja ohnehin ihre Domäne!) und im schnellen Ansturm einmal die gesamten

heutigen alttestamentlichen und neutestamentlichen Lehrstühle über den Haufen werfen. Es würde gehen, es würde über Erwarten leicht gehen: In der ganzen heutigen biblischen Theologie sitzt keine Verve! Und die Herren würden Schule machen! Der Bibelspruch käme wieder in die Höhe, die jungen Leute würden wieder Pastoren werden wollen, und von den Kathedern flössen wieder einmal Ströme lebendigen Wassers aus und nicht bloß Ströme gelehrten! Finden sich keine Kräfte, die an den großen Männern damals im Dreißigjährigen Kriege sich begeistern und andere dafür begeistern?! Es würde großartig sein und der Erfolg so groß wie in früheren Zeiten! Heran mit den jungen Romantikern und Idealisten, die die Sache in die Hand nehmen! Wir Alten sind zu alt dazu. Aus uns Alten wird nicht mehr groß was werden! Aber wie wir sagen: Die Jugend! Die Jugend!

Unsere ganze jetzige Wissenschaft erzieht zu sehr zu Gelehrten. Und es gibt keine Entschuldigung, das ist nicht ihr Hauptzweck!

Was bezüglich der Volksschule und ihrer Handhabung unter Bauerntum, bezüglich der so wichtigen Eisenbahnfrage, die der Staat je länger, je ausgiebiger unterstützt, zu sagen wäre, ergibt sich aus unserem vorigen Kapitel ziemlich von selbst.

Die Volksschule dürfte ungestraft eine ganze Anzahl Fehler an dieser Stelle machen: Aber nicht den einen, die Anweisungen und Desiderien unserer Finanzzeitungen sich zum Ziele zu nehmen und darnach zu arbeiten, wie das zurzeit geschieht. Unsere Schulräte kennen ihr Volk zu wenig. Es läßt sich das ja auch nicht immer ändern. Aber dann müßten sie auf Leute hören, die unter ihnen stehen und die es kennen.

Und bezüglich der Bahnbauten, bis jedes Dorf seinen Bahnhof hat, könnte man entsprechend urteilen: Sollen sie einmal der Großfinanz gestattet sein, dann mag es ihr wenigstens überlassen bleiben, die Subsidiengelder dazu an die Bauernschaften zu zahlen. Daß jene wieder nur den Wunsch äußert und der Fiskus die Unterstützungen zahlt, ist nicht richtig.

Man muß sagen, es wäre umsomehr eine ganz energische Pflege des Bauerntums von seiten aller gutgesinnten Instanzen angebracht, weil — in der Beziehung ist es wieder einmal echte Jugend! es selbst politisch zc. in keiner Weise für sich sorgen kann.

Der Bauer hat einfach keine Vertretung in unseren politischen Körperschaften. Und er kann sich keine schaffen, dafür ist er eben nicht politisch reif. Er ist etwa moralisch durchaus reif, religiös reif, wo die Kultur oft genug in Überreife und Fäulnis sich befindet. Aber politisch ist er nicht reif. Vielleicht geht auch politische Reife meist erst mit moralischer Überreife Hand in Hand. Politisch ist er nicht reif. Es ist der größte Mißgriff, der in Deutschland begangen wurde, daß man die gesamte Konstitution, die er nie begehrt, ja, die er nie vernünftig gefunden hat, zugleich mit anderen, die sie begehrten, auch ihm gewährt hat. Man kann bis zur Stunde unter ihm noch das Urteil hören: ‚Das ganze Wählen nützt nichts!‘ Und die sich für die Sache interessieren, sind seine unsicheren, locker gewordenen Elemente. Also weil das alles so liegt, sollten immer von neuem alle gutartigen Elemente in der Pflege dieser so unentbehrlichen Schicht zusammentreffen: Man wirft doch nicht ein Kind ins Wasser und sagt ‚Nun schwimm oder gehe unter!‘ Es ist traurig zu sehen, wie bei jeder neuen Reichstagswahl sich eigentlich alle Parteien mit ihren Schmeicheleien um den Bauer bewerben, und wie eigentlich keine einzige für ihn taugt. Zum Schluß gerät er jedesmal an eine von ihnen und genau in jedem Falle immer an eine falsche. Wenn der Staat nicht anfängt, um sein Bauerntum, das doch im letzten Grunde zu ihm gehört und nicht zur Stadt, sich ganz anders zu kümmern, wie bisher, so wird es ihm einfach samt und sonders an den liberalen, sozialdemokratischen Stadtgeist geraten. Es dürfte grundfalsch sein, zu meinen: Ein Bauer wird nie Sozialdemokrat! Bauerntum ist Deutschlands jugendlichster und damit reinster Stand. Damit aber auch der, der sich am leichtesten zu allem verführen läßt. Das vergesse man doch nie. Bauerntum wartet darauf, wer es kommandiert. Kommandiert ihm der Staat oder die Kirche, wird es denen folgen. Kommandiert ihm die Sozialdemokratie, folgt es der. Es geht allein darnach, wer ihm kommandiert. Wer ihm nicht befiehlt, sondern mit ihm verhandelt, der wird bei ihm nichts erreichen. Man täusche sich nicht: Es wird eines Tages vom Staate abschmelzen, wie Schnee vor der Sonne! Man täusche sich nicht!

Es passieren ja tatsächlich merkwürdige Sachen! Das wirkliche Bauerntum läßt man mit sehenden Augen zugrunde gehen und

in Berlin gründet man mit ungeheurem städtischem und staatlichem Aufwand ein Freiluftmuseum von zwanzig toten Bauernhäusern. Was soll so etwas! Die Sache ist für einen, der die Dinge wirklich kennt, schon mehr albern! Die Leute wissen wohl gar nicht mehr, was sie für Dummheiten anfangen sollen! Wahrlich! Wen die Götter verderben wollen, den verblenden sie vorher! Wo bleibt da eine vernünftige Liebe zum Vaterlande?! Totschlagen sollte man solche Schafsköpfe!

Videant consules! Videant consules!

Man denke, es käme Bauernblut, Lokalblut in die Beamtenschaft hinein! Nicht Judenblut, nicht Industrieblut, nicht Stadtblut — keine Fremdherrschaft! Ob das nicht allein schon eine ganz neue Sachkenntnis ergeben sollte! Ob nicht ganz anderen Berichte da oben einlaufen würden! Es muß an seinen Berührungsstellen mit dem Volke — das steht fest! der Staat den besten Teil seines Volkes viel, viel, viel besser als bisher kennen lernen, oder, nochmal, es wird ihm derselbe in seiner vollen, ganzen Breite eines Tages von anderen Seiten, die ihn kennen, aus der Hand genommen. Es darf nicht mehr vorkommen, daß nur ein Landpastor tatsächlich Auskunft geben kann über die so wichtigen einschlägigen Verhältnisse, von dem man sich aus anderen Gründen doch wieder nicht gerne wünscht belehren zu lassen! Wie, wenn man kurzer Hand eine Anzahl Landpastoren aus Bauernblut zu Regierungsräten machte, wie Bitzius einer war?! Dann wäre manchem abgeholfen und es würde wahrscheinlich gute Resultate ergeben. Besonders wenn die Betreffenden ihren Wohnsitz auf dem Lande behielten!! Halbe Verwaltungsleute sind sie dort ja so schon!

Hüten wir uns nur stets, die Sache etwa mit dem leichtsinnigen Gedanken abzutun, der sich jederzeit bereitwillig zur Verwendung anbietet: ‚Solange wir leben, hält es noch! Nach uns die Sündflut!‘ Wie oft hört man das Wort in unseren Großstädten, im Scherz gesagt, im Ernst gemeint: Natürlich eine Gewissenlosigkeit ersten Ranges! Die es seinerzeit aussprach, brauchte bekanntlich nicht lange auf seine Erfüllung zu warten.

67. Raubbau und Schutzwirtschaft III.

Wie kommt es, daß die Entartung anhebt und sich in so sichtbarer Weise ausbreitet gerade von allen unseren Ständen ausgesucht in der Stadt, in unserem Bürgerstande? Fassen wir noch einmal diesen Gesichtspunkt zusammen. Es ist nicht ein einzelner Grund Schuld daran, es wirken ihrer die ganze aufgezählte Reihe von Gründen zusammen. Der lange Reichtum, der seit Ewigkeiten in die Städte sich konzentriert hat, die Trennung von der Natur, ebenso lange und konsequent dort durchgeführt, die zunehmende Handelei, die zuletzt alles, Sünde und Tugend eingeschlossen, zum Handelsgegenstande macht; die ungesunde Menschenpfercherei, die immer zunimmt, die Rassenmengerei in diesen vielsprachigen Babels; die Vollkraft und Überkraft, womit man seit langem gerade dort tagaus, tagein arbeitet; die Legion von Reizmitteln, körperlichen und geistigen, an die man sich dort immer mehr gewöhnt hat; der hartgetretene Herzens- und Seelenzustand, der nur auf das stärkste noch reagiert; das Leben unter fortwährender Polizeikontrolle, ohne die solche Menschenmassen andererseits doch wieder nicht auskommen können: Wie gesagt, es ist mit nichten ein einzelner Grund, der die Entartung an dieser Stelle herbeigeführt hat! Wir sind ihrer jedem im einzelnen nachgegangen. Aber es soll immer noch keineswegs die Behauptung damit ausgesprochen sein, ihre Anzahl mit den angeführten erschöpft zu haben. Eine dutzendfache Unnatur hat dazu mitgewirkt, den Menschen selbst zum Schluß zur Unnatur zu machen. Eine dutzendfache Unnatur, seit tausend Jahren vorhanden, seit hundert Jahren ins maßlose gesteigert, hat sich zum Schlusse gerächt, jene Kolosse auf tönernen Füßen erzeugt, die sich selbst nicht zu helfen wissen. Man setze den Fall, es werden zwanzigtausend Menschen in einer Bauernlandschaft mit einer Mauer umzogen: So sollten sie fünfzig Jahre lang leben: Sie entwickelten sich gesund durch das halbe Jahrhundert hindurch. Man ummauere in derselben Weise eine heutige Stadt: Sie erstickte in und an sich selbst. Sie ist bei ihrer inneren Widernatur auf Schritt und Tritt auf steten neuen Zuzug von gesunder Natur geradezu angewiesen.

Es ist mit ihr aber tatsächlich so geworden, daß sie an stets zunehmenden Krankheiten innerlich zugrunde geht. Man denke an ihre Religionslosigkeit und an die Drohungen bereits im Alten Testament: ‚Wenn du der Stimme deines Gottes gehorchen wirst, daß du hältst und tuest seine Gebote, so wird er dich segnen. Wirst du ihn aber verlassen, so wird er dich schlagen mit Darre, Fieber, Hitze, Brunst, Dürre, mit giftiger Luft und Gelbsucht, und wird dich verfolgen, bis er dich umbringe.‘ Man braucht sich nicht darüber aufzuhalten, was Darre und Dürre an Krankheiten zu bedeuten haben. Jedenfalls die Zahl und Unzahl immer neuer Krankheiten, die sich wie eine nie dagewesene Wolke auf unsere Städte niederlassen, und von denen man nicht weiß, wie sie sie noch zurichten werden, die lassen einen an solche alten Worte denken. Wir sprachen davon.

Welches sind die Alexine im Volkskörper, die sich regen können, die man zur Auslösung bringen kann gegen die Verseuchung, gegen die Fäulnis, mit der man überschwemmt wird, gerade an dieser Stelle? Mit der unsere Großstädte überflutet werden, in sämtlichen Lastern ein entsetzlicher Dämon und Mephisto für alles Land?! Hat unser Volk an solchen Stellen keine solchen Alexine mehr? Gibt es Stellen in ihm, wo unten im Grunde keine edlen Möglichkeiten mehr schlummern, wo bis in die letzten Tiefen hinein das Leben erstarrt ist, keine Vorräte mehr ruhen? Ist Deutschland ein Frankreich und Spanien, wo man für alles Edle nur ein ‚pah!‘ hat?! Deutschland ist es nicht! Soll Deutschland verglichen werden, so ist es viel eher zu vergleichen einem Holland, einem England, einem Schweden und Norwegen, einem Finnland, wo tief unten noch Hoffnung und Zukunft schlafen.

Also man sucht sich zu helfen. Man sucht sich auch an den verzweifeltsten Stellen zu helfen. Jeder einzelne Notstand wird vorgenommen, und abgesehen von aller Staatshilfe, vor aller Staatshilfe hilft man sich selbst! Man wohnt zu eng. Gut, man zieht weiter. Man ist zu sehr von aller Natur getrennt. Gut, man schafft sich bei seinem Haus, und wenn es damit auch noch so weit draußen liegen soll, Land, Bäume und Hühner, das ist wenigstens etwas. Man lebt zu außerhäusig. Gut, man wird häuslicher. Man lebt zu viel in Reizmitteln. Gut, man schafft

sie sich ab. Man meidet sie. Man hält über jeden einzelnen Punkt häusliche Beratungen und kleine und große Kongresse. Und was sollen sie nicht helfen?! Was sollen sie nicht den Satan, der umhergeht und sieht, wie er unser Volk, das ihm jetzt an der Reihe zu sein scheint, verschlinge, eine Zeitlang überall zurückscheuchen. Ein Auftreten mit dem Kürassierstiefel nutzt nicht viel, aber es scheucht doch das Geschmeiß jedesmal ein wenig wieder zurück, daß es nicht gar zu frech wird. Das Unkraut wird wenigstens erst einmal wieder gestört.

Aber trotz alledem: Dauernde Hilfen sind das, wie jeder weiß, wie jeder täglich von neuem erfährt, nicht. Gegen Welt und Satan gibt es nur einen vollwertigen, einen ebenbürtigen Gegner, das ist Gott, das ist Glaube, ist Religion.

Dutzende schlagen das Buch zu, wenn sie das Wort ‚Religion‘ lesen, Dutzende lesen gelangweilt zu Ende, Dutzende pfeifen, Dutzende lachen, Dutzende spotten — — will der Deutsche sich selbst nicht mehr erkennen? Will der Deutsche sein eigenes Bild verleugnen?! Wir wiederholen: Der Deutsche ist kein Franzose und Spanier! Ist noch kein Franzose! Man lasse Keller durchs Land ziehen: Auch im schlimmsten Berliner sitzt noch eine Seele für Religion!

‚Morgenandacht! Abendandacht!‘ — Hunderte schreien von neuem dazwischen! Hunderte schreien ‚Schluß‘! Wird der Herr Vorsitzende es durchsetzen können: ‚Der Redner hat das Wort!‘

‚Was sollen wir lesen? Was soll uns zugemutet werden? Sollen wir die entsetzlich langweiligen Bände von modernen Morgen- und Abendandachten durchlesen? Gebt uns Besseres! Gebt uns Gutes! Gebt uns etwas, was wirklich Inhalt hat, etwas, bei dem man sich etwas denken kann. — Und meinetwegen und unsertwegen — — es soll versucht werden!! — Es soll ein Vierteljahr lang versucht werden!‘

Wir haben solches Besseres, wir haben solches Gutes.

Wir sprachen von ‚Denen um Herberger‘. Und wir haben mehr als diese.

Wir wollen sagen: Den deutschen Mann und die deutsche Frau, soweit sie überhaupt ernst zu nehmen sind — und wem will man das ohne weiteres vorenthalten! also den deutschen Mann und die deutsche Frau, die deutsche Familie, die morgens

vor Kaffee und Zeitung und abends nach dem Abendessen um den Haustisch herumsitzen, die Hände zusammenlegen und untereinander ein Kapitel aus Jesus Sirach oder den Sprüchen Salomonis, oder der einfach kolossalen alttestamentlichen Prophetengeschichte lesen, ein Kapitel aus Thomas a Kempis, ein Kapitel aus Müllers ‚Geistlichen Erquickstunden' oder Scrivers oder Herbergers ‚Andachten', und auf die das — nicht sofort, aber nach einem Vierteljahre! nicht Eindruck macht: Die will man erst sehen! Wir haben klar und scharf behauptet: Schiller und Goethe sind nicht unsere literarischen Höhepunkte. Wir haben deutlich gesagt: In jener anderen Zeit liegen sie. Schillers und Goethes geflügelte Worte sind Banalitäten gegen sie. Zollt jemand diesen beiden Anerkennung, so wollen wir den erst sehen, der nicht nach einem Vierteljahr — die Speise ist ungewohnt! doppelt sie zollt jenen anderen! Es kennt sie ja niemand! Wer kennt denn Thomas a Kempis? Wieviele theologische Professoren selbst werden ihn anders kennen, wie aus flüchtiger Lektüre. Und die wird solcher tiefen und hohen Kost nie, nie und nimmer gerecht. Schon Goethe taugt doch nicht zur Eisenbahnlektüre! Immer wieder heißt es, in dem ganzen heutigen Kirchenbetriebe seien in Ordnung nur die Fakultäten. Es ist mit nichten wahr. Sie sind seit mindestens hundert Jahren gründlich in Unordnung, wo sie keine Kollegs haben über Jesus Sirach und keine über Thomas a Kempis und über Müllers Erquickstunden. Und wie sollten sie dazu kommen? Sie haben ja nicht einmal welche über Luther! Oder wenigstens nur über seine Geburtstage, Buchtitel und Wäscherechnungen! Sie müssen ganz gründlich Buße tun — wir sprachen davon! Nicht über ihre dogmatischen Richtungen, das ist nicht nötig. Aber über wichtigeres! —

Also hier ist die Forderung, die man an jedes Haus stellen muß, an jeden Hausvater, an jede Hausmutter: Der Tropfen muß wieder klar werden, dann allein wird auch der Strom wieder klar! Deutschlands Bildung hat Deutschlands Volk verdorben, ist ihm mit einem entsetzlichen Beispiel von Gottlosigkeit vorangegangen; und wenn die großen Bäume im Walde fallen, wieviel Unterholz reißen die mit sich! Wird es die Kraft haben, wieder einen anderen Weg einzuschlagen? Spott und Ausgelachtwerden

werden sich mit dazufinden. Das schadet nichts. Das gehört mit zum Leben, wie der Rahmen zum Bilde. Es wird bei Hunderten der lautesten Lacher — wie gesagt, soweit sie nur ernsthafte Menschen sind, und, wie gesagt, wem soll man das so ohne weiteres vorenthalten? in schon einem Vierteljahr ganz von selbst verstummen. Deutschland hat sich nur vom Satan diese Dinge momentan aus der Hand nehmen lassen. Deutschland habe nur den Mut und trete auf und greife wieder nach ihnen, und es wird an hundert Stellen sich selbst wiederfinden: Tausend wieder aufglühende kleine Flammenherde ohne alle Hilfe von außen, ohne Staat, ohne Geld, ohne Kongresse.

Kein Mensch liest langsam Thomas a Kempis ungestraft und unbelohnt! Aber wenige kennen für wache Nächte das beste Schlafmittel: Das Gebet. ‚Rede mit deinem Gott auf deinem Lager.‘

Uns ist viel zu oft in allen Lebenslagen die rechte Weichheit verloren gegangen, wir sind gefühllos und unbarmherzig geworden, die rechte Härte, wir sind zu weich geworden, können nicht mehr zuschlagen, wollen nicht mehr zubeißen. Wir fühlen das alles selbst. Wir fühlen, es ist mit uns nicht in Ordnung, wir fühlen uns oft so direktionslos. Hier sind die Ärzte, die lehren, die aufklären, die helfen.

Hier liegen Deutschlands vorzügliche Alexine! Vor tausend Jahren und heute! Was soll das Geschwätz, der Mensch wäre heute anders geworden, wie vor tausend Jahren. So sicher ist er derselbe, wie die Tanne auf seinen Bergen dieselbe ist.

Also hier ist die Forderung, um die es sich handelt. — —

— — — — — —

Sonst dürfte es allerdings darauf hinauskommen, daß wir uns vorzeitig rüsten, dasselbe Schaffot zu besteigen, auf dem zurzeit Frankreich verblutet, daß wir vorzeitig den Hals frei machen für denselben Strick, an dem Österreich hängt, das sich in Auflösung befindet! Daß Gott durch die Gottesgeißel einer entarteten Großfinanz und einer entarteten Sozialdemokratie ein ebenso entartetes gesamtes Volk totschlagen läßt, wie man einen tollen Hund totschlägt! Der Mensch hört auf Gott und seine Gebote oder Gott schlägt ihn in Stücke: Es gibt kein härteres und ehierneres Gesetz wie dieses. Und was kümmert es Gott,

ob Er um dieses Gesetzes willen Völker von 30 oder 60 Millionen zerschlägt. Er hat viele solche Völker, auf Erden und anderswo.
— — — — — — — — —

Unsere Staaten haben noch so viele guten Kräfte in sich. Sie tragen insbesondere das Wort Gottes ungleich mehr in der Hand, wie alle Städte: Man sehe auf eine Menge von den berüchtigten Ostelbiern, auf die ganze Masse des Bauerntums. Und wer das hat, der soll eigentlich unüberwindlich sein! Weshalb lassen sie sich von all der Fäulnis, die in qualmenden Giftströmen heute aus allen Stadttoren herausgepreßt wird, entarteter Presse, entarteten Erfindungen, tausendfacher entarteter Widernatur, so überfluten, wie es geschieht? Wehren sie sich doch!! Nur, wie gesagt, nicht ohne Gottes Wort, nicht ohne Glauben! England hat Religion im Leben. Amerika hat Religion im Leben. Dort muß hingesehen werden! Nicht einen Blick nach Paris mehr: Dort geht man rettungslos und unaufhaltsam zugrunde!

Ein Heilserum, den Kranken von gestern auf heute wieder nochmal jung zu machen, gibt es nicht. Aber es gibt noch genug Mittel und Wege, ihn vor vorzeitigem Altern und Absterben zu bewahren! Wenn sie nur eingeschlagen werden! Aber zum Kuckuck! Man schlage sie ein und lasse sich nicht überrumpeln! Sind Luthers und Bismarcks Geist von ihren Staaten gewichen? Können sie nicht mehr kämpfen und beißen, d. h. da, wo es nötig ist? Oder lebt noch eine Spur von der verbrannten Bannbulle und vom Kürassierstiefel in uns?! — —

Wir schließen nicht mit Schiller oder Goethe! Völlig absichtlich nicht! Sondern mit einem Worte von Herberger: „Soll nun eine Stadt nicht verderben, so muß sie vor allen Dingen auf die Stimmme von treuen Seelsorgern hören, die sie vor ihrem Unglück und Untergang in Zeiten warnen. Die große Stadt Ninive sollte ihrer vielen und himmelschreienden Sünden wegen in vierzig Tagen untergehen. Da sie aber Jonas vor Schaden warnet, taten sie im Sack und in der Asche Buße und bekehrten sich ein jeder von seinem bösen Wege, und damit wurde die ganze Stadt erhalten. Denn da Gott sah ihre Werke, reute ihn des Übels, das er geredet hatte, ihnen zu tun, und tat es nicht. Das

ist ja des lieben Gottes alte Weise, daß er Buße für Sünde annimmt. Darum spricht er: ‚Plötzlich rede ich wider ein Volk und Königreich, daß ich es ausrotten, zerbrechen und verderben will. Wo es sich aber bekehrt von seiner Bosheit, dagegen ich rede, so soll mich auch reuen das Unglück, das ich ihm gedachte zu tun.'"

Gib Freudigkeit und Stärke
Zu stehen in dem Streit,
Den Satans List und Werke
Uns täglich anerbeut!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und nun lasse der verehrte Leser sich von einer schmeichelnden Hand das Buch zuschlagen und aus der Hand nehmen: ‚Das ist alles Übertreibung! Der Mann ist ein Idealist, ein Schwärmer!'

‚Den Teufel merkt das Völkchen nie, Und wenn er es beim Kragen hätte!'


G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK